

S.H.KJELLBERG

**RUSSLAND
IM KRIEG**



Aus dem Schwedischen übertragen von Charlotte Lilius. Die schwedische Originalausgabe erschien im Lindfors Bokförlag AB, Stockholm, unter dem Titel:

RYSSLAND IM KRIG

Alle Rechte in deutscher Sprache vorbehalten

Copyright 1945 by Europa Verlag A. G. Zürich

Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich. Schutzumschlag: Johannes Troyer

Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

VORWORT

Während dieses Buch sich im Druck befindet, nähert sich der zweite Weltkrieg seiner mit Spannung erwarteten Endphase. Seit seinem Eintritt in das grosse Kräftemessen hat Russland in den Reihen der Kämpfenden einen hervorragenden Platz eingenommen und wird bestimmt auch einen entscheidenden Einfluss auf die im Zusammenhang mit dem Kriegsende und auf die nach ihm bevorstehenden weltgeschichtlichen Ereignisse ausüben. Der Verfasser ist daher der Ansicht, dass der Zeitpunkt für die Herausgabe des vorliegenden Werkes gekommen sei, obgleich die Kriegsgeschehnisse an der deutsch-russischen Front nur bis zu dem Zeitpunkt geschildert werden können, da die deutschen Armeen von dem eigentlichen russischen Boden vertrieben waren.

Das Buch versucht, ein möglichst vollständiges und korrektes Bild von dem heutigen Russland im Krieg zu geben. Vieles von dem Angeführten fusst auf persönlichen Erlebnissen an Ort und Stelle, gepaart mit einem mehr als dreissigjährigen Studium dieses rätselhaften Landes, welches einen jeden in seinen Bann schlägt, der sich einmal näher mit ihm beschäftigt hat.

Um gewisse Erscheinungen im inneren Leben Russlands ins rechte Licht zu rücken, hat der Verfasser sich gezwungen gesehen, auf bestimmte zeitlich weit zurückliegende fundamentale Fragen zurückzugreifen. Der Titel des Buches «Russland im Krieg» könnte daher manchem irreführend erscheinen. Das russische Volk hat jedoch seit dem Jahre 1914 unter Verhältnissen gelebt, wie sie für ein kriegführendes Land kennzeichnend sind. Der Titel ist deshalb berechtigt, obgleich die Darstellung die Zeit von 1920 an umspannt.

Der Verfasser ist sich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe voll bewusst, ist Russland doch stets das Land der scharfen Gegensätze, der grossen Überraschungen und der möglichen Unmöglichkeiten gewesen und wird es bestimmt noch viele Jahre bleiben. Alles, selbst das Unerwartetste, kann daher eintreffen. Hinzu kommt noch, dass der Verlauf der Ereignisse in den letzten Vorkriegsjahren sowie in den ersten Zeiten des Krieges selbst nur in den grössten Zügen bekannt geworden ist. Einzelheiten und Beweggründe sind vielfach

noch gar nicht aufgeklärt. Russland ist somit ein grosses Rätsel, und es dürfte noch eine geraume Zeit dauern, bis sämtliche Umstände, die zusammen diesen Fragenkomplex bilden, gründlich ermittelt sein werden. Aus diesem Grunde rechnet der Verfasser denn auch mit der Möglichkeit, dass die Entwicklung der Ereignisse sowie die künftige Geschichtsforschung gewisse der in diesem Buche aufgestellten Behauptungen und Schlussfolgerungen, die noch Ende August 1944 durch verhältnismässig sichere Tatsachen begründet schienen, widerlegen können.

Das Buch bezweckt keineswegs, dem Leser ein bis ins kleinste Detail gehendes Bild Russlands im Kriege zu geben, sondern vielmehr ihm bei der Betrachtung des russischen Problems einen Standpunkt zu zeigen, von dem aus er den Gang der Ereignisse einigermaßen richtig zu beurteilen und objektive Schlussfolgerungen daraus zu ziehen vermag. Sollte es dem Buche gelingen, einen Zipfel des undurchsichtigen Vorhanges zu heben, der augenblicklich Russlands inneres Leben den Blicken der Umwelt entzieht, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Das Manuskript wurde im August 1944 beendet, für die deutsche Auflage jedoch sind die Kriegereignisse bis zum Dezember 1944 nachgetragen worden.

Der Verfasser.

DAS RÄTSEL RUSSLAND

In dem gegenwärtigen Weltdrama spielt – wie bereits einleitend hervorgehoben wurde – die Sowjetunion eine der Hauptrollen, und zwar nicht bloss in militärischer, sondern auch in politischer Hinsicht. Russlands militärische Kraftentfaltung, die augenblicklich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist bloss ein Mittel zur Erreichung der von der Sowjetregierung erstrebten politischen Ziele. Es ist daher für die ganze Welt, vor allem aber für die Nachbarstaaten Russlands, von grösstem Interesse, Klarheit über seine aussenpolitischen Ziele sowie über die zur Erreichung besagter Ziele zu Gebote stehenden Ausdrucks- und Machtmittel zu erhalten.

Obgleich wir Schweden seit Urzeiten sowohl in friedlichen Beziehungen als auch in kriegerischen Verwicklungen mit dem grossen östlichen Nachbarn standen, und obgleich wir mehr als einmal auf verschiedene Art und Weise in seine Entwicklung eingegriffen haben, ist Russland uns dennoch mehr oder weniger unbekannt geblieben. Die russische Revolution hat diese Unwissenheit keineswegs vermindert, sondern im Gegenteil den Schleier, der das innere Leben der Sowjetunion vor unseren Blicken verbirgt, noch verdichtet.

Die auf russischer Seite überraschend schwache Eröffnung der Feindseligkeiten im finnisch-russischen Winterkrieg 1939/40, die russische Mässigung im darauffolgenden Friedensschluss sowie die Kriegsereignisse auf dem russischen Kriegsschauplatz im Sommer 1941 führten manchenorts, nicht am wenigsten auf der gegnerischen Seite, zu der Auffassung, dass sich die russische Kriegsmacht in einem ausgesprochenen Schwächezustand befinde. Als eine der Ursachen dieser Schwäche wurde unter anderm die gewaltsame und umfassende Säuberung angeführt, die einige Jahre vor Kriegsausbruch aus innenpolitischen Gründen im russischen Offizierskorps vorgenommen worden war, dessen Bestand sich nach gewissen Angaben um fünfzig Prozent verringert haben sollte. Aus ähnlichen Gründen hielt auch mancher das innere Gefüge der Sowjetunion für brüchig. Man erwartete daher, dass der Zusammenstoss zwischen dem Nazismus und dem Bolschewismus mit einer russischen Niederlage und wahrscheinlich mit dem Zusammenbruch des Sowjetregimes enden würde.

Die Ereignisse haben nicht bloss diese Annahmen widerlegt, sondern auch bewiesen, dass es Russland trotz seinen anfänglich grossen militärischen Niederlagen gelungen ist, materielle und moralische Ressourcen zu erschliessen, deren Grösse die Welt in Staunen versetzt hat. So ist das Kriegspotential des Landes nach dem Kriegsausbruch und vor allem seit dem Sommer 1942 ganz wesentlich gestiegen. Noch bemerkenswerter jedoch ist der Umstand, dass diese Steigerung noch im Sommer 1944 ihren Höhepunkt nicht überschritten zu haben schien, und zwar trotz dem vollkommen rücksichtslosen Verbrauch an Mannschaften und Material. Die Kraftreserven scheinen in dieser Hinsicht geradezu unerschöpflich zu sein. Die militärische Lage zu besagtem Zeitpunkt erlaubt, ohne Risiko eines Fehlurteils, zu behaupten, dass es der Bolschewismus ist, der in dem gegenwärtigen gigantischen Ringen zwischen den beiden totalitären Staatssystemen den Sieg davontragen wird. Alles deutet darauf hin, dass der russische Koloss seine traditionellen tönernen Füsse mit den modernen Raupenkettensystemen vertauscht hat.

Wie die russische Militärmacht ihre wahre Stärke gezeigt hat, so vermochte zu gleicher Zeit auch die Aussenpolitik der Sowjetunion ihre Selbständigkeit immer stärker zu behaupten, und sie hat immer deutlicher bewiesen, dass sie nicht gewillt ist, sich von andern am Gängelband führen zu lassen, sondern ihre eigenen Richtlinien verfolgt.

Aus welchen Ursachen ging diese plötzliche fundamentale Veränderung der Lage hervor? Beruhte sie etwa auf einer im Winter 1941/42 im Allgemeinen ungünstigen Kriegslage der Achsenmächte oder gar auf der totalen Erschöpfung ihrer Militärmacht an der Ostfront? Beging die Kriegsführung der Achsenmächte irgendwelche strategischen Fehler – oder litten diese Mächte Mangel an Mannschaften, Material oder sonstigen Kriegsmitteln? Oder müssen die Ursachen nicht vielmehr ausschliesslich auf russischer Seite gesucht werden?

Am leichtesten zu beantworten ist die erste Frage. Die Kriegslage war im Winter 1941/42 im Grossen Ganzen äusserst günstig für die Achsenmächte, namentlich wenn man das Eingreifen der Japaner in den Krieg und ihre schnell erzielten, vollkommen überraschenden Erfolge in Betracht zieht. Die amerikanische Kriegsmacht musste infolgedessen den Hauptteil des Kriegsmaterials, das sonst Russland zugefallen wäre, für ihre eigenen Zwecke verwenden. Aus dem gleichen Grunde musste auch die Errichtung

einer zweiten Front in Europa aufgeschoben werden. Gleichzeitig begann Rommels Panzerarmee ihre Operationen in Nordafrika, die nach wechselreichen Kämpfen im Frühjahr und Vorsommer 1942 zu bedeutenden Erfolgen der Achsenmächte führten.

All das übte zweifellos einen materiellen und moralischen Einfluss auf die Lage in Russland aus. Hier hatten die Armeen der Achsenmächte – auch nach alliierten Berechnungen – im Sommerfeldzug 1941 eine gute Million russischer Soldaten und gewaltige Mengen von russischem Kriegsmaterial unschädlich gemacht. Hinzu kam weiter, dass Russland einer seiner reichsten Kornkammern, äusserst wichtiger Minerallagerstätten und Kohlenfelder sowie bedeutender Kraftwerke und kriegsindustrieller Anlagen beraubt worden war. Vieles davon, das im weiteren Verlauf des Krieges von grossem Wert für die Achsenmächte war, konnten sich diese in verhältnismässig kurzer Zeit zunutze machen. Somit war für die Achsenmächte, als sie vom Rückschlag betroffen wurden, auch die Lage an der Ostfront äusserst günstig.

Aus diesem Tatbestand ergeben sich folgende Fragen: Wie vermochten die Russen all diese ernsthaften Verluste an Mannschaft, Material und Kriegspotential zu ertragen, und wie konnten sie darüber hinaus noch die Kraft aufbringen, so harte Schläge auszuteilen, dass die siegesgewohnten Achsentruppen nicht bloss ernstlich erschüttert, sondern sogar von einer vollkommenen Katastrophe bedroht wurden? Im Anschluss daran müssen wir uns weiterhin fragen: Woher kommen all diese gut ausgebildeten und erstklassig ausgerüsteten Soldatenmassen, deren Zustrom niemals versiegt, sondern im Gegenteil, trotz allem Gerede von einer totalen Ausschöpfung des Menschenmaterials, stets noch zunimmt? Woraus schöpft der sowjetrussische Bürger die vaterländische Begeisterung, mit der er die Erde seiner Väter verteidigt? Worin wurzelt der Patriotismus dieser russischen Arbeiter und Bauern, denen die Planwirtschaft übermenschliche Anstrengungen abgezwungen und der Machtspruch ihrer Beherrscher die grössten Entbehrungen auferlegt hat und deren Lebensbedingungen sich während des Krieges weiterhin verschlechtern? Hierüber will dieses Buch Aufschluss zu geben versuchen.

Die Frage, ob die militärischen Machtmittel der Achsenmächte an der Ostfront verbraucht gewesen seien, muss verneint werden. Allerdings verursachten die harten Kämpfe, die langen, forcierten Märsche auf den zumeist elenden russischen Wegen sowie die traurigen Unterkunftsverhältnisse und der immer

heftiger auflodernde Partisanenkrieg eine hohe Belastung für die Achsentruppen und eine Erschwerung ihres Nachschubs. Dennoch waren sie weit davon entfernt, verbraucht zu sein, und dies umso mehr, als die ununterbrochenen Erfolge ihre Moral stählen mussten. Erst als der ungewöhnlich frühe und harte russische Winter die für einen Winterkrieg schlecht vorbereiteten und ausgerüsteten deutschen Armeen traf, erst da begann sich in den Reihen der Achsentruppen ein höheres Mass an Erschöpfung bemerkbar zu machen. Erst als dies eingetreten und die deutsche Panzerwaffe durch die Kälte gelähmt war, weil die Schmiermittel gefroren, die Motoren Kälteschäden erlitten und die Kampfswagen im Schlamm stecken blieben, erst da schritten die in Bereitschaft stehenden, für den Winterkrieg geübten und ausgerüsteten russischen Truppen zum Gegenangriff.

Vieles deutet darauf, dass die Russen absichtlich den Beginn des wirklichen Winters abgewartet hatten, ehe sie zum entscheidenden Schlage ausholten, und dass sie sogar ihre Hauptstadt geopfert haben würden, falls der Winter noch länger auf sich hätte warten lassen. Die Rolle, die die russischen Ebenen, die grenzenlosen Entfernungen und der harte Winter in dem russischen Operationsplan spielten, wird daher im Folgenden näher beleuchtet werden. Die «grosszügige Natur» des russischen Volkes, seine ausserordentliche Anpassungsfähigkeit und beinahe legendenhafte Geduld und Ausdauer sowie die staatliche Planwirtschaft sind andere Tragpfeiler dieses Operationsplanes, dessen Grundzüge in der traditionellen Rückzugsstrategie liegen. Alle diese verschiedenartigen Erscheinungen müssen gründlich untersucht werden, um das russische Fragezeichen in befriedigender Weise erklären zu können. Die Ursachen des plötzlichen Umschwungs der Lage müssen also grösstenteils auf russischer Seite gesucht werden.

Die Darstellung der grundlegenden Faktoren des russischen Operationsplanes wird die Frage beantworten, ob die Kriegsleitung der Achsenmächte sich bei der Aufstellung des eigenen Operationsplanes irgendeines strategischen Fehlers schuldig gemacht habe. Es mag jedoch bereits hier hervorgehoben werden, dass der deutsche Operationsplan in allzu hohem Grade durch westeuropäische Gesichtspunkte bestimmt wurde. Man hat dabei übersehen, oder, richtiger gesagt, man hat an höchster Stelle der deutschen Kriegsleitung aus lauter Selbstüberheblichkeit nicht berücksichtigen wollen, dass an russische Verhältnisse in keiner Hinsicht ein westeuropäischer Massstab angelegt werden darf. Sonst hätte man – falls nicht überhaupt auf das ganze Unternehmen gegen Russland verzichtet worden wäre – den entscheidenden Stoss nicht

gegen das politische Zentrum des Landes, sondern einen gross angelegten Schlag über Südrussland gegen seinen Lebensnerv – das heisst gegen die Verbindung mit den Ölquellen des Kaukasus, mit den Minerallagerstätten im Ural und mit den südrussischen, nordkaukasischen und westsibirischen Kornkammern geführt. Mit einem Wort, man hätte danach getrachtet, Russlands zentrale Gebiete von den wertvollsten und für die fortgesetzte Kriegführung unentbehrlichen Naturerzeugnissen und Industriedistrikten abzuschneiden. Nachdem dies ganz oder teilweise gelungen wäre, würde man weiterhin die russischen Hauptarmeen, die man somit der von den endlosen Weiten und unermesslichen Naturreichtümern.

des Landes gebotenen Vorteile beraubt hätte, zur Entscheidungsschlacht gezwungen haben. Dieser Plan hätte allerdings gigantische Ausmasse angenommen, doch sind solche unvermeidlich, wenn es gilt, einen Gegner von ungeheurer Grösse und mit unermesslichen Machtreserven zu bekämpfen. Möglicherweise schreckte die deutsche Kriegsleitung vor den gewaltigen Entfernungen und den langen und verwundbaren Etappenlinien zurück. Wahrscheinlich war man nicht davon überzeugt, diese Distanzen durch rasche Verbände überwinden zu können. Hingegen scheint man umso sicherer gewesen zu sein, mit ihnen die Durchführung der traditionellen russischen Rückzugsstrategie verhindern zu können. Durch Schnelligkeit und Schlagkraft wollte man somit den Russen den Vorteil, welchen die Ausdehnung des Landes ihnen bot, entreissen. Aber gerade dieser Versuch scheiterte, und zwar aus "dem Grunde, "weil man sich auf russischer Seite sowohl der Menschen als des kostbaren Kriegsmaterials wie gewöhnlicher Gebrauchsartikel bediente.

Im Jahre 1942 sahen sich die Achsenmächte dennoch gezwungen, wenn auch nur teilweise und aus andern Gründen, zu dem oben

skizzierten Operationsplan zu greifen. Aber er kam ein Jahr zu spät, nachdem die beste Kraft der deutschen Armee in den harten Winterkämpfen verblutet war und der russische Riese Zeit gefunden hatte, alle seine menschlichen und materiellen Hilfsmittel aufzubieten. Die von den Deutschen noch im Sommer 1942 erzielten Erfolge deuten jedoch darauf hin, dass die deutschen Armeen des Jahres 1941 möglicherweise Aussicht gehabt hätten, einen Operationsplan der oben skizzierten Art erfolgreich durchzuführen.

Um diese Behauptung zu beweisen, müssen die Naturreichtümer Russlands und ihre Ausbeutung untersucht, die Organisation und Stärke der russischen Kriegsmacht klargestellt und die innenpolitische Struktur sowie die da-

durch entstandenen Kraftreserven des Landes dargestellt werden.

Man sieht somit, dass man sowohl in die Breite als in die Tiefe des Problems einzudringen hat, dass die Darstellung sowohl Russlands Natur, Volk und Wirtschaft, als auch die Organisation des zivilen und militärischen Lebens umspannen muss. Ausserdem wird man alle diese Fragen vom russischen Gesichtspunkt aus betrachten müssen. Geschieht dies nicht, so bleibt das russische Rätsel ebenso unabgeklärt wie bisher.

MÜTTERCHEN RUSSLAND

Das Land der endlosen Weiten und Entfernungen

Wir sind uns alle im Klaren darüber, dass Russland ein ungeheuer weit ausgedehntes Reich ist, doch ist damit nicht gesagt, dass wir eine richtige Vorstellung von der wirklichen Grösse des Landes besitzen. Die Ursache dieser mangelnden Kenntnis liegt zweifellos darin, dass wir den Begriff Russland gewöhnlich dem europäischen Teil des Landes gleichstellen. Das Gebiet östlich des Urals ist für manchen ein etwas schleierhafter Begriff, zusammengefasst in dem Wort Sibirien, mit allem, was dieses an öden Waldgebieten, endlosen Schneefeldern, arktischer Kälte und politischen Gefangenen bedeutet.

Zwar tritt der europäische Teil Russlands nach aussen hin am meisten hervor und umfasst den Grossteil der Bevölkerung des Landes. Ein Blick auf die Landkarte (zu Anfang dieses Buches) belehrt uns aber, dass das europäische Russland nur einen guten Fünftel des gesamten Flächeninhaltes dieses gewaltigen Reiches ausmacht, liegt doch der überwiegende Teil des Landes östlich des Urals und umfasst den ganzen nördlichen Drittel Asiens, des grössten der Weltteile.

Die gesamte Fläche Russlands – oder, wie es nunmehr offiziell heisst, der Sowjetunion – beläuft sich auf 21'638'000 Quadratkilometer oder rund einen Sechstel der festen Erdoberfläche. Die gewaltige Ausdehnung des Landes wird noch deutlicher, wenn wir darauf hinweisen, dass sein Flächeninhalt mehr als doppelt so gross wie derjenige der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und seine Ausdehnung nach Osten und Westen etwa zweimal so gross wie Südeuropa ist, von der Küste Portugals bis zum Bosphorus gerechnet. Die Entfernung von Leningrad nach Wladiwostok ist mehr als doppelt so gross als jene von London nach New York, und die Transsibirische Eisenbahnlinie entspricht der Distanz zwischen London und Kapstadt. In nordsüdlicher Richtung erstreckt sich das Land vom Nördlichen Eismeer bis nach Persien, Afghanistan und Indien.

Von der Tundra zur russischen Riviera

In einem Lande von derartiger Ausdehnung nach Norden und Süden ist das Klima selbstverständlich äusserst verschieden. In der Tundra des Nordens ist der Boden nie vollständig frostfrei, während man auf der Krim, an der kaukasischen Schwarzmeerküste und in Zentralasien Südfrüchte vorzüglichster Qualität ernten kann. Das Land besitzt ein typisches Festlandklima mit heissen Sommern und sehr kalten Wintern, weshalb unter anderm die mittlere Temperatur am Asowschen Meer im Januar und Februar ungefähr die gleiche wie in Stockholm zur selben Jahreszeit ist.

Die Anbaufähigkeit des Landes ist ebenso' wechselnd wie das Klima. Die Tundra im Norden, die ungefähr einen Drittel des Landes umfasst, ist im Grossen und Ganzen nicht kultivierbar, wenn es auch in den letzten Jahren gelungen ist, in eigens urbar gemachten Gebieten sowohl Hackfrüchte als auch Heu und Getreide zu ernten. Südlich der Tundra beginnt eine Waldzone von solchem Ausmass, dass man daraus, ohne irgendwelchen Raubbau zu treiben, den Jahresbedarf der ganzen Welt an Holz decken könnte, falls die erforderlichen Wasserstrassen und andern Verkehrswege sowie brauchbare Verschiffungshäfen zur Verfügung stünden. In den letzten Jahren sind beachtenswerte Massnahmen zur Ausbeutung der reichen Waldbestände des Landes ergriffen worden. Eine solche Massnahme bildet unter anderm die Eröffnung des «nördlichen Seeweges» längs Russlands arktischer Küste, zwischen Murmansk auf der Kola-Halbinsel und Wladiwostok im Femen Osten. Die Bedeutung dieses Seeweges liegt darin, dass man während einer gewissen Zeit des Jahres die Flussmündungen Nordrusslands von Osten und von Westen mit verhältnismässig grosser Sicherheit erreichen kann. Dadurch ist es möglich geworden, die reichen Naturerzeugnisse Nordrusslands und vor allem Sibiriens, darunter nicht zum wenigsten Holz und Papiermasse, verhältnismässig bequem zu exportieren. Trotz diesen Massnahmen dürften jedoch in den russischen Weiten unerhörte Mengen Wald verfaulen. Grosse Gebiete der Waldzone sind urbar gemacht worden. Der Boden ist keineswegs unfruchtbar, erfordert aber eine rationelle Bewirtschaftung, um gute Ernten abzuwerfen. Diese hat bis jetzt gefehlt.

Südlich der Waldzone beginnen die offenen, leicht wellenförmigen Steppen, die im Süden in das besonders fruchtbare «Schwarzerdgebiet» übergehen. Dieses umspannt den Hauptteil der Ukraine und erstreckt sich

über den Don und die Wolga bis zur nordkaukasischen Ebene hinunter, die ebenfalls eine der reichsten Kornkammern Russlands ist. Je weiter man ostwärts in das Steppengebiet eindringt, umso trockener wird das Klima und umso grösser der Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter. Dieser Umstand hat seinerseits die schweren Missernten mit darauffolgender Hungersnot, die Russland immer noch heimsuchen, verursacht. Nördlich und nordöstlich vom Kaspischen Meer wird die Steppe immer salzhaltiger und unfruchtbarer, bis sie zwischen dem Kaspischen Meer und dem Aralsee mehr oder weniger in Wüstenland übergeht.

In den zentralasiatischen Flusstälern gibt es unter anderm grosse Baumwollkulturen, welche reiche Ernten liefern, und längs der Transsibirischen Eisenbahn erstrecken sich bis in den entlegensten Osten fruchtbare Gebiete, die mit Recht den Namen «Kornkammern» verdienen. Das bekannteste dieser Getreideländer ist das westsibirische mit der Stadt Semipalatinsk als Zentrum. Es ist ein Gebiet von solcher Grösse und Ergiebigkeit, dass die Sowjetregierung bereits zu Beginn des ersten Fünfjahrplanes, in der Absicht, die westsibirische Getreideproduktion rationell zu verwerten, den Bau der Turkestanisch-sibirischen Eisenbahn in Angriff nahm. Diese Eisenbahn hatte den Zweck, auch eine Steigerung des Baumwollbaus in Turkestan zu ermöglichen, indem man den Getreidebedarf dieses Landesteils durch westsibirisches Getreide zu decken beabsichtigte, während die Turkmenen sich ausschliesslich dem Baumwollbau widmen sollten. Später hat es sich erwiesen, dass diese Eisenbahn, gemeinhin Turk-Sib genannt, zur Urbarmachung der kasakstanischen Steppen, die bis dahin als verhältnismässig unfruchtbar galten, wirksam beigetragen hat.

In normalen Jahren ist der gesamte Ernteertrag in Russland so gross, dass er nicht bloss den Eigenbedarf des Landes deckt, sondern auch eine beträchtliche Ausfuhr erlaubt. Dies war bereits zur Zarenzeit der Fall, obgleich damals die Landwirtschaft allgemein nicht intensiv betrieben wurde. Nachdem die Landwirtschaft nunmehr durch das Eingreifen der Sowjetregierung manchenorts mechanisiert und dadurch intensiviert worden ist, während die Verkehrsmittel sich gleichzeitig hoch entwickelt haben, darf man erwarten, dass nicht nur die Lebensmittelversorgung des russischen Volkes sich bedeutend bessern, sondern auch die Ausfuhr russischer Landwirtschaftserzeugnisse in nicht geringem Masse sich steigern wird.

Schlummernde Millionen erwachen

Russland ist bis jetzt ein Agrarland gewesen und wird es sicher bleiben, selbst wenn sein allgemeiner Charakter, dank der vor ungefähr fünfzehn Jahren begonnenen Industrialisierung des Landes, in vielen Hinsichten sich verändern wird. Diese Industrialisierung wird erfolgreich und mit einer wie in keinem andern Lande so konsequenten Rücksichtslosigkeit durchgeführt und auf dem Fundament der teilweise unermesslichen Naturreichtümer des russischen Bodens aufgebaut.

Man darf ohne Übertreibung behaupten, dass sämtliche, für alle Zweige einer modernen Industrie erforderlichen Rohstoffe innerhalb der Grenzen des russischen Reiches gewonnen werden können. So gibt es Eisen, Kohle, Kupfer, Bauxit (Grundstoff zur Aluminiumherstellung), Blei, Asbest, Mangan, Nickel, Chrom, Kali, Gold, Silber, Platin, Zink und Öl sowie Edel- und Halbedelsteine. Noch dürfte die systematische geologische Erforschung des Landes nicht vollständig durchgeführt sein. Ohne Unterlass stösst man auf neue Minerallagerstätten.

Es ist nicht unsere Absicht, die Mineralschätze Russlands aufzuzählen. Es dürfte genügen, die allerwichtigsten und die Möglichkeiten ihrer Ausbeutung zu erwähnen. Diese Möglichkeiten hängen in allen Teilen der Welt wesentlich vom Vorhandensein gut gelegener Kohlenfelder oder passender Verkehrswege zwischen den Mineral- und den Kohlenlagerstätten ab. Dies gilt besonders für ein Land von solch unerhörter Ausdehnung wie Russland. Wie die Verhältnisse hier liegen, zeigen folgende Beispiele:

In der östlichen Ukraine liegt am Donez – einem Nebenfluss des Don – eines der reichsten Kohlenfelder Russlands, das schon längst ausgebeutet worden ist. Zur Zarenzeit deckte dieses Donezbassin – oder «Donbas», wie es heute heisst, ungefähr neun Zehntel des gesamten Kohlenbedarfes des Landes. Unweit davon, im Westen, liegen in der Gegend von Kriwoj Rog ein grosses Grubenfeld mit hochwertigem Eisenerz und bei Nikopol wertvolle Manganlagerstätten.

Infolgedessen entstand mitten in einer der reichsten Kornkammern Russlands ein bedeutendes Industriegebiet. Dazu kommt, dass dieses Industriegebiet über gute Verbindungen und reichliche Zugänge zu Wasserkraft und dadurch erzeugter elektrischer Energie verfügt. Man kann also mit vollem Recht behaupten, dass das fragliche Industriegebiet in jeder Beziehung von der Natur begünstigt ist. Es hat nur einen Nachteil: seine Lage

ist, strategisch gesehen, allzu leicht Angriffen vom Westen her ausgesetzt. Der gegenwärtige Krieg hat diese Schwäche mit wünschenswerter Deutlichkeit bewiesen.

Ein ganz entgegengesetztes Bild zeigt die Entwicklung der Industrieanlagen bei Magnitogorsk.

Bereits vor ungefähr zweihundert Jahren wurde an den Südosthängen des Uralgebirges hochwertiges Eisenerz entdeckt. Weil aber die Lagerstätten so weit entfernt und in einer kargen Steppe mit langen, ausserordentlich harten Wintern gelegen sind, vor allem aber, weil keine Kohlenfelder in der Nähe vorhanden waren, nahm die Erzgewinnung keinen rechten Aufschwung. Es half wenig, dass die Erzlagerstätten bei dem kleinen Baschkiendorf Magnitnaja zu den mächtigsten und besten der Welt gehörten, wie eine gründliche geologische Untersuchung ergab. Die Ausbeutung dieser Naturschätze bedeutete eine allzu grosse Aufgabe für die private Unternehmungslust, und der Zarenregierung fehlte es an Energie und Kraft, das Werk anzupacken. Nicht einmal ausländisches Kapital vermochte die Erzgewinnung ordentlich in Gang zu bringen. Wohl versuchte man, den Betrieb zu rationalisieren, aber trotzdem erreichte die Jahresproduktion noch im Jahre 1913 nicht mehr als 50'000 Tonnen.

Nach der Stabilisierung des Sowjetregimes und der weitgehenden Überwindung der ökonomisch verheerenden Folgen des Kriegskommunismus wurde unter Stalins weit schauender und äusserst straffer Leitung angestrebt, Russlands industrielle Rückständigkeit zu beheben. Eines der Probleme, das man dabei zu lösen trachtete, war das der rationellen Ausbeutung der «schlummernden Millionen», die bei Magnitnaja beinahe offen zutage lagen.

Die Lösung des Problems fand man in einem geregelten Zusammenwirken zwischen den Erzfeldern von, Magnitnaja und den 3'000 Kilometer östlich davon gelegenen sibirischen Kohlenlagerstätten im Kusnetzkbekken, welche fünf- bis sechsmal grösser als diejenigen am Donez sein dürften und somit zu den grössten der Welt gehören. Magnitnaja oder Magnitogorsk, wie das neu angelegte Industriezentrum heute heisst, wurde durch eine doppelspurige Eisenbahn von höchster Verkehrskapazität mit Kusnetz verbunden, und auf dieser Bahn wurde ein Pendelverkehr mit Erzzügen von Magnitogorsk nach Kusnetz und Kohlenzügen in entgegengesetzter Richtung eingerichtet. An beiden Orten baute man hypermoderne Metallwerke zur Herstellung von Roheisen und Stahl, mit anschliessenden Kokswerken und Destillieranlagen für chemische Erzeugnisse, sowie

Walzhütten, Giessereien, mechanische Werkstätten usw., alles in Riesenausmassen.

Die Anlagen bei Magnitogorsk stiegen noch im Wert, als man bald darauf wenige Kilometer davon entfernt auf ungeheure Manganvorkommen stiess. Diese sind seit 1934 Gegenstand rationeller Gewinnung geworden.

Man erhält eine Vorstellung von der Grösse der Magnitogorskwerke, wenn man erfährt, dass die Tagesproduktion bei Kriegsausbruch 1941 5'000 Tonnen Roheisen, zwischen 6'000 und 7'000 Tonnen Stahl und über 10'000 Tonnen Eisenerz sowie grosse Mengen reinen Eisens und chemischer Nebenprodukte erreicht haben dürfte. In einem einzigen Tage wird somit ein Quantum Eisenerz gebrochen, das beinahe die Hälfte der ganzen Jahresproduktion von 1913 ausmacht.

Nach offiziellen Angaben soll andererseits das Kusnetzkbassin – oder «Kusbas», wie die abgekürzte russische Benennung lautet – 1940 eine Jahresproduktion von 24 Millionen Tonnen Kohle erreicht haben. Rund um dieses Kohlenfeld ist, zwischen dem Fluss Ob und dem Altaigebirge, das ebenfalls gewisse Minerale birgt, ein grosses Industriegebiet entstanden, welches unter anderem die Städte Novosibirsk, Leninsk, Kemerowo und Stalinsk mit zusammen nahezu einer Million Einwohnern umfasst.

Es sollte sich jedoch bald zeigen, dass die weiten Kohlentransporte nach Magnitogorsk allzu teuer wurden, um zum Beispiel das dortige Kokswerk ökonomisch rentabel zu gestalten. In der Regel musste die Sowjetregierung die halbe Fracht bezahlen, selbst nachdem die ganze Anlage ihre volle Produktionsfähigkeit erreicht hatte. Die Situation gestaltete sich zweifellos ziemlich ernst, als diese «brennende» Frage, dank dem Reichtum des Landes an fossilen Brennstoffen, ihre glückliche Lösung fand. Ein neues Kohlenfeld wurde nämlich bei Karaganda in Kasakstan in einer Entfernung von nur 900 Kilometern von Magnitogorsk entdeckt. Dank dieser Entdeckung werden heute ungefähr 85 Prozent des Kohlenbedarfes des genannten Industriegebietes durch Kohle aus Karaganda gedeckt, während nur noch ungefähr 8 Prozent aus Kusbas kommen.

Diese Darstellung von der Entstehung der Magnitogorskwerke ist allzu kurz und fragmentarisch, um ein klares Bild von all den Schwierigkeiten zu geben, die überwunden werden mussten, ehe wenigstens Teile der geplanten Anlage produktionsfähig waren. Dennoch dürfte die Schilderung genügen, um zu zeigen, dass die Fertigstellung dieser Industrieanlagen einen bedeu-

tend grösseren Kräfteaufwand in technischer, finanzieller und materieller Hinsicht erfordert hat als der Ausbau des Industriegebietes im Donbas. Dieser Umstand hängt zweifellos damit zusammen, dass das Donbas – wie bereits angedeutet – nicht bloss alle natürlichen Vorzüge besass, sondern auch schon seit langer Zeit mittels eines industriellen Grossbetriebes ausgebeutet worden war. Bei Magnitogorsk hingegen galt es, in einer öden Steppe in möglichst kurzer Zeit – es dauerte acht Jahre – ein Metallwerk zu schaffen, dessen Kapazität mit derjenigen der grössten Anlagen Westeuropas und Amerikas wetteifern könnte.

Man kann sich fragen, ob das Ergebnis den unerhörten Geldsummen, die die Anlagen verschluckten, und den grossen Opfern an Menschenleben und Gesundheit, die die Aufbauarbeit ausserdem forderte, entspricht. Diese Frage muss bejaht werden. Zwar hatten die Anlagen 1941 erst 50 Prozent des geplanten Industrierwerkes erreicht, und die Produktion war zum genannten Zeitpunkt nicht in jeder Hinsicht ökonomisch rentabel. Aber in diesem Krieg haben sich die Magnitogorskwerke bezahlt gemacht. Sie sind nämlich unerreichbar für feindliche Bomberangriffe und bedeuten daher eines der allerwertvollsten Hilfsmittel der sowjetrussischen Kriegsindustrie. Man ist sogar berechtigt, anzunehmen, dass Magnitogorsk zusammen mit den übrigen Industrierwerken im Uralgebiet und im südwestlichen Sibirien die Erklärung für die scheinbar unerschöpflichen Materialreserven, die der russischen Kriegsmacht augenblicklich zur Verfügung stehen, bietet.

Denn das Uralgebiet birgt in seinem Inneren nicht bloss Kohle und Eisen, sondern auch andere Rohstoffe von allergrösster Bedeutung für die Metall- und die chemische Industrie. Schon die geographischen Ortsnamen deuten darauf hin. So wird der in der russischen Sprache Bewanderte ahnen, dass in den Ortschaften Usolje und Solikamsk Salz- und Kaligruben vorhanden sein müssen und dass bei Slatoust Gold zu holen ist. Viele solche Beispiele könnten angeführt werden, doch dürften die erwähnten genügen. Sicher ist, dass im Uraldistrikt eine Menge verschiedener chemischer Werke, Düngemittel- und Sprengstoffabriken, Ölraffinerien, Kupfer-, Zink-, Nickel- und Aluminiumwerke, vorhanden ist, und alle von beachtenswerter Grösse und kriegswichtiger Bedeutung. Dazu kommt noch, dass eine der grössten Asbestlagerstätten der Welt bei Alapajewsk, ebenfalls im Ural, gelegen ist. Wir werden im Folgenden mehr als einmal Grund haben, auf die Industrieanlagen des Uraldistriktes und ihre Bedeutung zurückzukommen.

Das asiatische Russland besitzt ausser dem Kusnetzkbassin eine weitere Anzahl bedeutender Kohlenfelder. Das grösste davon ist das in Nordibirien am Jenisseifluss gelegene Tungusbassin. Die vorhandene Kohlenmenge dürfte hier ungefähr ebenso gross wie im Kusbas sein, jedoch ist mit der rationellen Gewinnung noch nicht begonnen worden. Bei den gegenwärtig vorhandenen Verkehrswegen ist diese Lagerstätte zu weit entfernt und unzugänglich.

Auch am Baikalsee in der Nähe von Irkutsk, in der Talschlucht des Amur-Flusses im Fernen Osten, in der Gegend von Jakutsk in dem Tale des goldführenden Lena-Flusses sowie im nördlichsten Ural beim Petschora-Fluss gibt es Kohlenlagerstätten.

Eisenerz ist sowohl an der Lena als auch in der Talschlucht des Amurs vorhanden, wo jüngst in Chabarowsk und Komsomolsk, unweit der Küste des Stillen Ozeans, Eisen- und Stahlwerke errichtet worden sind.

Die Goldlagerstätten im Ural und vor allem an der Lena sind so ergiebig, dass Russland an zweiter Stelle der Goldproduzenten der Welt steht.

Schliesslich ist die Kola-Halbinsel zwischen dem Weissen Meer und dem Nördlichen Eismeer sehr reich an Mineralien. Hier wird Nickel, Bauxit, Kupfer und Eisen aus grossen Lagerstätten gewonnen, und alle diese Minerale sind von grosser Bedeutung für die Kriegsindustrie. Bei der Stadt Chibinogorsk oder Kirowsk, wie sie jetzt heisst, gibt es schliesslich grosse Apatit-Lagerstätten. Aus Apatit wird auf einfache und billige Art das Düngemittel Superphosphat hergestellt. Diese Produktion ist so gross, dass nicht bloss der eigene Bedarf des Landes gedeckt werden kann, sondern dieses Düngemittel konnte auch nach Westeuropa exportiert werden. Bezeichnend ist, dass die Stadt Kirowsk, die im Herzen der Kola-Halbinsel gelegen ist, in kurzer Zeit aus einem so gut wie unbekanntem Dorf in eine Stadt von rund 50'000 Einwohnern verwandelt worden ist. Zu dieser «Industrialisierung der Tundra», deren sich die Sowjetbehörden rühmen, hat unter anderm eine rechtzeitig eingesetzte rationelle Ausbeutung der auf der Halbinsel vorhandenen Wasserkräfte beigetragen.

Schliesslich verfügt Russland über grosse Mengen Öl, jenes Naturprodukt, das augenblicklich wohl das gesuchteste von allen ist. In Friedens- und in Kriegszeiten stellt es in ökonomischer wie in militärischer Hinsicht einen Machtfaktor ersten Ranges dar. Es wird im Ural bei Ischembajewo, dem grössten Ölvorkommen der Welt, gewonnen, weiter im Nordkaukasus bei Maikop und Grosnij, zu beiden Seiten des Kaspischen Meeres, wo die

grössten Ölfelder Russlands bei Baku liegen, in Zentralasien und im Fernen Osten auf der Insel Sachalin. Russland ist daher nach den USA der grösste Ölproduzent der Welt.

Der deutsche Vorstoss gegen den Kaukasus im Spätsommer 1942 bezweckte denn auch aus leicht erklärlichen Gründen die Besitznahme der dortigen Ölfelder. Maikop wurde erobert, und Grosnij lag in Reichweite, als der Rückschlag kam, der zum Teil damit zusammenhing, dass die deutschen Kampfwagen, die buchstäblich auf Öl enthaltendem Boden fuhren, Mangel an Benzin litten. Wahrlich ein Beispiel der bitteren Ironie des Schicksals.

Diese Schilderung der natürlichen Reichtümer Russlands dürfte genügen, um zu zeigen, dass «Mütterchen Russland» wohl in mancher Hinsicht hart und streng gegen seine Kinder ist, anderseits aber auch äusserst freigebig gegen sie sein kann, wenn sie es bloss verstehen, mit Erfindungsgeist, Energie, Geduld und planmässiger Arbeit dem russischen Boden und seinem Inneren die reichen Schätze abzugewinnen.

RUSSLANDS VÖLKER

Das dichtbevölkerte Dorf und das volkarme Land

Das russische Reich beherbergt eine Bevölkerung, die dank einem jährlichen Geburtenüberschuss von mehr als vier Millionen rasch zunimmt. Die Einwohnerzahl des Landes betrug anfangs 1939 rund 170 Millionen. Im gleichen Herbst und im Jahre darauf ergab sich eine weitere Bevölkerungszunahme durch die grossen Landeroberungen auf Kosten Polens, Rumäniens und der Baltischen Staaten. Infolgedessen wurde die Bevölkerungszahl laut inoffiziellen Quellen bei Kriegsausbruch 1941 auf ungefähr 193 Millionen geschätzt.

Diese Zahl ist an und für sich gross. Betrachtet man sie jedoch im Zusammenhang mit dem gewaltigen Flächeninhalt des Landes, so findet man, dass Russland verhältnismässig schwach bevölkert ist. Selbst wenn man die grossen, öden Wildmarkgebiete des nördlichen Teils ausser Acht lässt, kann man nicht behaupten, dass die kultivierteren und fruchtbareren Teile Russlands dicht bevölkert seien. Tatsächlich ward es dem Sowjetregime bereits während der Durchführung des ersten Fünfjahrplanes klar, dass Russland, trotz seiner hohen absoluten Bevölkerungszahl, im Verhältnis zu dem Gebiete, das organisatorisch und ökonomisch bemeistert werden musste, ein im Grunde volkarmes Land sei. Der Mangel an Arbeitskräften ist denn auch schon seit der Zeit des ersten Fünfjahrplanes derart gross gewesen, dass selbst für die grössten Arbeiten Frauen in hohem Masse hinzugezogen werden mussten.

Ein charakteristischer und gewissermassen eigentümlicher Zug ist es, dass der männliche Teil der russischen Landbevölkerung zu allen Zeiten während grosser Teile des Jahres auf der Wanderung sich befunden hat. Diese Erscheinung hängt zweifellos damit zusammen, dass der russische Bauer jahrhundertlang Leibeigener der grossen Gutsbesitzer gewesen ist.

Die Leibeigenschaft bestand darin, dass der Bauer und seine Nachkommenschaft nicht ohne besondere Erlaubnis von der Scholle, die er bebaute, fortziehen durften. Für diese Scholle bezahlte er sowohl Kronsteuer als Pachtzins. Allerdings wurden diese Abgaben in Naturalleistungen entrich-

tet, waren aber oft so gross, dass der Bauer nur in den guten Erntejahren den Hunger von der eigenen Schwelle abzuhalten vermochte. Deshalb suchte er gerne anderweitig Arbeit, um seine Familie besser versorgen zu können.

Dazu kam, dass die Bevölkerung eines Dorfes in rascherem Tempo zunahm, als der Bodenertrag sich zu bessern vermochte. Da die Kinder an die Scholle, auf der sie geboren waren, ebenfalls gebunden blieben, entstanden rasch eine Übervölkerung und gleichzeitig zunehmende Schwierigkeiten in der Ernährung der Dorfbewohner. Dieser Umstand trug seinerseits dazu bei, dass die männliche Landbevölkerung während eines gewissen Teils des Jahres anderweitig, nicht zuletzt in den Städten, Arbeit suchte.

In der Übervölkerung des Dorfes liegt auch eine der Ursachen dafür, dass zeitweise wirkliche Völkerwanderungen stattfanden, um neue Gebiete, vor allem im Süden und Osten, in Besitz zu nehmen. Zuweilen geschah es sogar, dass die gesamte Einwohnerschaft ganzer Dörfer beispielsweise nach dem Ural übergesiedelt wurde, um Arbeitskräfte für neu erschlossene Bergwerke oder ähnliche Industrien zu liefern.

Auch die Revolution führte zu bedeutenden Bevölkerungsumsiedlungen. In den beiden letzten Jahrzehnten haben auf Regierungsbefehl solche Volks Verschiebungen von besonders grossem Ausmasse stattgefunden, und zwar teils aus strategischen Gründen, zum Beispiel um die gefährdeten Grenzgebiete zu sichern, teils um dem Bedarf der neuen Industrieanlagen an Arbeitskräften Rechnung zu tragen. Man berechnet, dass in dieser Zeit nicht weniger als 55 Millionen Menschen aus der Provinz in die Städte gezogen sind.

Eine bunte Bevölkerungskarte

Etwa die Hälfte der Bevölkerung des Landes sind eigentliche Russen oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, Grossrussen. Die beiden zweitgrössten Bevölkerungsgruppen sind die Ukrainer, die ungefähr einen Fünftel der Bevölkerungszahl ausmachen, sowie die Weissrussen. Darüber hinaus zählt Russland nicht weniger als 180 verschiedene Völkerrassen und Sprachen. Der Kaukasus hat die allerbunteste Bevölkerungskarte aufzuweisen, ein Umstand, der beweist, dass viele der verschiedenen Völker und Rassen nach dieser in mancher Hinsicht gottbegnadeten Gegend zu siedeln

getrachtet haben. Hier gibt es Oseten und Georgier, Armenier und Grusier sowie türkische Volksstämme, um nur einige der wichtigsten zu nennen.

Im nördlichsten Russland bewachen Lappen und die ihnen nahe verwandten Samojeden ihre Renttiere. Die Karelrier und Ingermannländer sind, wie die Esten, mit den Finnen verwandt. Im südwestlichen Russland wohnen Rumänen, und auf der Krim sowie in andern südlichen Teilen des Europäischen Russlands gibt es Tataren. In den zentralasiatischen Teilen wohnen Turkmenen und Usbeken, in Ostsibirien Mongolen, weiter im Norden finden wir Tungusen und Ostjaken sowie die Türkisch sprechenden Jakuten.

Trotz dieser Mannigfaltigkeit an Völkerstämmen und Sprachen und obgleich die Sowjetunion offiziell aus sechzehn autonomen Sowjetrepubliken besteht, deren Grenzen sich im Grossen Ganzen den wichtigsten Völker- und Sprachenstämmen anpassen, ist das Russische doch überall die führende Sprache. Das hängt zweifellos damit zusammen, dass die russische Macht bei ihrem Vordringen nach Osten hauptsächlich auf Völkerstämme mit niedrigem Kulturniveau gestossen ist. Die Russifizierung dieser Völker ist daher verhältnismässig rasch und reibungslos fortgeschritten. Das Übergewicht der russischen Sprache erklärt sich auch dadurch, dass die Stadtbevölkerung – abgesehen von Georgien und gewissen Teilen Turkestans – überall russisch ist. Eigentümlich ist jedoch, dass in Leningrad wie in Wladiwostok, in Archangelsk wie in Batum, in Moskau wie in Irkutsk wesentlich das gleiche Russisch gesprochen wird. Die endlosen Distanzen haben keinen Einfluss auf die Reinheit der Sprache auszuüben vermocht. Die Erklärung liegt darin, dass sich der russische Bauer seit Jahrhunderten langsam, aber sicher über die endlosen Weiten des russischen Reiches verbreitet hat. Auf der Flucht vor seiner eigenen Armut und vor der Unterdrückung durch die herrschenden Klassen hat er seine Sprache mit derselben Zähigkeit bewahrt, mit der er die Schwierigkeiten bewältigte, welche die Natur ihm in den entlegenen, oft ungastlichen Gegenden, die er bewohnt, in den Weg legte.

Im Zusammenhang mit der Industrialisierung des Landes und der Kollektivierung der Landwirtschaft hat, wie bereits angedeutet, in den letzten fünfzehn Jahren eine deutliche Verschiebung des Schwerpunktes der Bevölkerungsentwicklung nach den östlichen und asiatischen Teilen des Landes stattgefunden. Dadurch nimmt natürlich der dominierende Einfluss der russischen Sprache auch innerhalb solcher Gebiete, wo früher andere Sprachen vorherrschend waren, zu.

Die arme Bevölkerung des reichen Landes

Aus dem Kapitel «Mütterchen Russland» dürfte hervorgegangen sein, dass das russische Reich in mancher Hinsicht mehr als die meisten andern Länder von der Natur begünstigt ist. Dennoch sind seine Bewohner keineswegs geborgen oder begütert, wenn auch grosse Teile der jetzigen Bewohner des Sowjetstaates glauben, in sozialer und ökonomischer Hinsicht bedeutend über den breiten Massen der kapitalistischen Länder zu stehen. Obgleich im letzten Jahrzehnt vieles geschehen ist, um den Lebensstandard des Volkes zu heben, ist in Wirklichkeit die grosse Masse der russischen Bevölkerung auch heute noch äusserst arm, trotzdem gewisse Gegenden des Landes buchstäblich «von Milch und Honig triefen» und der russische Boden die reichsten Schätze birgt.

Eine der wichtigsten Ursachen dieser Armut ist die Rückständigkeit des Landes vor dreissig Jahren, die so gross war, dass man sogar russischerseits die Ansicht vertrat, das Land sei in mancher und wichtiger Beziehung ungefähr 100 bis 150 Jahre hinter den Kulturvölkern Westeuropas und Nordamerikas zurückgeblieben. Zu jenem Zeitpunkt waren rund 70 Prozent der Bevölkerung Analphabeten. Der Ackerbau wurde zumeist nach uralten Grundsätzen und mit veralteten Geräten betrieben. So begann man zum Beispiel mit der Aussaat und der Ernte an den Namenstagen gewisser Heiliger, ganz unabhängig von den herrschenden Witterungsverhältnissen, und noch anfangs der dreissiger Jahre konnte man in der unmittelbaren Nähe von Moskau Bauern mit Holzpflügen sehen, wie sie vor vielen hundert Jahren verwendet wurden. Die enormen Mineralreichtümer des Landes lagen entweder unentdeckt oder sie wurden – wie bereits angedeutet – in verhältnismässig geringen Mengen und in unzeitgemässer Weise gewonnen. Dazu kam noch, dass die Verkehrsmittel spärlich und in mancher Hinsicht mangelhaft waren. Es gab zu wenig Eisenbahnen im Verhältnis zu der enormen Ausdehnung des Landes. Ihre Verkehrskapazität war in der Regel ziemlich gering. Abgesehen von gewissen grösseren Chausseen mit festem Fahrdamm, waren die Strassen miserabel und im Frühling und Herbst vollkommen unbefahrbar. Im Interesse der Wahrheit muss jedoch hervorgehoben werden, dass in grossen Teilen des Europäischen Russlands passende Strassenbaumaterialien wie Steine oder Kies vollkommen fehlen. Die meisten Hauptstrassen Moskaus waren beispielsweise noch vor fünfzehn Jahren mit runden Kopfsteinen und die Chausseen vor der Stadt auf weiten Strecken

mit Ziegelsteinen, dem einzigen festen Material, gepflastert. Dieser Mangel an Strassenbaumaterial trägt auch die Schuld daran, dass die deutschen Truppen während des russischen Feldzuges über Hunderte von Kilometern sogenannte «Knüppeldämme», das heisst mit gespaltenen Baumstämmen belegte Strassen, bauen mussten.

Ein gewisser Typ von bedeutenderen russischen Landstrassen wird «bolschak» genannt, was ungefähr «grosse Strasse» bedeutet. Eine solche verdient mit Recht die Bezeichnung «gross», denn die für die Strasse berechnete Ausdehnung, gewöhnlich von zwei niederen, baumbestandenen Erdwällen begrenzt, hat in der Regel eine Breite von vierzig bis fünfzig Metern. Die Benennung «Strasse» hingegen ist äusserst fragwürdig, ist doch der ganze Fahrdamm mit Gras bewachsen. Und auf dieser «Wiese» winden sich mehrere tiefe Räder Spuren zwischen den oft fast bodenlosen Lehmlöchern hin, die von alten Räder Spuren stammen. Man fährt eben einfach in der Spur, die einem jeweils am zweckmässigsten scheint.

Eine Autofahrt auf einer solchen «bolschak» ist daher, besonders nach andauerndem Regen, ebenso mühsam für den Chauffeur wie «erschütternd» für die Passagiere, die im Wagen hin und her geschleudert werden, wenn dieser aus der einen Räder spur in die andere hinüberspringt und oft sogar mit dem Vorder- und Hinterrad in verschiedenen Spuren fährt. Der Motor arbeitet mit Vollgas, und der Kot spritzt um das Auto, das trotz den gemeinsamen Anstrengungen des Lenkers und des Motors und zuweilen auch der Fahrgäste nicht viel mehr als zehn Kilometer in der Stunde zurücklegt. Eine «bolschak» sollte daher nicht mit Automobilen befahren werden. Zweckmässiger ist die echt russische «telega», und noch besser eignet sich der Dreispänner, die russische «troika». Denn dieses für die russische Provinz typische Fuhrwerk besitzt Radachsen, die bedeutend länger als die Radbüchsen sind, und vermag daher die Spurweite je nach der Laune der jeweiligen Räder Spuren automatisch zu wechseln. Natürlich eignet sich ein spezieller Geländewagen mit vier oder sechs Rädern oder ein einigermaßen leichter Kampfwagen ebenfalls als Beförderungsmittel auf einer russischen «bolschak». Sie darf sich jedoch nicht in allzu auf gewicktem Zustand befinden, weil dann eine «bolschak» ebenso unbefahrbar wird wie das umliegende Terrain. Dieser aufgeweckte Zustand tritt regelmässig im Herbst und Frühling, während der sogenannten «rasputitsa», das heisst der Schlammperiode, ein, die in den letzten Jahren in den Kriegsberichten aus Russland

so oft erwähnt worden ist. Bezeichnend für das russische Terrain und die Fahrbarkeit der nicht kunstgerecht gebauten Strassen ist die von einem Kriegskorrespondenten gemachte Angabe, dass die amerikanischen Kampfwagen zu schmale Raupenketten hätten und der «jeep» – das von der Propaganda so hoch gepriesene amerikanische Terrainauto ein zu wenig geschütztes Untergestell besitze, um in dem russischen Schlamm vorwärtskommen zu können.

Wenn nun diese «bolschak», deren Aufgabe es ist, den Verkehr zwischen den Städten und den grösseren Gemeinden zu ermöglichen, von derart schlechter Beschaffenheit sind, kann man sich leicht vorstellen, wie miserabel die Wege sein müssen, die die Dörfer miteinander verbinden oder von entlegenen Dörfern zu den grösseren Landstrassen führen. Die schlechte Beschaffenheit des Strassennetzes hat dazu beigetragen, dass sowohl die Provinz als auch die Kleinstädte ihr abgesondertes Leben bisher in ziemlicher Unabhängigkeit von den grossen Industrie- und Handelszentren geführt haben. Es soll sogar sogenannte « Dörfer» geben, die soweit abseits liegen, dass Weltkrieg und Revolution spurlos an ihnen vorübergegangen und die erst in letzter Zeit aus ihrem Schlafe aufgerüttelt worden sind.

Das alte russische Regime, die in mancher Beziehung liederliche Verwaltung, die Feudalherrschaft und die vielhundertjährige Leibeigenschaft des russischen Bauern haben sicher beträchtlich zu der ökonomischen und sozialen Rückständigkeit der russischen Massen beigetragen. Es ist jedoch nicht leicht, in dieser Beziehung zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden. Es ist nicht zu leugnen, dass vor der Revolution die Regierung und die oberen Schichten lange allen Volksbildungsbestrebungen und sozialen Reformen entgegenarbeiteten. Ebenso sicher aber ist auch, dass der tiefe Stand der Landwirtschaft die ökonomische Entwicklung des ganzen Landes lange hemmte. Den Bauern zum Beispiel gestattete ihre Armut nicht, Industrieerzeugnisse zu erwerben. Die Industrie erhielt in der Provinz somit keinen genügenden Absatz für ihre Waren und konnte sich infolgedessen nicht auf natürliche Art entwickeln. Weiter dürften gerade die Rückständigkeit des Volkes und die Neigung des russischen Bauern, sich lieber dem Joche unterzuordnen, als sich dagegen aktiv zur Wehr zu setzen, in gewisser Beziehung die Schuld daran tragen, dass die im Lande herrschenden administrativen und sozialen Missstände so lange bestehen bleiben konnten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 führte somit nicht zu dem

erhofften grösseren Wohlstand der Bauernklasse. Dies beruhte hauptsächlich darauf, dass das alte Mir-System das heisst Dorfgemeinschafts-System – mit all seinen Übelständen unverändert beibehalten wurde, bis im Jahre 1906 Stolypin zu seiner Abschaffung schritt. Diese Reformtätigkeit, die gute Wirkungen zeitigte, wurde im Jahre 1916, infolge der während des Krieges immer mehr zunehmenden Desorganisation, aufgegeben. Nach Aufhebung der Leibeigenschaft sollte es etwa siebenzig Jahre dauern, bis sich allgemeine und offenkundige Verbesserungen in den Lebensbedingungen der Bauern geltend machen konnten. Diese Verbesserungen, die, von Westeuropa aus gesehen, als gering bezeichnet werden müssen, sind keineswegs das Ergebnis eines zielbewussten Strebens der Bauernklasse selbst. Sie sind vielmehr das Resultat der konsequenten, rücksichtslosen Reformbestrebungen und der sozialen Tendenzen der Sowjetregierung und vor allem Stalins. Man kann ruhig behaupten, dass die Reformen gegen den Willen der Bauern durchgeführt wurden und überhaupt nur infolge der Trägheit der Bauernmassen, ihrer 'Unfähigkeit, zusammenzuhalten und zu handeln, und ihrer Abneigung, über den nächstliegenden, eigenen Vorteil hinauszublicken, zustande kommen konnten. Es ist zwar richtig, dass eines der offenbarsten Motive für die überstürzte Durchführung der Kollektivierung in der russischen Provinz die innerpolitische Machtfrage mit staatsfinanziellem Hintergrund war. Betrachtet man aber diese Massnahme etwas genauer, so wird man finden, dass sie darüber hinaus und auf längere Sicht eine durchgreifende Verbesserung in der sozialen Struktur der Provinz bezweckt hat. Es ist daher vollkommen paradox, dass die Durchführung der Reform Hunderttausende von fleissigen Bauern von Heim und Herd vertrieben und zu unmenschlicher Arbeit und Lebensbedingungen verurteilt hat. Wieder ein Beweis dafür, dass Russland das Land der Gegensätze ist.

Vor der Revolution lebten ungefähr 85 Prozent des russischen Volkes in der Provinz, und der überwiegende Teil der Bewohner ernährte sich und ihre Familien durch Ackerbau. In grossen Teilen Russlands gehörte der Boden entweder dem Staate oder den Gutsbesitzern, wurde aber von der bereits genannten Dorfgemeinschaft, der Mir, verwaltet. Innerhalb dieser Dorfgemeinschaft wurde er parzelliert und an ihre Mitglieder, das sind die verschiedenen Familien des Dorfes, verteilt. Mit Rücksicht darauf, dass der Boden, über den ein Dorf verfügte, nicht überall gleich fruchtbar war, wurde er in kleine Parzellen auf geteilt, die unter den verschiedenen Fami-

lien so zur Verteilung gelangten, dass alle ungefähr gleichwertige Stücke erhielten. Dies führte jedoch zu dem Übelstand, dass die Felder jeder Familie an zehn bis zwanzig verschiedenen, weit voneinander gelegenen Orten lagen. Dazu kam, dass die Dorfschaft für ihre sämtlichen Mitglieder zu sorgen hatte, und dass daher nach einigen Jahren immer wieder eine Neuparzellierung erfolgen musste, um eine Zuteilung an neu hinzugekommene Mitglieder zu ermöglichen. Dieser Umstand führte seinerseits dazu, dass keiner ein grösseres Interesse daran hatte, die Ertragfähigkeit des Bodens zu fördern, weshalb seine Bewirtschaftung in jedem Dorfe von dessen müssigsten Mitgliedern bestimmt wurde.

Da die Parzellen den männlichen Bewohnern des Dorfes zugeteilt wurden, befand sich ein Bauer mit vielen Töchtern in einer schlechteren Lage als einer mit mehreren erwachsenen Söhnen, was wiederum Unzufriedenheit, Neid und Intrigen hervorrief. Oft wurde die Frage derart gelöst, dass ein Bauer, der nur Töchter hatte, diese früh verheiratete, und die Männer dann als Mitglieder in die Haushaltung des Schwiegervaters aufgenommen wurden, worauf er dann bei der nächsten Parzellierung mehr Land erhielt.

Das russische Dorf ist in der Regel sehr gross und zählt nicht selten mehrere hundert, zuweilen sogar mehrere tausend Einwohner. Alle Gehöfte stehen in einer dichten, zusammenhängenden Reihe an der Dorfstrasse, gegen welche sich die Giebel der Wohnhäuser richten. Diese zusammenhängende Struktur des Dorfes ist einesteils eine Folge davon, dass die Parzellen den Besitzer wechseln können, während sie andererseits dazu führt, dass viele Bauern einen weiten Weg zu ihren Parzellen zurückzulegen haben. An gewissen Orten hat man diesem Übelstand entgegenzuwirken versucht, indem man die Dorfgemeinschaft in lange, schmale Teile parzelliert hat. Aber daraus ergab sich für jede Parzelle eine für ihre Bewirtschaftung äusserst ungünstige Form.

Selbstverständlich begünstigte das oben skizzierte Mir-System keineswegs die Anwendung intensiver Landwirtschaftsmethoden und legte einer rationellen Bewirtschaftung Hindernisse in den Weg. Der Ertrag der Flächeneinheit war daher auch in verhältnismässig fruchtbaren Gebieten bedeutend niedriger als zum Beispiel in Schweden. So war im Jahre 1930 in Schweden die Weizenernte pro Hektare ungefähr zweieinhalbmal grösser als in Russland. Es ist daher verständlich, dass das Sowjetregime in seinem Bestreben, den allgemeinen Lebensstandard der Bauernbevölkerung und da-

mit des ganzen Landes zu erhöhen, nach Mitteln und Wegen suchte, den Bodenertrag zu verbessern. Hierin lag eine der Ursachen für die Durchführung der Kollektivierung, die vom landwirtschaftlich-technischen Gesichtspunkt aus den Zweck verfolgte, den Kleingrundbesitz in Einheiten zusammenzulegen, die für eine rationelle und intensive Grosswirtschaft geeignet sind.

Die Zahl der Industriearbeiter betrug im zaristischen Russland nur einige wenige Millionen. Ihre Löhne waren in der Regel niedrig und ihre Lebensverhältnisse – besonders ihre Wohnstätten – oft erbärmlich. Das russische Kleinhandwerk beschäftigte ungefähr doppelt so viele Arbeiter als die Grossindustrie. Die Arbeitsverhältnisse sowohl in der Industrie als auch im Handwerk waren im Allgemeinen betrüblich.

In den Städten bildeten Industrielle, Bankleute und grössere Geschäftsleute eine zahlenmässig relativ kleine, jedoch in vielen Beziehungen einflussreiche Oberschicht des Mittelstandes, der im Übrigen aus einer vielköpfigen, schlecht bezahlten, dem Bestechungssystem anheimgefallenen Beamtschaft, aus Ärzten, Rechtsanwälten und kleineren Geschäftsleuten, gut situierten Handwerkern und andern gebildet wurde.

Die Oberschicht schliesslich bildeten die höheren Beamten und der begüterte Gutsbesitzer-Adel, die zusammen numerisch nur einen kleinen Bruchteil der grossen Masse des Volkes ausmachten. Grosse Landgüter und ungeheure Reichtümer häuften sich meistens in einzelnen Familien oder Lei Einzelpersonen der Herrenklasse oder des höheren Mittelstandes.

Die Analphabeten von gestern – die Kulturträger von morgen

Ebenso ungleich wie die Vermögensverteilung war auch die Allgemeinbildung im zaristischen Russland, wo ungefähr 70 Prozent der Bevölkerung Analphabeten waren, während die besser situierten Klassen eine vielseitige und feine Bildung besaßen. Aus diesen Schichten stammten auch viele hervorragende Gelehrte, tief sinnige Denker, weltberühmte Dichter, Musiker und andere Künstler.

Wie die meisten seiner Stammverwandten, ist der Russe unzweifelhaft sehr intelligent und besitzt eine rasche Auffassungsgabe. Ausserdem ist er talentiert, wissbegierig, gelehrig und mit einer lebhaften Phantasie ausgerüstet. Es war daher früher keineswegs ungewöhnlich, dass ein hervorragender

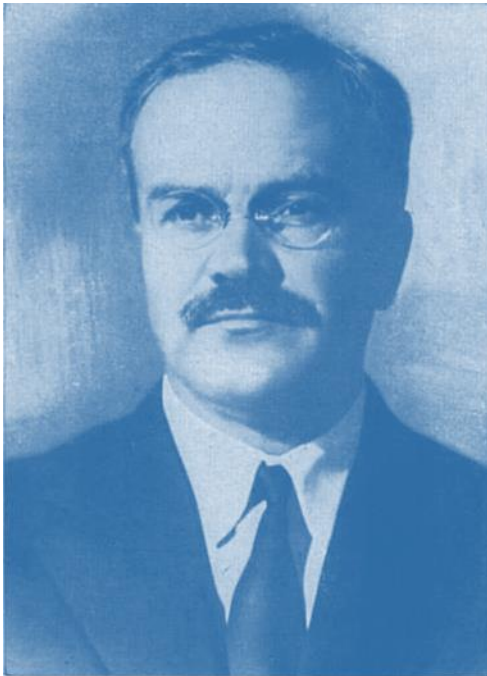
der Künstler, Lehrer oder Schauspieler ein Leibeigener oder als solcher geboren war. Viele der erlesenen Kunstgegenstände, die in den letzten zwei Jahrzehnten den Weg aus den Palästen und Gütern der russischen Fürsten und Grossgrundbesitzer nach Westeuropa gefunden haben, sind von leibeigenen Kunsthandwerkern angefertigt worden, die mit grosser Geschicklichkeit in den Werkstätten, Glashütten oder Porzellanfabriken und Webereien ihrer Herren arbeiteten, und zwar nach Ideen und Skizzen, die ihnen von einem ebenfalls leibeigenen Künstler vorgelegt wurden. Kann man sich einen krasserer Gegensatz denken, als einen in der Welt der freien Künste schaffenden Geist im Kopfe eines Leibeigenen?

Dies hängt zweifellos mit der verblüffenden Anpassungsfähigkeit des Russen und seiner «schirokaja Natura», das heisst seiner «grosszügigen» oder weitherzigen Natur zusammen, die ihn im Glück meist zu einer gutmütigen, genügsamen, heiteren, sorglosen, musikfreudigen Kinderseele macht, ihn aber im Unglück oder wegen einer Geringfügigkeit in ein unbarmherzig grausames und rücksichtsloses Geschöpf verwandelt. «Er liebte und tötete mit derselben warmen Seele», sagt Runeberg von dem russischen Kavallerieregeneräl Kulnew. Treffender kann man kaum das Naturell des Russen schildern.

Die Genügsamkeit, Geduld und Anpassungsfähigkeit sind dem russischen Volke sehr zugut gekommen in den Jahren der Verzichte und Entbehrungen, die ihm in der ersten Revolutionszeit und den Bürgerkriegen, wie auch nachher in beinahe noch höherem Masse während des ersten Fünfjahresplanes auf erlegt wurden. Diese Eigenschaften sind nicht nur bei der seit Jahrhunderten unterdrückten Bauernbevölkerung, sondern im ganzen russischen Volke ohne Unterschied vorhanden. Hierin liegt vor allem die Erklärung, weshalb das russische Volk, allen ausländischen gegenteiligen Voraussagen zum Trotz, ohne ernsthafte Auflehnung die nach westeuropäischen Begriffen übermenschlichen Belastungen des ersten Fünfjahresplanes trug. Diese Eigenschaften haben es wohl auch ermöglicht, dass gewisse Reste der früheren oberen Schichten und des Bürgertums nicht bloss die unbarmherzige Verfolgung, der sie ausgesetzt waren, und die damit zusammenhängenden Entbehrungen zu überleben vermochten, sondern dass sie heute auch ganz oder teilweise in der grossen Masse des Volkes aufgegangen sind. Die hier nachgewiesenen Eigenschaften des russischen Volkes bilden schliesslich den festen Grund, auf dem letzten Endes Russlands Widerstandskraft und Ausdauer im gegenwärtigen Kriege ruhen.



Klimenti Jefremowitsch Woroschilow, geboren 1881, der *Schmied von Lugansk*. Volkskommissar für das russische Verteidigungswesen und Marschall von Russland. Zu Beginn des Krieges Chef des nördlichen Frontabschnittes. Das Bild ist bei der Militärparade des 1. Mai 1931 auf dem Roten Platz in Moskau aufgenommen. Hinter Woroschilow reitet August Iwanowitsch Kork, der 1937 füsiliert wurde.



Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (Skrjabin), geboren 1890. Aussenkommissar, Stalins Stellvertreter im Rat der Volkskommissare.



Semjon Michailowitsch Budjonny, geboren 1883, ist vom einfachen Kuban-Kosaken zum Armeegruppenchef avanciert. Im Bürgerkrieg erfolgreicher Kommandant der *Ersten Reiterarmee*, weniger glücklich als Befehlshaber des südlichen Frontabschnittes 1941.

DAS GESELLSCHAFTSLEBEN DES ZARISTISCHEN RUSSLANDS UND DIE REVOLUTION

Die Ausdrucksformen des Despotismus

Der Zar und Selbstherrscher aller Russen war ein «allgewaltiger und souverän gebietender» Monarch, der sein riesiges Reich unumschränkt regierte. Diese Macht übte er durch den Staatsrat aus, dessen Mitglieder oder Minister er selbst bestimmte und die nur ihm gegenüber verantwortlich waren. Eine für das ganze Land gemeinsame Volksvertretung gab es vor 1905 nicht. Der Zar konnte somit Gesetze erlassen und Steuern erheben, ohne das Volk zu befragen.

Nach dem geltenden Grundgesetz sollten Gesetzesvorlagen und ähnliches im Staatsrat behandelt werden, ehe sie dem Zaren zur Gutheissung unterbreitet wurden. Diese Bestimmung wurde jedoch in der Weise umgangen, dass jeder Minister das Recht auf persönliche Vorstellung beim Zaren hatte, der dann durch unmittelbaren Beschluss die von ihm gutgeheissene Vorlage zum Gesetz erheben konnte. Hieraus entstanden ein steter Wettkampf unter den Ministern um den grössten Einfluss beim Zaren und eine Willkür der Minister, die sich im ganzen russischen Beamtenkörper verbreitete und unter anderm die Form einer zügellosen Korruption annahm.

Erst im Zusammenhang mit den durch die revolutionären Unruhen des Jahres 1905 erzwungenen Verfassungsänderungen wurde ein fest organisierter Ministerrat unter der Leitung eines Ministerpräsidenten gebildet.

In administrativer Hinsicht war das Land in Gouvernements eingeteilt, die von einem Gouverneur regiert wurden. Dieser entsprach in mancher Hinsicht dem schwedischen Landeshauptmann, besass jedoch grössere Befugnisse, unter anderm in Fragen der öffentlichen Ordnung und Polizei. Er konnte zum Beispiel mit Genehmigung des Innenministers jede innerhalb seines Gouvernements wohnhafte Person in einen entlegenen Teil des Europäischen oder des Asiatischen Russlands verbannen. In kritischen Zeiten konnte ein besonderer Generalgouverneur ernannt werden. Dieser war mit ausserordentlichen Befugnissen ausgestattet.

Der Zar war nicht bloss der weltliche Herrscher des Landes, sondern in seiner Eigenschaft als höchster Beschützer der orthodoxen Lehre auch Oberhaupt der russischen Kirche. Die kirchlichen Angelegenheiten wurden im Übrigen von einem vom Zaren eingesetzten «Heiligen Synod» unter dem Vorsitz des Metropoliten von Nowgorod und St. Petersburg geregelt. Der wirkliche Chef des «Heiligen Synods» war jedoch ihr Oberprokurator, der dem Zaren die Angelegenheiten des Synods vortrug. Der Patriarch von Moskau, der im siebzehnten Jahrhundert das Oberhaupt der russischen Kirche gewesen war, wurde von Peter dem Grossen im Jahre 1721 abgeschafft.

Das innere Leben und die Entwicklung des Landes waren im Übrigen natürlich in hohem Masse von der Persönlichkeit des Zaren und seiner Fähigkeit, gute Ratgeber zu wählen, abhängig. So war zum Beispiel Alexander II. ein «aufgeklärter Despot» mit in einzelnen Beziehungen äusserst freisinnigen Ideen. Er führte unter anderm die Aufhebung der Leibeigenschaft durch und erhielt daher den Beinamen «Befreier-Zar». Dennoch gelang es ihm nicht, alle unzufriedenen Elemente des Landes zufriedenzustellen, und er fiel schliesslich den Bomben der Nihilisten zum Opfer.

Alexander II. führte im Jahre 1864 eine gewisse regionale Selbstverwaltung ein in Bezug auf lokale Angelegenheiten wie Hygiene, Schulwesen, Landwirtschaft, Industrie, Heimarbeit, Versicherungs- und Kreditwesen und die Wissenschaften. Diese Selbstverwaltung übte ein Rat aus, der innerhalb jedes Gouvernements und jeder Unterabteilung – Kreise (Okrugi) – gewählt wurde und Semstwo genannt worden ist. Die Mitglieder eines Kreis-Semstvos wurden aus den verschiedenen Ständen, das heisst aus dem Adel, den Bürgern und Bauern gewählt, jedoch in einem solchen Verhältnis, dass die begüterten Klassen die Mehrheit innehatten. Vorsitzender war der vom Adel gewählte Kreis-Adelsmarschall. Der Kreis-Semstwo wählte seinerseits die Mitglieder des Gouvernements-Semstvos, dessen Vorsitzender der Adelsmarschall des Gouvernements war. Die Semstwo-Organisation war allerdings mit vielen Mängeln behaftet, führte aber trotzdem zu nicht unbedeutenden sozialen Verbesserungen. Sie weckte ausserdem das Interesse für öffentliche Angelegenheiten auch in den entlegensten Teilen des russischen Reiches und eröffnete den besten Kräften der Gesellschaft ein Arbeitsfeld. Diese wurden somit für politische Arbeit geschult und bahnten auf ihre Weise den Weg für eine Änderung der Verfassung.

Der Sohn Alexander II., Alexander III., war eine Kraftnatur von ausge-

prägt reaktionären Anschauungen. Die liberale Regierungsweise, welcher der Vater, wenigstens in mancher Hinsicht, gehuldigt hatte, wurde in die altrussische despotische Richtung umgelenkt. Nach aussen war der Zar ein eifriger Pazifist, im Inneren aber trieb er gegen den Nihilismus eine unveröhnliche Politik.

Der letzte Zar, Nikolaus II., war ein im Grunde gutherziger und wohlwollender Mann, doch fehlten ihm die Willenskraft des Vaters und die Begabung des Grossvaters. Daher seine unsicheren Regierungsmethoden, die von aussenstehenden, unverantwortlichen Ratgebern stark beeinträchtigt wurden. Unter andern dürften sowohl seine Mutter als seine Gemahlin ihren Einfluss auf ihn zuweilen zuungunsten des Landes ausgenützt haben.

Dieser unglückliche Monarch musste nun für die Verbrechen seiner Vorgänger büssen oder, richtiger gesagt, für ihr Versäumnis, die in den westeuropäischen Ländern schon anfangs 1800 und noch früher praktisch verwirklichten sozialen und politischen Reformen nicht rechtzeitig durchgeführt zu haben. Als dann schliesslich die Dämme brachen, fegte die auf gespeicherte Unzufriedenheit wie eine Sturmflut über die ganze russische Gesellschaft hinweg. Dabei gingen viele unersetzliche Werte verloren.

Der Despotismus wird untergraben

Der für Russland unglückliche Ausgang des Krieges gegen Japan 1904-1905 lieferte den äusseren Anlass zu ernsthaften Unruhen, vor allem in St. Petersburg und Moskau. Diese wenigstens teilweise von Lenin und Trotzki geleiteten Unruhen wurden allerdings unterdrückt, aber die Flamme der Revolution hatte sich entzündet, und selbst, wenn sie unterdrückt wurde, erlosch sie nie mehr ganz. Sie schwelte unter der Asche, loderte hie und da sporadisch auf, um sich schliesslich 1917 mit voller Macht auszubreiten und das ganze russische Reich in einen Brandherd der Revolution zu verwandeln.

Einer der tatkräftigsten revolutionären Agitatoren und erfolgreichsten Organisatoren von Streiks und Arbeiterunruhen zu Anfang des Jahrhunderts war Russlands heutiger ungekrönter Herrscher, Josef Stalin. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das revolutionäre Feuer zu schüren, dabei oft die Weisungen Lenins befolgend, der sich in jenen Zeiten hauptsächlich im Ausland auf hielt.

Die Unruhen des Jahres 1905 nötigten den Zaren zur Einführung einer

Verfassung, nach welcher eine für das ganze Land gemeinsame Volksvertretung, Duma genannt, einberufen werden sollte. Die Wahlen zur Duma sollten im Grossen Ganzen nach denselben Grundsätzen wie die Wahlen zu den lokalen Semstvos vor sich gehen, das heisst nach den verschiedenen Ständen und mit einer bestimmten Anzahl von Vertretern eines jeden Standes. Die Macht der «ersten Duma» war jedoch äusserst beschränkt; sie besass im Wesentlichen nur konsultativen Charakter. Die Verfassung wurde sogleich bei ihrer Veröffentlichung Gegenstand einer scharfen Kritik. Die Unruhen dauerten weiter und erreichten ihren Höhepunkt in einem umfassenden Streik. Diese Ereignisse führten zu einer Revision der Verfassung und einer Erweiterung des Wahlrechtes.

Ogleich diese «zweite Duma» einen verhältnismässig grossen Einfluss auf die Gesetzgebung erhielt, blieb sie in andern Beziehungen ziemlich machtlos. Die Minister wurden immer noch vom Zaren ernannt. Über das Militär, die Polizei und das Rechtswesen übte die Duma keine Kontrolle aus. Der Zar besass ausserdem das Vetorecht gegen jeden Beschluss der Duma, die auch jederzeit aufgelöst werden konnte. Von diesem Auflösungsrecht wurde denn auch bereits 1907, als man die revolutionäre Bewegung vollständig unterdrückt wähnte, Gebrauch gemacht. Im Zusammenhang damit wurden die Wahlbestimmungen so abgeändert, dass dem Gutsbesitzer-Adel in der nun einberufenen «dritten Duma» die Mehrheit zugesichert wurde. Die Autorität des Zarenregimes wurde natürlich durch die schwankende und unzuverlässige Haltung seines Hauptvertreters nicht gestärkt. Das Sicherheitsventil einer einigermaßen liberalen Verfassung und eines allgemeinen Wahlrechtes wurde wieder geschlossen, obgleich die Gärung im Lande keineswegs abgenommen hatte.

Die Ereignisse des Jahres 1905 gingen nicht etwa spurlos vorüber. Das Volk war erwacht. Es hatte zwar keine volle politische Freiheit erhalten, wohl aber das Recht, freier zu reden und zu schreiben als zuvor. Die Folge davon war, dass die grosse Masse zum erstenmal politisch zu denken begann und ihre eigene Macht entdeckte.

Der Landhunger des Muschiks

Wie bereits erwähnt, hatte die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht zu den erwarteten Verbesserungen der Lebensverhältnisse der Bauernbevölke-

rung geführt, und zwar aus verschiedenen Gründen. Das Mir-System wurde beibehalten, und durch die Mir hafteten die Bauern kollektiv für das Einlösegeld, das für den dem Dorfe zugeteilten Boden zu entrichten war. Infolgedessen wurden die Bauern ebenso an ihre Geburtsschölle und an die Mir gefesselt, wie sie es zuvor an die Gutsbesitzer gewesen waren. Dazu kam noch, dass die Gutsbesitzer im Zusammenhang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die früher den Bauern zum Eigengebrauch überlassene Bodenfläche in der Regel um 20 Prozent reduzierten. Ausserdem traten die Gutsbesitzer bei Weitem nicht immer den besten Boden, noch zusammenhängende Gebiete ab. Die Bauern mussten sich mit minderwertigen, vielfach verstreut liegenden Parzellen begnügen. Dies verursachte eine zunehmende Übervölkerung des Dorfes, während gleichzeitig der absolute Ertrag des den Bauern überlassenen Landes geringer wurde. Infolgedessen lastete das Einlösegeld noch schwerer auf ihnen. Endlich besass die Bauernbevölkerung noch immer keine bürgerlichen Rechte oder Bildungsmöglichkeiten.

Infolge der Abnahme der dem Dorfe gehörenden Bodenfläche begannen die Bauern von den Gutsbesitzern Land zu pachten, von denen sie ökonomisch auch dadurch wiederum abhängig wurden. Im selben Masse, wie der «Landhunger» der Bauern wuchs, stieg der Pachtzins. Das Ergebnis war eine andauernde Verarmung der Bauernbevölkerung, ihre stetig wachsende Unzufriedenheit und ein immer grösserer Hass gegen die Gutsbesitzer.

Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1905 fand daher einen fruchtbaren Boden auch in der Provinz, wohin sie sich rasch verbreitete und wo mehrere tausend Herrenhöfe niedergebrannt wurden. Gleichzeitig war es jedoch den Herrschenden klar geworden, dass die Missstände in der Provinz die ökonomische Entwicklung des ganzen Landes beeinträchtigen mussten. Das Ergebnis dieser Erwägungen war die Bodenreform Stolypins vom Jahre 1906. Durch diese wurden die Mir abgeschafft, und die Bildung von Kleingrundbesitz mit vollem Besitzrecht wurde vom Staate genehmigt und unterstützt. Diese Neuerung war umso leichter einzuführen, als die Regierung bereits im Jahre 1904 die noch nicht bezahlten Einlösegelder für das bei der Aufhebung der Leibeigenschaft von den Gutsbesitzern abgetretene Land erlassen hatte. Gleichzeitig wurde mit einer Neuparzellierung des Bodens unter dem Gesichtspunkt der Güterzusammenlegung begonnen. Die Folge dieser Reform war natürlich, dass die rührigen Bauern eines Dorfes begünstigt wurden, während die weniger unternehmungslustigen

allmählich zu einem Bauernproletariat ohne Land werden sollten. Diese Entwicklung, die zweifellos zu einer neuen Form von Gegensätzen in der Provinz führen musste, betrachtete man in Regierungskreisen mit Gleichmut, weil man erwartete, aus ihr werde mit aller Wahrscheinlichkeit eine Steigerung des Bodenertrages und eine ökonomische Entwicklung des ganzen Landes hervorgehen.

Um die Durchführung der Reform zu erleichtern, wurden ansehnliche Ländereien aus dem Grundbesitz des Zaren-Hauses und des Staates zum Verkauf an die Bauern überlassen und ihnen ausserdem vorteilhafte Anleihen zwecks Landerwerbes vom Staate oder den Gutsbesitzern angeboten, welche letztere jetzt bedeutende Mengen Land zum Verkauf anboten. Ausserdem unterstützte der Staat Bodenmeliorationen und die Kolonisation Westsibiriens.

Die Massnahmen waren in vielen Beziehungen wohlbedacht und wirkten sich, trotz der allmählichen Proletarisierung der ärmsten Bauern, äusserst günstig aus, besonders da die Getreidepreise auf dem Weltmarkt gleichzeitig zu steigen begannen. Hätte die Reform einige Jahrzehnte in Ruhe wirken können, so wäre wahrscheinlich der Bodenhunger der meisten Bauern allmählich gestillt worden und der Wohlstand in der Provinz gestiegen. All dies hätte die grossen Massen der Bauern wohl weniger geneigt gemacht, den revolutionären Ideen ihr Ohr zu leihen und sogar mit Gewalt den Boden der Gutsbesitzer sich anzueignen. Der Krieausbruch 1914 erschwerte die planmässige Durchführung der Reform, und 1916 hatten die militärischen Misserfolge eine derartige Desorganisation im Lande nach sich gezogen, dass die Reformarbeit vollkommen aufhörte. Der Landhunger der Bauern war somit bei Weitem noch nicht befriedigt, noch ihr Hass gegen die Gutsbesitzer erloschen, als er durch die unglückliche Kriegführung und die Unordnung im Lande neu geschürt wurde. Die revolutionäre Agitation fiel daher in der Provinz immer noch auf fruchtbaren Boden, ein Umstand, den der scharfsichtige Parteitaktiker Lenin geschickt auszunützen verstand.

Die revolutionäre Eruption

Der Krieg deckte Russlands ungenügende militärische Bereitschaft auf und eine beinahe hoffnungslose Verwirrung in so gut wie allen Äusserungen des Gesellschaftslebens. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kriegs-

müdigkeit unter den Soldaten, die zum überwiegenden Teil Bauern waren, und die Desertierungen wurden immer häufiger. Das Verkehrswesen geriet in Unordnung, die Zufuhr von Lebensmitteln usw. in die grösseren Zentren und in die Mangelgebiete wurde unregelmässig, während sich die Teuerung für die weniger bemittelten Klassen immer stärker fühlbar machte.

In den ersten Monaten des Jahres 1917 gelangte die Unzufriedenheit des Volkes in Hungerrevolten, Streiks und Massendemonstrationen zum Ausdruck. Der Zarenthron war von gewissen Kreisen der Duma, die eine Palastrevolution vorhatten, und von den revolutionären Arbeitermassen, die nach einem Umsturz der bestehenden Ordnung verlangten, bedroht. Die Lage wurde auf die Spitze getrieben, als die Duma, die durch ein telegraphisches Dekret des Zaren auf zwei Monate vertagt worden war, dieser Verfügung trotzte, als die Truppen sich weigerten, auf die Demonstranten zu feuern, und stattdessen mit ihnen gemeinsame Sache machten und als zwei vornehme Garderegimenter mit roten Fahnen und klingendem Spiel dem revolutionären Duma-Komitee sich anschlossen. Da verstand der Zar, der sich im militärischen Hauptquartier aufhielt, dass er keine zuverlässigen Truppen mehr besass, um die revolutionäre Bewegung zu unterdrücken. Er dankte daher Ende Februar (a. St.) 1917 ab.

Die Ereignisse nahmen nun einen raschen Verlauf. Die kaiserlichen Minister wurden entfernt und eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz des Fürsten Lwow aus den Oppositionsparteien der Duma gebildet. Gleichzeitig wurden auch die zaristischen Gouverneure in der Provinz ihres Amtes enthoben und die Vorsitzenden der betreffenden Semstvos zu ihren Nachfolgern ausersehen. Das Programm der provisorischen Regierung bezweckte unter anderm die Wiederherstellung der Ordnung im Lande, Beseitigung der Lebensmittelschwierigkeiten, die Fortführung des Krieges auf Seite der Alliierten und die Ausarbeitung einer demokratischen Verfassung.

Die Aufgabe, welche die Regierung übernommen hatte, war keineswegs leicht und wurde von Anbeginn dadurch erschwert, dass, unmittelbar nach Ausbruch der Revolution, auf Veranlassung der sozialistischen Parteien, in den Fabriken, Truppenverbänden und Marineabteilungen, ja zum Teil auch in der Provinz sogenannte «Sowjets» oder Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte gebildet wurden. Kurz darauf wurde in Petrograd ein Exekutivkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte unter dem Vorsitz des Sozialrevolutionärs Tschcheidse gebildet. Das Land erhielt auf diese Weise schon

zu Beginn der Revolution zwei verschiedene Regierungen, eine von bürgerlicher, die andere von proletarischer Zusammensetzung. Letztere, die unter anderm einen raschen Friedensschluss erstrebte, hatte es natürlich ziemlich leicht, bei dem kriegsmüden russischen Volke Gehör zu finden.

Lenin greift ein

In den ersten Revolutionstagen erstürmte die Masse die Gefängnisse und befreite Tausende von Gefangenen. Diese Erscheinung verbreitete sich über das ganze Land bis in die entlegensten Teile Sibiriens. Gleichzeitig wurden die Grenzen für die im Exil lebenden Revolutionäre geöffnet. Alle strebten nach dem Revolutionszentrum Petrograd.

Unter den vielen Tausenden von politischen Gefangenen, die aus Sibirien heimkehrten, befand sich auch Stalin, der jetzige Herrscher Russlands. Mit der für ihn charakteristischen Tatkraft und Schnelligkeit erreichte er Petrograd bereits anfangs März 1917. Etwa einen Monat später folgte ihm Lenin, nachdem er seine unter deutschem Geleit erfolgte berühmte Reise im plombierten Wagen aus der Schweiz durch Deutschland hinter sich hatte. Trotzki, der sich beim Ausbruch der Revolution in Amerika befand, traf erst zwei Monate später ein. Bald sollte Lenin derjenige von den dreien sein, der einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung in Russland auszuüben hatte. Er wurde dadurch zur weltgeschichtlichen Persönlichkeit.

Lenin, dessen vollständiger und richtiger Name Wladimir Iljitsch Uljanow lautete, wurde im Jahre 1870 in Simbirsk an der Wolga geboren. Sein Vater war Schullehrer und seine Mutter Arzttochter. Nach Absolvierung der Mittelschule kam der junge Uljanow als Student an die Universität Kasan, wurde jedoch bereits nach einem Semester auf polizeilichen Befehl relegiert, weil er aktiv an einer von den Studenten veranstalteten politischen Versammlung sich beteiligt hatte. Sechs Jahre später bestand er das Rechtsexamen an der Universität Petersburg und praktizierte alsdann als Rechtsanwalt. Gleichzeitig setzte er mit Energie und Erfolg seine Agitations- und Bildungstätigkeit unter den Industriearbeitern der Hauptstadt fort. Er wurde deshalb zusammen mit seiner Frau, Nadeschda Konstantinowa Krupskaja, nach Sibirien verbannt. Einige Jahre später gelang es ihm, ins Ausland zu flüchten. Er hielt sich zeitweise in London auf, wo er sich als Journalist betätigte. Unter anderm war er Mitarbeiter der revolutionären Zeitung «Iskra»

– «Der Funken» –, die im geheimen nach Russland eingeschmuggelt und dort verbreitet wurde.

Im Sommer 1903 trat die russische Sozialdemokratische Arbeiterpartei zu ihrem zweiten Kongress in London zusammen. Wegen ernsthafter Meinungsverschiedenheiten über das Programm der Partei spaltete sich diese in zwei Teile, in Bolschewiki und Menschewiki, wobei die erstgenannten unter Lenins Führung sich mit Bestimmtheit jeder Abweichung von der reinen marxistischen Lehre widersetzen, während die Menschewiki ihr Ziel durch friedliche Agitation und Evolution zu erreichen wünschten.

Im Jahre 1905 versuchte Lenin seine Lehren in Taten umzusetzen. Als die Revolution ausbrach, kehrte er nach Russland zurück und leitete im geheimen die Arbeiterunruhen, die jedoch blutig niedergeschlagen wurden. Er selbst suchte Zuflucht in Finnland, wo Ende 1905 eine Konferenz der Bolschewiki stattfand. Eine ähnliche Konferenz wurde im Jahre darauf in Stockholm abgehalten. An diesen beiden Konferenzen nahm unter andern auch Stalin teil, und zwar als Vertreter der transkaukasischen Partei der Bolschewiki.

Nach dem missglückten Revolutionsversuch von 1905 schritt Lenin unverdrossen auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter. Er zog die Lehre aus seinen Misserfolgen, unterrichtete und ermutigte seine Getreuen zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Zarismus. Ein Krieg zwischen Russland und Österreich hätte nach Lenins Ansicht Möglichkeiten für die Durchführung der Revolution in Russland eröffnet. Weit früher, als er zu hoffen gewagt, erfüllten sich seine Wünsche, nur musste er zuerst in der neutralen Schweiz seine Zeit abwarten.

Der richtige Augenblick war natürlich gekommen, nachdem der Zar abgedankt und die Februar-Revolution begonnen hatte. Es galt nun, möglichst rasch nach Russland heimzukehren, doch stand der Weg dorthin einem so international bekannten und scharf bewachten Manne wie Lenin nicht ohne Weiteres offen. Die Ententemächte waren sich wohlbewusst, dass Lenin für Russlands Austritt aus dem Kriege arbeitete. Sie legten daher seiner Reise Hindernisse in den Weg. Auf Seiten der Zentralmächte war man jedoch ebenso gut über seine Person und seine Absichten unterrichtet. Es geschah daher mit deutscher Hilfe, dass Lenin – so paradox es klingen mag seinen Plan verwirklichen konnte, woraus hervorgeht, dass er zur Erreichung seines Zieles kein Mittel scheute.

Lenins Rückkehr in die russische Hauptstadt war gut vorbereitet. Er wurde in dem festlich geschmückten Finnischen Bahnhof von einer jubelnden Volksmenge mit roten Fahnen und Musik empfangen.

In dem bei Ausbruch der Februar-Revolution gewählten Exekutivkomitee der Arbeiter- und Soldatenräte waren die Bolschewiki nur als kleine Minderheit vertreten. Eine der ersten Massnahmen Lenins war es daher, mit Stalins Beistand danach zu trachten, in diesem Komitee die Mehrheit zu erlangen. Es gelang ihm, Neuwahlen zum Sowjet durchzusetzen und den Wahlkampf so geschickt zu führen, dass innerhalb des Komitees die Hälfte der Arbeiter- und ein Viertel der Soldatenplätze von Bolschewiki belegt wurden.

Alles schien Lenin zu glücken, und Anfang Juli lag der Sieg in Reichweite. Die provisorische Regierung unter der Führung des Sozialrevolutionärs Kerenski tat jedoch alles, um sich der Machtübernahme durch die Bolschewiki zu widersetzen. Eine Verleumdungskampagne, die Lenin als deutschen Spion bezeichnete, hatte einen solchen Erfolg, dass die Bolschewiki ihre bereits erreichten Positionen wieder verloren.

Vor der Drohung, verhaftet zu werden, räumte Lenin das Feld und verbarg sich in Finnisch-Karelien, von wo aus er im geheimen die Arbeit zur Wiedererlangung der von den Bolschewiki verlorenen Machtstellung leitete. Stalin, der sich in Übereinstimmung mit seiner unbändigen und zähen Natur im Mittelpunkt der Geschehnisse aufhielt, unterstützte ihn dabei.

Die Bolschewiki reissen die Macht an sich

Inzwischen nahmen die Unruhen in der Provinz zu. Die provisorische Regierung hatte den Bauern eine durchgreifende Agrarreform versprochen. Zur Behandlung der Frage wurde eine Kommission eingesetzt, die jedoch kein positives Ergebnis erzielte. Die Unzufriedenheit der Bauern wurde immer grösser, und oft nahmen sie die Sache in die eigene Hand, indem sie die Herrenhöfe ausplünderten und niederbrannten und das Land unter sich verteilten. Dazu kam noch, dass die gross angelegte Brussilow-Offensive missglückte. Das Geldwesen geriet in ein vollständiges Durcheinander, und die Lebensmittellage wurde katastrophal, obgleich die neue Ernte wenigstens teilweise hätte zur Verfügung stehen sollen. Der politische Boden für die Agitation der Bolschewiki war somit günstiger als je. Sie brauchten

nur ihre von Anfang an verkündeten Bestrebungen zu verfechten, wonach alle politische Macht dem Volke übertragen, der Krieg rasch abgeschlossen und das ganze Land an die Bauern verteilt werden müsse.

In dieser für die bürgerlichen Parteien bedrohlichen Situation betrachtete man es in den höheren Finanz- und Offizierskreisen als absolut notwendig, den Bolschewismus zu vernichten, um über die Unruhen und die Unzufriedenheit im Volke Herr zu werden. Der Oberbefehlshaber der Armee, General Kornilow, wurde zum Führer der Bürgerlichen ernannt. Dieser sammelte scheinbar zuverlässige Truppen und bereitete sich für einen Marsch auf die Hauptstadt vor, in der Absicht, unter eigener Leitung im Lande eine Militärdiktatur zu errichten. Kerenski wurde die Vizepräsidentschaft im Ministerrat angeboten, die er jedoch ablehnte, worauf es ihm gelang, mit Hilfe des Exekutivkomitees des Sowjets und der von Trotzki organisierten Arbeitergarden dem militärischen Handstreich zuvorzukommen.

Lenin, der befürchtete, dass die provisorische Regierung von einer aus Sozialrevolutionären und Menschewiki zusammengesetzten Sowjetregierung gestürzt werde, nahm die Sache in die eigenen Hände. Die Bolschewiki eroberten allmählich die Mehrheit in den Sowjets von Petrograd, Moskau, Kronstadt und in den meisten wichtigen Orten der verschiedenen Landesteile. Man verlangte offen nach einem bewaffneten Aufstand. Rote Garden wurden bewaffnet und ausgebildet, und am 25. Oktober besetzten sie alle Schlüsselstellungen in der Hauptstadt. Nachdem der Kreuzer «Aurora» das Feuer gegen den Winterpalast eröffnet hatte, in dem die provisorische Regierung zusammentrat, kapitulierte diese, und ihre Mitglieder wurden verhaftet. Kerenski hatte sich jedoch durch rechtzeitige Flucht gerettet. Damit lag die höchste Staatsmacht in den Händen der Bolschewiki.

Der Allrussische Sowjetkongress trat zusammen und beschloss die Bildung einer provisorischen Arbeiter- und Bauernregierung unter Lenins Vorsitz. Die Regierung wurde offiziell als «Rat der Volkskommissare» bezeichnet, um ihren revolutionären Ursprung und ihre revolutionäre Aufgabe zum Ausdruck zu bringen. Trotzki wurde Kommissar der auswärtigen Angelegenheiten, jedoch bereits nach einigen Monaten vertauschte er dieses Amt gegen das des Volkskommissars der Landesverteidigung und des Präsidiums im revolutionären Kriegsrat. Infolgedessen nahm er regen Anteil an der Organisation der «Roten Arbeiter- und Bauernarmee», welche die aufgelöste zaristische Armee ersetzen sollte.

Die Bolschewiki hatten bereits vor ihrer Machtübernahme grosse Teile der Armee- und Marinemannschaften für ihre Sache gewonnen. Besonders war dies der Fall in der Hauptstadt und ihrer Umgebung, wo ganze Truppenverbände sich auf ihre Seite gestellt hatten. Infolgedessen kostete die Durchführung der eigentlichen bolschewistischen Revolution in der Hauptstadt verhältnismässig wenig Blut. In Moskau und einigen andern grösseren Städten hingegen hatten die Bolschewiki einen bedeutend härteren Widerstand zu überwinden. Nach wenigen Tagen Kampf hatten sie jedoch die Macht in ihrer Hand.

DIE INTERVENTIONS- UND BÜRGERKRIEGE

Missglückte Friedensbestrebungen

Eine der ersten Massnahmen der Sowjetregierung bestand darin, den ganzen Grund und Boden zu nationalisieren und unter die Bauern zu verteilen. Ungefähr gleichzeitig erhielten die Industriearbeiter weitgehende Befugnis über die Leitung der Fabrikanlagen, in denen sie arbeiteten. Kurz darauf wurden die Banken, Eisenbahnen und grösseren Industrieunternehmen nationalisiert. Schliesslich richtete die Sowjetregierung einen Aufruf an alle kriegführenden Länder, einen Waffenstillstand zu schliessen und Verhandlungen über einen demokratischen Frieden ohne Eroberungen und Entschädigungen einzuleiten. Damit hatte die Sowjetregierung formell alle Versprechungen eingelöst, welche die Partei der Bolschewiki während ihres Kampfes um die Macht dem Volke gegeben hatte.

Der Friedensappell verhallte ungehört bei Russlands eigenen Alliierten. Umso mehr Gehör schenkten ihm die Zentralmächte, die jedoch dem Gedanken einer Waffenruhe einen ganz andern und äusserst einseitigen Inhalt verliehen. Ausserdem feilschte man ordentlich um den Sinn der Worte «ohne Eroberungen und Entschädigungen». Der Kriegszustand dauerte zwar weiter, ohne dass sich jedoch grössere Kriegseignisse an der russischen Front abgespielt hätten.

Inzwischen verschlechterte sich die Lebensmittellage in Russland immer mehr. Infolge der allgemeinen Unordnung, die durch die Nationalisierung der Banken, Eisenbahnen und grösseren Industrieunternehmen und durch das dilettantische und einseitig-persönliche Eingreifen der vielen «Räte» und «Kommissionen» in die Betriebe entstand, geriet das ökonomische Leben des Landes vollständig in Auflösung. Die «Diktatur des Proletariats» wurde manchenorts so ausgelegt, dass man arbeitete, wenn man gerade Lust hatte, falls man überhaupt zu arbeiten gedachte; am liebstem wäre man mit verschränkten Armen dagesessen, um zuzusehen, wie die einstigen herrschenden Klassen gezwungen wurden, grobe Arbeiten zu verrichten.

Dazu kam, dass die Bürgerlichen sich nun von dem ersten Schrecken erholt hatten und sich zu Gegenmassnahmen zu sammeln begannen; dies besonders in jenen Teilen des Landes, die noch nicht zu der neuen Ordnung übergegangen waren. Alles das führte dazu, dass das tägliche Leben in Russland vor seinem vollständigen Zusammenbruch stand.

An der Front war die Lage wenn möglich noch schlechter. Bereits bei Ausbruch der Februar-Revolution hatten sich die Bande der Disziplin bedeutend gelockert, die Soldatenräte erhielten immer mehr Macht, und die kriegsmüden Soldaten, die nicht wussten, wofür sie kämpften, weigerten sich, weiter mitzumachen, und desertierten zu Tausenden, um in ihre Dörfer heimzukehren, wo sie nun endlich ihren Landhunger und ihre Rachegier an den Gutsbesitzern zu stillen gedachten. Sie erstürmten die von der Front abgehenden Züge, klammerten sich an alle erdenklichen Stellen, etwa an die Puffer und an die Waffendächer, wobei viele verunglückten. An der Front selbst kam es im Niemandland zu «Verbrüderungen» der Soldaten der beiden kämpfenden Parteien. Nicht nur Lebensmittel, Rauchartikel und Getränke wurden zwischen den früheren Feinden ausgetauscht, auch Spione und Agitatoren aller Art nützten die immer mehr nachlassende Wachsamkeit auf beiden Seiten aus. Es dürfte ausser allem Zweifel stehen, dass Keime jener Zersetzungstendenzen und Umstürze, die sich in den darauffolgenden Jahren bei den Völkern der Zentralmächte geltend machten, während dieser Zeit der Verbrüderung an der Ostfront ausgesät und verbreitet wurden.

Die Friedensverhandlungen mit den Zentralmächten zogen sich jedoch in die Länge, weil die Sowjetregierung nicht auf die von deutscher Seite verlangten Gebietsabtretungen eingehen wollte. Um ihren Forderungen den nötigen Nachdruck zu verleihen, setzten die Zentralmächte ihre Front nach Osten in Bewegung. Ein grosser Teil der Ukraine wurde besetzt, teilweise unter dem Vorwand der Unterstützung einer ukrainischen Freiheitsbewegung, und bedrohliche Vorstösse wurden gegen Petrograd und gegen Moskau unternommen. In dieser hoffnungslosen Lage sah sich die sowjetrussische Friedensdelegation unter Joffes Führung gezwungen, die von den Zentralmächten diktierten äusserst harten Friedensbedingungen am 3. März 1918 in Brest-Litowsk zu unterzeichnen.

Der Bürgerkrieg

Das Sowjetregime hatte trotz allem eine gewisse Frist erhalten, um notdürftig seine Stellung zu konsolidieren und die inneren Angelegenheiten des Landes zu ordnen. Die Frist sollte jedoch nicht von langer Dauer werden. Bereits am Anfang des Sommers 1918 begannen die Bürger- und Interventionskriege, die den Sturz des Sowjetregimes bezweckten und ohne grösseren Unterbruch bis Ende 1920 währten. Es dauerte übrigens bis zum Herbst 1922, bis der asiatische Teil des Reiches von ausländischen Interventionstruppen und einheimischen Widerstandsnestern völlig gesäubert war.

Als der «Bürgerkrieg», wie diese Kämpfe gewöhnlich genannt wurden, am schlimmsten raste,; wurde das Sowjetregime beinahe gleichzeitig aus allen vier Himmelsrichtungen von «Weissen» Armeen angegriffen. Als erster sammelte General Kornilow eine Kosakenarmee im Nordkaukasus. Sein Nachfolger wurde später General Denikin, der von britischer und französischer Seite Unterstützung und Material erhielt und eine Zeitlang grosse Teile von Südrussland beherrschte, von wo aus er Moskau bedrohte. Englische Truppen landeten in Archangelsk und stiessen von Norden vor. Im Westen unterstützten deutsche Truppen den General Krasnow, und aus Sibirien war Admiral Koltschak im Anmarsch, unterstützt von amerikanischen und japanischen Truppen.

Die Lage war äusserst bedrohlich für den jungen Sowjetstaat und für die neuorganisierte Rote Armee, die tatsächlich an allem Mangel litt, ausser an Begeisterung und rücksichtsloser Unternehmungslust. Diese Eigenschaften beseelten namentlich die führenden Persönlichkeiten, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten.

Oberflächlich betrachtet, schien die Lage manchmal vollkommen hoffnungslos und muss es in Wirklichkeit auch gewesen sein. Der einzige Grund, dass das Sowjetregime sich dennoch zu behaupten vermochte, scheint tatsächlich darin gelegen zu haben, dass die Weissen nicht nach einem gemeinsamen Plane vorgingen, dass man auch innerhalb der einzelnen Weissen Organisationen auseinanderstrebte und einander misstraute und bekämpfte, und dass die Weissen schliesslich «nichts gelernt und alles vergessen» hatten. Der letztere Umstand äusserte sich vor allem darin, dass man, sobald ein Gebiet von den Roten «befreit» worden war, daselbst wieder die alte, zaristische Ordnung einführte. Der Hauptfehler, den man machte, war, dass man den Bauern das inzwischen in ihren Besitz überge-

gangene Land wegnahm und die Gutsbesitzer wieder in ihre früheren Rechte einsetzte. Ausserdem wurden die Bauern in die Weissen Armeen eingereiht. Die Bauern- und Agrarfrage erhielt somit neuerdings entscheidende Bedeutung, was übrigens in einem so typischen Agrarland wie Russland ganz natürlich ist.

Der alte Hass der Bauern gegen die Herren- und Gutsbesitzerklassen loderte mit erneuter Heftigkeit auf. Die aufgebotenen Bauern desertierten aus den Weissen Armeen, sobald sie nur konnten, und gingen entweder direkt zu den Roten über oder bildeten Partisanenverbände im Rücken der Weissen Armeen, denen sie allerhand ernsthaften Schaden zufügten.

Hiebei war man in hohem Masse durch den Umstand begünstigt, dass es in einem Bürgerkrieg äusserst schwer ist, Freund von Feind zu unterscheiden. Mancher Russe wechselte während dieser Kämpfe, freiwillig oder unfreiwillig, mehr als einmal die Partei. Ausserdem waren die Fronten weder zusammenhängend noch stabil, sondern sozusagen «flüssig». Dies führte zu vollkommen verworrenen Situationen und den unglaublichsten Zuständen.

Im Jahre 1920 musste das Sowjetregime sowohl einen Krieg gegen Polen ausfechten, als auch den äusserst gefährlichen Angriff einer unter General Wrangels Befehl stehenden Armee abweisen. Die entscheidenden Kämpfe gegen sie fanden auf der Krim statt. Diese Kämpfe können gewissermassen als Vorbild zu jenen Angriffsunternehmen, die jüngst zur Wiedereroberung der Krim führten, bewertet werden.

Beim Studium des Bürgerkrieges erhält man den Eindruck, dass die Fehlschläge der Weissen Armeen und Interventionstruppen mindestens ebenso sehr auf ihren eigenen Mangel an Verständnis für die Psychologie der russischen Masse und die Forderungen der Zeit, als auf die zähe Widerstandskraft des Sowjetregimes und auf die Tollkühnheit und den Wirklichkeitssinn der oft noch sehr jungen und in der Regel der Kriegswissenschaft unkundigen Roten Armeeführer zurückzuführen seien.

DER AUFBAU DES SOWJETSTAATES

Die Staatsverfassung

Es dauerte bis Ende 1922, bis die neue russische Staatsbildung eine feste Form annahm und verfassungsmässig festgelegt wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt existierten auf russischem Gebiet sechs selbständige Republiken, die miteinander Abkommen über ökonomische und militärische Fragen getroffen und sich zum gemeinsamen Kampf gegen den Weltimperialismus zusammengeschlossen hatten. Am 30. Dezember 1922 versammelten sich jedoch zum erstenmal Vertreter sämtlicher Sowjetrepubliken in Moskau zu einer Ratssitzung, dem sogenannten Sowjetkongress, welcher eine Deklaration und ein Abkommen über die Bildung einer Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken annahm. Am 6. Juli folgenden Jahres wurde eine für die ganze Sowjetunion geltende Staatsverfassung oder, wie sie offiziell genannt wird, Konstitution angenommen, und damit war die neue Staatsbildung in rechtmässiger Form bestätigt.

Diese Deklaration wirft ein grelles Licht auf die damalige Einstellung des Sowjetregimes zu der es umgebenden kapitalistischen Welt. Einige Auszüge daraus dürften somit von Interesse sein, besonders heute, da die Sowjetregierung ihre Absicht klar geäussert hat, sich am Wiederaufbau Europas nach dem jetzigen Kriege zu beteiligen:

«Seit der Bildung der Sowjetrepubliken sind die verschiedenen Staaten der Welt in zwei Lager gespalten, in ein kapitalistisches und ein sozialistisches. Im kapitalistischen Lager herrschen Feindschaft und Ungerechtigkeit zwischen verschiedenen Nationalitäten, die zum Teil unterdrückt werden; ausserdem gibt es dort Chauvinismus, Krieg und Pogrome, imperialistische Grausamkeit und Sklaverei in den Kolonien. Hier, im sozialistischen Lager hingegen, herrschen gegenseitiges Vertrauen und Frieden, nationale Freiheit und Gleichheit, friedliches Zusammenleben und brüderliche Zusammenarbeit der Völker.

Der seit Jahrzehnten andauernde Versuch der kapitalistischen Welt, die Nationalitätenfragen durch ein System zu lösen, das an Stelle der freien Völ-

kerentwicklung die Ausbeutung des einen Menschen durch den andern setzt, sind fruchtlos geblieben», heisst es weiter. «Nur im Lager der Sowjets, nur durch die Diktatur des Proletariats, welche die Mehrheit der Bevölkerung um sich geschart hat, ist es möglich geworden, die Unterdrückung gewisser Nationalitäten auszurotten und gegenseitiges Vertrauen und brüderliche Zusammenarbeit unter den Völkern auszulösen.» «Nur dank diesen Umständen ist es den Sowjetrepubliken gelungen, den Überfall abzuwehren, den die Imperialisten der ganzen Welt, im Inland und im Ausland, gegen uns unternahmen, nur dank diesen Umständen ist es uns geglückt, dem Bürgerkrieg ein Ende zu setzen, unsere Existenz zu sichern und uns dem friedlichen Aufbau der Wirtschaft unseres Landes zu widmen.»

Die Deklaration betont alsdann, dass die Kriegsjahre 1914–1918 nicht spurlos vorübergegangen seien. Sie hätten im Gegenteil ein verheertes Land mit erschöpften Mitteln zurückgelassen. Die Arbeit des Wiederaufbaus sei so umfassend, dass sie die Kräfte der einzelnen Republiken übersteige. Die Labilität der internationalen Lage und die Gefahr neuer Überfälle geböten, eine einheitliche Front von Sowjetrepubliken zu bilden, um der kapitalistischen Einkreisung zu begegnen. Alle diese Umstände erheischen die Vereinigung der Sowjetrepubliken zu einem Bundesstaat, der imstande sei, für den Schutz des Staates nach aussen, für die Gesundung des Gesellschaftslebens im Innern und für die nationale Entwicklung der verschiedenen Völker Gewähr zu leisten.

Endlich wird noch hervorgehoben, dass der einstimmige Beschluss der einzelnen Sowjetrepubliken, die «Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken» zu bilden, eine sichere Garantie dafür biete,

dass die Union eine freiwillige Vereinigung vollkommen gleichgestellter Völker sei,

dass jeder Republik das Recht des freien Austritts aus der Union zugesichert werde,

dass der Beitritt zur Union allen Sozialistischen Sowjetrepubliken, den bereits existierenden und den im der Zukunft zu bildenden, offen stehe und schliesslich,

dass der neue Bundesstaat sich als zuverlässiger Schutz gegen den Weltkapitalismus und als «ein neuer, entscheidender Schritt auf dem Wege zur Vereinigung der arbeitenden Klassen aller Länder in eine weltumspannende Sozialistische Sowjetrepublik» erweisen werde.

Die einzelnen Sowjetrepubliken und ihre Befugnisse

Die selbständigen Sowjetrepubliken, die sich in den ersten Jahren der Oktoberrevolution bildeten, waren die russische, die ukrainische, die weissrussische, die aserbaidshische, die grusinische und die armenische Republik. Die drei letztgenannten wurden Ende 1922 zu der Transkaukasischen Föderativen Sowjetrepublik vereinigt. Infolgedessen bestand die Sowjetunion nach der kurz darauf angenommenen Verfassung aus folgenden vier Teilstaaten:

der Föderativen Sozialistischen Sowjetrepublik Russland, die den Hauptteil des russischen Reiches umfasst und sich quer durch ganz Asien bis an die Küsten des Stillen Ozeans erstreckt,
der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik,
der Weissrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik und
der Transkaukasischen Föderativen Sozialistischen Sowjetrepublik.

Später sind verschiedene neue Republiken gebildet worden.* Augenblicklich sind der Sowjetunion nicht weniger als 16 Teilrepubliken angeschlossen, darunter die karelisch-finnische, die estnische, die lettische, die litauische und die moldauische Sowjetrepublik, die alle im Jahre 1940 zu den elf bis dahin in der Union vereinigten Sowjetrepubliken hinzukamen.

Nach der Verfassung von 1923 geniessen die Teilrepubliken in jeder Hinsicht volle Selbständigkeit, ausser in den Fragen der Aussenpolitik, des Aussenhandels, der Grundsätze für den einheimischen Handel und das Wirtschaftsleben, das Transportwesen, die Post und den Telegraph, das Heereswesen, das Steuer-, Geld- und Kreditwesen, die Landwirtschaft und die Ausbeutung von Rohstoffen, Wald und Wasser im ganzen Gebiete der Union, die Organisation des Rechtswesens und der Strafgesetzgebung, die grundlegenden Arbeitsgesetze, das Unterrichtswesen und die Volkshygiene sowie das Mass- und Gewichtssystem. Auf Grund dieser Bestimmungen haben bis zum letzten Jahre folgende Kommissariate gemeinsam für die ganze Sowjetunion gemamtet: das Aussenkommissariat, das Kriegskommissariat, die Kommissariate für Aussenhandel, für Verkehr sowie für Post und Telegraph. Somit hatte die Zentralregierung sämtliche Schlüsselstellungen inne. Wenn auch die Teilstaaten, wenigstens formell,

* In einzelnen Fällen gehören zu den Unionsrepubliken sogenannte autonome Republiken, autonome Gebiete und nationale Bezirke, wie sie in der Verfassung von 1936 bezeichnet sind. (Die Übersetzerin.)

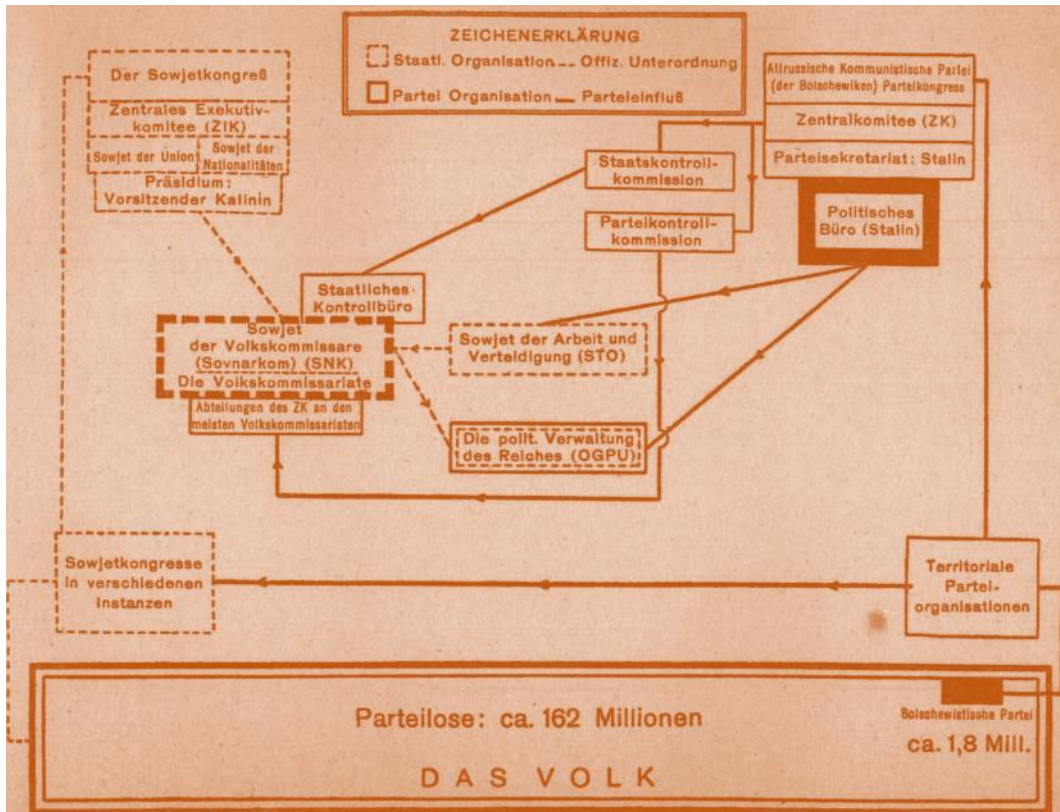
einen etwas grösseren Einfluss auf die Tätigkeit der übrigen fünf sogenannten «vereinigten» oder föderativen Volkskommissariate ausüben können, so liegt doch in Wirklichkeit auch in dieser Beziehung die Macht in den Händen der Zentralregierung, und zwar durch die für die ganze Union gemeinsame Kommunistische Partei, die ihrerseits alle Staatsorgane kontrolliert. Die Macht der Zentralregierung ist umso grösser, als sogar der einzelne Volkskommissar das Recht besitzt, auf seinem Tätigkeitsgebiet jede von einer Teilrepublik ergriffene Massnahme aufzuheben, falls diese irgendwie in die Machtsphäre der Unionsregierung eingreift.

Die Staatsgewalt der Sowjetunion

Die Organisation der obersten gesetzgebenden und Verwaltungsorgane der Sowjetunion, wie sie in den Jahren 1923 bis 1936 bestand, sowie der Einfluss der Allrussischen Kommunistischen Partei auf die Leitung des Staates geht in allen Einzelheiten aus nebenstehender graphischer Übersicht hervor. Diese zeigt, dass der Sowjetkongress das höchste gesetzgebende und Kontrollorgan der Union war. Wenn der Kongress nicht versammelt war, gingen diese Befugnisse an den Zentralen Exekutivausschuss über – meist «Exekutivkomitee» oder, in russischer Abkürzung, «ZIK» genannt –. Dieses Komitee bestand aus dem Sowjet der Union und dem Sowjet der Nationalitäten. Wenn das ZIK nicht versammelt war, wurden die Befugnisse des Komitees dem Präsidium übertragen.

Die Exekutivgewalt wird vom Rat der Volkskommissare ausgeübt, der aus einem Vorsitzenden und einer gewissen Anzahl seiner Stellvertreter sowie den zehn Volkskommissaren, deren Dienstbereich bereits angegeben wurde, besteht.

Am 5. Dezember 1936 wurde eine neue Verfassung angenommen, die bedeutend einfacher und klarer als die vorherige ist, gleichzeitig aber in höherem Masse als letztere die Machtstellung der Zentralregierung festsetzt. In dieser wie in mancher anderer Hinsicht bedeutet die neue Verfassung ganz einfach eine Kodifizierung der durch die Umstände erzwungenen und allmählich eingebürgerten Praxis. So ist der Sowjetkongress, der verfassungsgemäss jährlich einmal zusammentreten sollte, in Wirklichkeit aber äusserst selten einberufen wurde, völlig abgeschafft worden. Das bisherige Zentralexekutivkomitee ist an dessen Stelle zum «Obersten Rat der Sowjetunion» gewor-



Partei und Staat.

den und hat formell die höchste gesetzgebende und kontrollierende Macht erhalten, die das ZIK und sein Präsidium tatsächlich seit Langem ausgeübt haben.

Dieser «Oberste Sowjet der UdSSR» besteht – ganz wie das frühere ZIK – aus zwei Kammern: dem «Sowjet der Union» und dem «Sowjet der Nationalitäten», die entweder für sich oder in gemeinsamen Sitzungen arbeiten können. Die Mitglieder des Sowjets der Union werden von den Bürgern der Union nach Wahlbezirken und nach der Norm gewählt: 1 Abgeordneter auf 300'000 Einwohner. Der Sowjet der Nationalitäten besteht aus einer gewissen Anzahl Repräsentanten für die Unions- und autonomen Republiken, autonomen Gebiete und nationalen Bezirke nach den in der Verfassung festgesetzten Normen. Die Mandatszeit beträgt für sämtliche Mitglieder des Obersten Rates vier Jahre. Der Oberste Rat tritt zweimal jährlich zusammen.

In der Zwischenzeit übt das Präsidium des Obersten Rates die höchste Staatsgewalt aus; allerdings steht ihm nicht das Recht zu, Steuern zu erheben oder Gesetze zu erlassen, doch kann es unter gewissen Bedingungen den Obersten Rat auflösen und Neuwahlen ausschreiben. Das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR besteht aus dem Vorsitzenden des Präsidiums, 11 Stellvertretern des Vorsitzendem, dem Sekretär des Präsidiums und 24 Mitgliedern des Präsidiums. Zurzeit ist Kalinin Vorsitzender des Präsidiums und Schwernik sein erster Stellvertreter.

Die Exekutivgewalt wird immer noch vom Rat der Volkskommissare ausgeübt, der vom Obersten Rat oder seinem Präsidium ernannt wird. Nach der Verfassung von 1936 gehörten dem Rat der Volkskommissare an: der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der Unionsrepublik, die Stellvertreter des Vorsitzenden, der Vorsitzende der Staatlichen Plankommission (in russischer Abkürzung «Gosplan»), der Vorsitzende der Kommission für Sowjetkontrolle, die Volkskommissare von vierzehn Verwaltungsdepartementen (acht Volkskommissare der gemeinsamen Kommissariate der Union, zehn Volkskommissare der föderativen Kommissariate), der Bevollmächtigte des Komitees für die Produktion, der Leiter der Verwaltung für Kunstangelegenheiten und der Bevollmächtigte des Komitees für die höheren Unterrichtsanstalten.

Die Verfassung bestimmt, dass die für die Union gemeinsamen Volkskommissariate ihre Befugnisse im ganzen Gebiet der Sowjetunion direkt ausüben, während die föderativen Volkskommissariate sich dabei der ent-

sprechenden Volkskommissariate innerhalb der einzelnen Republiken als Vermittler bedienen.

Mehrere Kommissariate sind später – hauptsächlich auf Grund der wachsenden Kriegsgefahr – geteilt und durch weitere ergänzt worden. Die Zahl der Volkskommissariate beträgt nunmehr etwa dreissig.

Zurzeit ist Stalin Vorsitzender im Rat der Volkskommissare, mit Molotow als Aussenkommissar und erstem Stellvertreter.

Die höchsten staatlichen Organe innerhalb der einzelnen Sowjetrepubliken besitzen im Allgemeinen die gleiche Organisation wie die entsprechenden Zentralorgane, mit der Ausnahme, dass in den einzelnen Republiken die Organe, die den für die ganze Union gemeinsamen Volkskommissariaten entsprächen, fehlen.

Am 1. Februar 1944 fasste der Oberste Rat der Sowjetunion den äusserst aufsehenerregenden Entschluss, dass den einzelnen Bundesrepubliken das Recht zuerkannt wird, eigene militärische Formationen aufzustellen und selbständig mit unbeschränkter Machtvollkommenheit auswärtige Angelegenheiten zu regeln, alles jedoch im Rahmen der zentralen Union und ohne letztere in ihren Kompetenzen zu beeinträchtigen. Dieser Beschluss hat verfassungsgemäss zur Folge gehabt, dass einesteils jede Bundesrepublik eigene Wehr- und Aussenkommissariate einzurichten hatte und dass andernteils die entsprechenden, für die Union gemeinsamen Kommissariate in föderative umorganisiert worden sind. Welche praktischen Ergebnisse diese Erweiterung der militärischen und aussenpolitischen Befugnisse der einzelnen Bundesrepubliken zeitigen wird, bleibt abzuwarten. Die Kommunistische Einheitspartei wird sicher dafür sorgen, dass die tatsächliche Macht der Zentralregierung in Wirklichkeit nicht verringert wird, selbst wenn sie auch neue Formen annehmen kann.

Die Diktatur des Proletariats

Bereits auf dem historischen Kongress von 1903 in London, als die russische sozialdemokratische Arbeiterpartei sich in zwei Teile spaltete und der Grund für eine besondere bolschewistische Partei gelegt wurde, erklärte Lenin, dass die «Diktatur des Proletariats» eines der Mittel sei, mit deren Hilfe der russische Zarismus und Feudalismus gestürzt werden sollte. Obgleich die Verwirklichung dieser Theorie im Jahre 1905 missglückte, hielt

Lenin mit der ihn kennzeichnenden zielbewussten Zähigkeit daran fest. Er zog die Lehren aus seinen Misserfolgen und arbeitete seine Theorien zu bis in jede Einzelheit durchdachten Anweisungen und Plänen aus. Im Jahre 1917 waren der politische Boden und auch alle inneren und äusseren Umstände besonders günstig für die von Lenin und seinem getreuen Waffenträger Stalin mit zunehmender Intensität geführte Agitation zugunsten einer Diktatur des Proletariats. Mit der Durchführung der bolschewistischen Revolution im Oktober 1917 war die Gelegenheit gekommen, diese Theorien in die Tat umzusetzen.

Die Soldaten- und Arbeiterräte gehörten zweifellos zu den ersten Ausdrucksformen dieser «Diktatur des Proletariats», die jedoch am deutlichsten in den vom Sowjetregime im Anschluss an die Verfassung von 1923 erlassenen Wahlgesetzen zum Ausdruck gelangte. Diese Gesetze enthalten besonders detaillierte Bestimmungen für jene Personen, denen das politische Wahlrecht entzogen wurde.

Im Grossen Ganzen zielen diese Bestimmungen darauf hin, dass jeder Bürger, der bezahlte Arbeitskraft zu eigenem Gewinn benützt, der arbeitsfreies Einkommen bezieht oder aber den früher privilegierten Ständen oder der Beamtschaft angehörte oder von ihnen abstammt, kein Stimmrecht hat. Das gleiche gilt für alle Personen, die dem Priesterstande angehörten oder Mönche waren, und auch für ihre Nachkommenschaft. Wahlberechtigt waren somit nur die Bürger männlichen oder weiblichen Geschlechts, die sich durch eigener Hände Arbeit ernährten und deren Väter schon das gleiche getan hatten.

Durch die Verfassung von 1936 wurde das Wahlgesetz dahin abgeändert, dass jeder Sowjetbürger, der das Alter von achtzehn Jahren erreicht hat, stimmberechtigt ist, unabhängig von Rassen- und nationaler Zugehörigkeit, Glaubensbekenntnis, Bildungsgrad, Ansässigkeit, sozialer Herkunft, Vermögenslage und früherer Tätigkeit. Ausgenommen sind nur Geistesranke und Personen, die vom Gericht unter Aberkennung des Wahlrechts verurteilt worden sind. Diese scheinbare Lockerung der «Diktatur des Proletariats» ist zweifellos auf zwei Ursachen zurückzuführen: dass alle gegen das Sowjetregime feindlich eingestellten Bevölkerungsschichten entweder ganz verschwunden oder restlos in der «arbeitenden» Klasse aufgegangen sind, und dass das Sowjetregime, nicht zum wenigsten dank seinen Erfolgen auf dem Gebiete der Industrialisierung und der Kollektivierung, sich so sattelfest fühlt, dass ein allgemeineres Stimmrecht eingeführt werden konnte.

Die freie Abstimmung findet jedoch ihre bestimmte Begrenzung darin, dass nur eine Partei, die kommunistische, in Russland zugelassen ist. Obgleich die Mitgliederzahl dieser Partei augenblicklich kaum 1 Prozent der Einwohnerzahl des Landes ausmacht, sind sie und gewisse von ihr kontrollierte Organisationen wie Fachverbände, Jugendvereinigungen und Genossenschaften allein berechtigt, Kandidaten zu den politischen Wahlen aufzustellen. Die Folge davon ist, dass natürlich nur solche Personen in die verschiedenen Sowjets gewählt werden, welche die Partei als vollständig zuverlässig betrachtet. Dies trägt dazu bei, dass die Kommunistische Partei im Lande die ganze Macht besitzt. Bezeichnend hierfür ist, dass die Partei immer vor der Regierung genannt und dass die Ehre für alle Erfolge an der inneren Front der «Lenin-Stalin-Partei» zugeschrieben wird.

Die Partei ihrerseits wird von ihren eigenen Organen, dem Zentralkomitee, dem Parteisekretariat und dem mit einem gewissen Nimbus umgebenen Politischen Büro, gewöhnlich «Politbüro» genannt, geleitet. Da Stalin seit dem Frühjahr 1922 der Sekretär der Partei und gleichzeitig der Leiter des Politbüros gewesen ist, hat er seit diesem Jahre die faktische Macht im Lande besessen, trotz seiner äusserlich verhältnismässig bescheidenen Stellung. Erst in den allerletzten Jahren ist er offizieller hervorgetreten, indem er das Amt des Vorsitzenden im Rat der Volkskommissare übernommen hat.

Die Geheimpolizei

Eine der Ursachen der Machtstellung des Politischen Büros und damit Stalins ist, dass dieses die Geheimpolizei kontrolliert. Von den meisten Russen ausserordentlich gefürchtet und gehasst, ist die Geheimpolizei im Laufe der Jahre unter verschiedenen Namen aufgetreten. In den ersten Revolutionsjahren wurde sie die «Ausserordentliche Kommission» genannt, aus deren russischen Anfangsbuchstaben «tsche» und «ka» die Bezeichnung «Tscheka» gebildet wurde. Mitte der zwanziger Jahre wurde diese Bezeichnung in «Politische Verwaltung des Reiches» umgeändert, aus deren Anfangsbuchstaben wiederum die Bezeichnung «GPU» gebildet wurde, die noch heute in der Umgangssprache benützt wird. Jetzt gehört diese Institution zum Arbeitsgebiet des Innenkommissariates «NKVD».

Dem Uneingeweihten erscheint es zweifellos merkwürdig, dass die zaristische Geheimpolizei, die von allen Nihilisten und Revolutionären ge-

hasste «Ochrana», der Tscheka als Vorbild gedient hat. Noch merkwürdiger ist, dass die Tscheka sich des Personenverzeichnisses der Ochrana bediente und sogar Personen, die früher Ochrana-Agenten gewesen waren, in ihren Dienst nahm. Darüber hinaus eignete man sich auch noch die verschiedenen Arbeitsmethoden der Ochrana an, deren Wirksamkeit viele der führenden Persönlichkeiten des Sowjetregimes oft in äusserst unangenehmer und schmerzlicher Art am eigenen Leibe erfahren hatten.

Die Tscheka und ihre Nachfolgerin besitzt Repräsentanten und mehr oder weniger freiwillige Agenten im ganzen Lande und in allen Organen des Gesellschaftslebens. Die Polizeispitzel sind somit überall vorhanden, selbst da, wo man sie am wenigsten vermutet. Das dadurch entstandene allgemeine Unsicherheitsgefühl lähmt jeden Versuch eines organisierten Widerstandes gegen das Regime, das alle geheimen Fäden in seiner Hand hält. Bezeichnend ist, dass die Tscheka ihrerseits der deutschen Gestapoorganisation als Vorbild gedient hat.

Die Tätigkeit der GPU beschränkt sich nicht nur auf Russland, sie wirkt auch im Ausland. Vieles deutet darauf, dass die Organisation ein weitverzweigtes Agentennetz so ziemlich über die ganze Welt besitzt. Die Auslandsagenten überwachen die sowjetrussischen Bürger in den betreffenden Ländern, suchen aber auch möglichen Konspirationen gegen die Sowjetunion und ihre führenden Männer auf die Spur zu kommen; zum Teil besorgen sie schliesslich die politische und militärische Spionage. Eine gewisse Kontrolle dürfte auch über die Kommunistischen Parteien der verschiedenen Länder ausgeübt werden.

Will man das hier über die Tätigkeit der Geheimpolizei Gesagte in wenige Worte zusammenfassen, so kann man sich mit Vorteil einer Äusserung Stalins bedienen, nach der «die GPU eine die Bourgeoisie bedrohende Gewitterwolke, der ständig wachsende Schutz der Revolution und das gezückte Schwert des Proletariats» ist. Dieser Ausspruch beweist mit wünschenswerter Deutlichkeit, welchen Wert das Sowjetregime der GPU beimisst, und bestätigt auf seine Art die von ausländischer Seite aufgestellte Behauptung, die Macht des Sowjetregimes ruhe auf den Bajonetten der GPU.

Der Sowjetstaat und die Religion

Nachdem der Zar abgedankt hatte und die kaiserlichen Minister und mit ihnen der Oberprokurator des «Heiligen Synods» entfernt worden waren, blieb die russische Kirche gewissermassen herrenlos zurück. Die provisorische Regierung sah sich daher gezwungen, das Heilige Konzilium der russischen orthodoxen Kirche einzuberufen. Dieses stellte unter anderm das von Peter dem Grossen aufgehobene Patriarchat wieder her und wählte den Metropoliten von Moskau, Tichon, zum Patriarchen. Ihm wurde der Heilige Synod und der Kirchenrat zur Seite gestellt.

Lenin war Atheist und erklärte, die «Religion sei Opium für das Volk». Die meisten der ihm nahestehenden Männer des Sowjetregimes waren ebenfalls Atheisten. Die Restauration des Patriarchats ward daher nicht von langer Dauer. Bereits Ende Januar 1918 erschien ein Dekret, nach welchem die Kirche vom Staate getrennt wurde und jeder Mitbürger das freie Recht erhielt, sein Glaubensbekenntnis selbst zu wählen oder seinen Glauben abzuschwören. Der Kirche wurde weiter das Recht abgesprochen, Taufen, Trauungen und Bestattungen vorzunehmen. Gleichzeitig begannen die Konfiszierung der kirchlichen Güter und Gebäulichkeiten sowie religiöse Verfolgungen. Diese richteten sich in erster Linie gegen Priester und Mönche, die des Widerstandes gegen das Sowjetregime bezichtigt wurden. Viele Kirchen wurden geschlossen oder zerstört, wobei eine Menge unersetzlicher Kunstschätze, die sich in den Bauten der Kirche gehäuft hatten, verloren gingen.

Nach 1922 setzte eine antireligiöse Propaganda ein, die von einer zu diesem Zwecke gebildeten Vereinigung, dem «Bund der Gottlosen», ausging und die Bekämpfung jeder religiösen Bewegung zum Ziele hatte. Im Frühling 1929 verschärfte sich der Kampf gegen die Religion noch mehr, indem jeder Religionsunterricht als ein Verbrechen gegen die Landesgesetze betrachtet und gleichzeitig mit den religiösen Zusammenkünften und wohlthätigen Vereinigungen verboten wurde.

Ein spezieller Fünfjahrplan für die Gottlosen-Propaganda wurde aufgestellt. Nach diesem sollte die Mitgliederzahl im «Bund der Gottlosen» von 3,5 Millionen im Jahre 1930 auf 17 Millionen am Ende der Fünfjahrperiode gestiegen sein. Besonders in der Armee wurde die Gottlosen-Propaganda betrieben, die oft sehr groteske Formen annahm. Die Zeitschrift «Besboschnik» – «Der Gottlose» – spielte dabei eine hervorragende Rolle.

Die antireligiöse Propaganda hat zweifellos einen gewissen Erfolg gehabt, nicht am wenigsten deshalb, weil die junge Generation in grossem Ausmass dem Christentum mehr oder weniger entfremdet worden ist. Äusserlich ist der Erfolg noch grösser, indem so ziemlich alle Heiligenbilder verschwunden sind, und zwar nicht nur aus den Kirchen und öffentlichen Gebäuden, sondern auch aus den Behausungen der russischen Bauern, wo sie besonders in der Provinz – früher fast überall vorhanden waren. In den Ecken der Bauernhütten, die früher ein oder mehrere Ikone mit dem davor brennenden ewigen Flämmchen besaßen, hängen jetzt billige Farbdrucke von Lenin und Stalin, umrahmt von rotem Zierat.

Artikel 124 der Verfassung von 1936 bestimmt, dass die Kirche vom Staate und die Schule von der Kirche getrennt sein sollen, um den Bürgern volle Gewissensfreiheit zu gewährleisten und dass alle Mitbürger die Freiheit haben, unbehindert ihre religiösen Kulthandlungen auszuüben oder aber antireligiöse Propaganda zu treiben. Diese Bestimmung bedeutet zweifellos eine gewisse, wenn auch geringfügige Konzession an die Kirche. Später hat die antireligiöse Propaganda merkbar abgenommen, und gleichzeitig sind die Zugeständnisse an die Kirche vermehrt worden. Im Jahre 1945 ist die Sowjetregierung sogar so weit gegangen, das Patriarchat wieder einzuführen und die noch existierenden Kirchen zu öffnen. Der Beweggrund zu dieser Massnahme ist wohl innen- und aussenpolitischen Rücksichten zuzuschreiben. Eine der wichtigsten Ursachen für den Friedensschluss zwischen Staat und Kirche dürfte jedoch darin liegen, dass die Religion über das russische Volk nicht mehr dieselbe Macht besitzt wie einst. Die Reform dürfte daher ungefährlich sein und gleichzeitig den Bedürfnissen des Volkes entsprechen, so dass man von ihr erwarten darf, dass sie zur Konsolidierung des Sowjetstaates beitragen wird.

JOSEF STALIN

Lenins Erbe wird geteilt

Bereits Ende 1922 erlitt Lenin seinen ersten Schlaganfall, der ihm die rechte Körperhälfte lähmte und das Sprachvermögen raubte. Seine seelischen Kräfte waren jedoch ungebrochen. Er konnte daher die Entwicklung im Lande verfolgen und, bei gelegentlichen Besserungen seines Zustandes zwischen den wiederholten Schlaganfällen, sogar als Redner öffentlich auftreten. Hernach verschlechterte sich sein Zustand jedoch rasch, und am 21. Januar 1924 trat der Tod ein.

Lenins balsamierter Leichnam wird in einem zu diesem Zwecke auf dem Roten Platz in Moskau errichteten Mausoleum aufbewahrt, wo er zeitweise Gegenstand eines an Heiligenverehrung grenzenden Interesses des russischen Volkes ist.* Vor diesem Mausoleum finden die jährlich am 1. Mai und 7. November wiederkehrenden grossen Militärparaden und Arbeiterdemonstrationen statt.

Lenin durfte sowohl das Ende der Bürger- und Interventionskriege als auch die Bildung der Sowjetunion erleben, konnte aber den sozialistischen Musterstaat, für den er so lange gekämpft hatte, nicht ins Leben treten sehen. Es hatte jedoch den Anschein, dass Lenin in mancher Hinsicht mit seinem Werke zufrieden war. Man weiss, dass er anfänglich nicht damit gerechnet hatte, dass das bolschewistische Regime viele Monate alt werden würde. Es war ihm daher ein steter Quell der Verwunderung und Befriedigung, dass das Regime alle Belastungen des Bürgerkrieges zu überleben vermochte. Lenin durfte sogar ein paar Jahre lang den Grund für den friedlichen Aufbau des Landes legen und seine Richtlinien bestimmen. Seine kühnsten Erwartungen dürften also in Erfüllung gegangen, wenn nicht sogar übertroffen worden sein.

Trotzdem waren Lenins letzte Lebensjahre von schweren Sorgen für die Zukunft der Partei und des Staates erfüllt. Denn er sah ein, dass der Kampf um die Macht im Sowjetregime, dessen Anfänge sich bereits wahr-

* Möglicherweise ist Lenins Leichnam im Herbst 1941 aus Moskau weggeschafft und noch nicht zurückgebracht worden.

nehmen liessen, nach seinem bevorstehenden Tode lichterloh aufflammen würde.

Für den uneingeweihten Sowjetbürger schien es selbstverständlich, dass Trotzki, dessen Verdienste bei der rasch und mit verhältnismässig geringen Opfern gelungenen Durchführung der bolschewistischen Revolution ausser Zweifel standen, und der stets mit Lenin im gleichen Atemzug genannt wurde, von Rechts wegen als sein Erbe die Führerschaft im Sowjetstaate antreten würde. Das Ausland war der gleichen Ansicht, und dies umso mehr, als Trotzki sowohl eine kürzere Zeit Aussenkommissar gewesen war, als auch in den Bürger- und Interventionskriegen als hervorragender Organisator der Roten Kriegsmacht hervorgetreten war. Ausserdem war Trotzki ein international bekannter Revolutionär, der sich als glänzender Redner und Schriftsteller einen Namen gemacht hatte. In Wirklichkeit lagen die Dinge jedoch anders. Trotzki's Stellung in der Partei war, so gefestigt sie auch nach aussen scheinen mochte, zu jenem Zeitpunkt bereits ernstlich untergraben. Der Mann, der ihm die Macht streitig machte, war Stalin.

Der Junge, der Priester werden sollte

Stalin wurde am 21. Dezember 1879 (a. St.) in der kleinen transkaukasischen Stadt Gori geboren, woselbst sein Vater Schuster war. Von Geburt ist er Georgier, jedoch mit osetinischem Einschlag mütterlicherseits. Der Name, den er heute trägt, ist einer jener vielen, die er sich während seiner Tätigkeit als revolutionärer Agitator zugelegt hatte und die er jedesmal, wenn er Gegenstand einer allzu indiskreten Aufmerksamkeit von Seiten der Geheimpolizei wurde, wechselte. Sein richtiger, vollständiger Name lautet Josef Wissarionowitsch Dchugaswili.

Der Vater wollte den Sohn das Schusterhandwerk lehren, aber die fromme Mutter hegte ganz andere, hochfliegende Pläne für den jungen Sosso, wie ihr Kosenamen für Josef lautete. Es gelang ihr, durchzusetzen, dass der noch nicht neunjährige Knabe in die vorbereitende Priesterschule seiner Heimatstadt als Schüler eintrat. Seine Studien trieb er mit solchem Erfolg, dass er die Gewogenheit seiner Lehrer gewann und die Wünsche seiner Mutter in Erfüllung gingen. Im Jahre 1895 wurde er in das orthodoxe Priesterseminar zu Tiflis aufgenommen, wohin seine Eltern übersiedelten.

Auch hier machte er gute Fortschritte. Er besaß ausserdem eine schöne Singstimme, weshalb er rasch zum Solisten in dem bischöflichen Chor avancierte. Trotzdem sollte der junge Sosso rasch auf andere Bahnen geraten. Im Seminar kam er zum erstenmal in Berührung mit den politischen und sozialen Fragen, die die jungen Seminaristen hinter dem Rücken der gestrengen Lehrer und frommen Mönche leidenschaftlich diskutierten. Sosso warf sich eifrig auf das Studium der Philosophie, Biologie, Nationalökonomie und auch der Arbeiterbewegung und wurde bald Mitglied eines geheimen marxistischen Studienzirkels. Es dauerte nicht lange, bis er dank seiner Geistesschärfe und seinem Enthusiasmus unter den Kameraden eine führende Stellung gewann.

Allmählich machte Stalin die Bekanntschaft von Mitgliedern der illegalen Sozialdemokratischen Partei in Tiflis, wurde 1898 Mitglied der Partei und Leiter eines Studienkreises unter den Arbeitern an den städtischen Eisenbahnreparaturwerkstätten. Da diese soziale Arbeit im geheimen vor sich gehen musste, wurde der junge Josef gezwungen, ein Doppelleben zu führen, das ihn frühzeitig für das gefährvolle und oft harte Leben eines russischen Berufsagitors und Revolutionärs trainierte. Er entwickelte dabei eine solche Verschlagenheit, dass es ihm lange glückte, seine Lehrer hinters Licht zu führen. Im Frühling 1899 fand man jedoch unter seinem Kopfkissen einen kommunistischen Aufruf, der ihn ernsthaft in Verdacht setzte, und kurz darauf platzte die Bombe: Als der junge Josef sich eines Abends, als Arbeiter verkleidet, in eine geheime Agitationsversammlung im Tifliser Arbeiterquartier begab, wurde er von einem Inspektor des Seminars erkannt. Infolgedessen wurde er wegen Unzuverlässigkeit relegiert.

Lenins Jünger

Nou diesem Augenblick an wurde Stalin mit Leib und Seele ein Berufsrevolutionär. Sein Ziel war die Befreiung des unterdrückten russischen Volkes und die Einführung einer besseren und gerechteren Gesellschaftsordnung. Dies erforderte einen unbeugsamen, stählernen Willen. Stalin glaubte ihn zu besitzen und hat es dann auch durch die Tat bewiesen. Der Name Stalin, den ihm Lenin verliehen haben soll, dürfte sich •– das russische Wort «Stal» bedeutet Stahl – auf diesen stählernen Willen beziehen.

Stalin fuhr in seiner Propagandatätigkeit unter den Tifliser Arbeitern bis

im Mai 1901 fort, als die Polizei entdeckte, dass er einen nicht geringen Anteil an der Urheberschaft der gewalttätigen Arbeiterdemonstrationen hatte, die sich zu jenem Zeitpunkt ereigneten. Er wurde rechtzeitig gewarnt, schüttelte den Tifliser Staub von seinen Füßen, wechselte den Namen und verlegte seine Tätigkeit nach Batum, wo es ihm bald genug gelang, ernsthafte Arbeiterunruhen hervorzurufen. Die Polizei kam ihm rasch auf die Spur und verhaftete ihn im April 1902. Nachdem er bis Ende 1903 im Gefängnis gesessen, wurde er für zehn Jahre nach Ostsibirien verbannt. Kaum an seinem Bestimmungsorte angelangt, entfloh er und tauchte einen Monat später wiederum in Tiflis auf.

In den folgenden Jahren wurde Stalin noch zweimal nach Sibirien und dreimal nach Solwytshgodsk im nördlichsten Teil des Gouvernements Wologda verbannt. Jedesmal – nur zuletzt nicht – gelang es ihm, in verhältnismässig kurzer Zeit zu entkommen und seine revolutionäre Arbeit teils in der Erdölstadt Baku, teils in Petersburg wieder aufzunehmen. Im Jahre 1913 wurde er für vier Jahre in das Dorf Kureika in Turuchansk in der Talschlucht des Jenissej verbannt, und dort blieb er bis zum Ausbruch der Februar-Revolution 1917. Ob er während jener Zeit irgendwelche misslungenen Fluchtversuche unternahm, weiss man nicht. Überhaupt ist über Stalins Tätigkeit während dieses langwierigen Exils nichts bekannt. Möglicherweise war er sich, wie Lenin, im Klaren darüber, dass ein Krieg zwischen Österreich und Russland sich vorteilhaft auf die revolutionäre Bewegung in ganz Osteuropa auswirken würde. Übrigens wird er wohl gewusst haben, dass ein ertappter revolutionärer Agitator in Kriegszeiten nichts anderes als den Galgen zu gewärtigen hat. Er wartete daher seine Zeit ab und tat es nicht vergebens, selbst wenn ihm das Warten auch zuweilen lang geworden sein mag.

Das Jahr 1900 bezeichnet ein denkwürdiges Datum in Stalins revolutionärer Entwicklung, weil er durch Vermittlung einer Lenin nahestehenden Person zum erstenmal mit dessen revolutionärem Marxismus näher bekannt wurde. Stalin schloss sich sofort und vorbehaltlos den revolutionären Doktrinen Lenins und seinen technischen Methoden des revolutionären Kampfes an. Er ist seitdem Lenins ergebener Jünger und sein unentwegter Anhänger geblieben, obgleich er erst Ende 1905 auf dem Kongress von Tammerfors mit Lenin persönlich zusammentraf.

Stalins treues Festhalten an Lenin und dessen Lehren gründete sich

zweifellos auf wirkliche Überzeugung, gereichte ihm aber ausserdem stets zum Vorteil. Denn Lenin war eine Herrschernatur, die keine Opposition in ihrer Umgebung duldete. Stalin dürfte einer der wenigen nächsten Mitarbeiter Lenins gewesen sein, der niemals eine abweichende Meinung äusserte und stets bereitwillig die ihm von Lenin erteilten Aufträge ausführte, wie schwer oder gefährlich sie auch gewesen sein mochten. Nach dem Tode Lenins, da für den rechtgläubigen Bolschewiken jedes seiner Worte unantastbares Dogma geworden ist, hat Stalin stets vermocht, jede Oppositionsäußerung mit dem Hinweis auf die Worte Lenins, des Lehrmeisters, zum Verstummen zu bringen oder niederzuschlagen. Er ist dabei, wie ein Schriftsteller schreibt, «der Mond gewesen, der sein Licht von Lenins Sonne erhält», aber er hat sein Ziel, die Verwirklichung des sozialistischen Staates in Russland, erreicht, und das ist ihm die Hauptsache gewesen.

Stalin besitzt somit nicht Lenins geniale Begabung, aber er hat eine bewunderungswürdige Fähigkeit bewiesen, mit eisernem Willen und rücksichtsloser, in der Regel jedoch weitsichtiger Folgerichtigkeit die Pläne durchzuführen, die Lenin aufgestellt, und die Ideen zu verwirklichen, die er ihm eingegeben hat. Stalin dürfte daher der wirksamste, wenn auch keineswegs idealste Testamentsvollstrecker sein, den Lenin sich wünschen konnte.

Obgleich Stalin im Jahre 1903 im Gefängnis sass, kam ihm die Mitteilung über die Spaltung der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu Ohren. Er zögerte keinen Augenblick, sich den Ansichten Lenins anzuschliessen, und wurde nach seiner ersten Flucht aus Sibirien der eifrigste Vorkämpfer des Bolschewismus. Seine diesbezügliche Tätigkeit übte er in Kaukasien und Petersburg aus, nachdem der Boden seiner Heimat ihm zu heiss geworden war.

Bezeichnend für Stalin ist, dass er sich stets in den Brennpunkt der Ereignisse gestellt und Gefahren, Mühen oder Entbehrungen niemals gescheut hat. Er verschmähte es darum auch, wie es die meisten andern russischen Revolutionäre taten, zu emigrieren, sobald sie Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit seitens der zaristischen Polizei wurden. Er zog es vor, in Russland zu bleiben und den ihn stets bedrohenden Gefahren zu trotzen. Infolgedessen wurde er ein zuverlässiges, im Geiste der Partei tatkräftig handelndes Verbindungsglied zwischen dem Führer der Partei, Lenin, der zumeist im Ausland lebte, und den kämpfenden Parteikameraden und Arbeitermassen der Heimat.

Stalin war stets zu persönlichem Einsatz bereit, sobald es sich zum Besten der Partei handelte. Ein Beweis hierfür ist, dass er auf Lenins Wunsch einen Überfall auf einen von starker militärischer Bedeckung bewachten Geldtransport organisierte, der am hellen Tage durch die grössten und verkehrsreichsten Strassen von-Tiflis fuhr. Der Überfall glückte, die Parteikasse erhielt ungefähr 350'000 Rubel, aber etwa fünfzig Menschen, hauptsächlich friedliche Fussgänger, mussten ihr Leben lassen oder wurden schwer verletzt. Stalin und seine Helfershelfer retteten sich heil und ohne Verluste aus dem Abenteuer. Die Polizei kam ihnen niemals auf die Spur. Ein anderer Beweis für seine Einsatzbereitschaft liegt darin, dass er nach jeder Rückkehr aus der Verbannung unverweilt mit erneutem Eifer an die Wiederaufnahme seiner Tätigkeit als revolutionärer Agitator ging, trotz der immer grösseren Gefahr der Entdeckung und der verschärften Strafaussichten. Weitere Beweise liefert seine Tätigkeit im Bürgerkrieg, in dem er es wiederholt übernahm, vollkommen hoffnungslose Situationen bald an der einen, bald an einer andern militärischen Front zu retten. Überdies führte er solche Aufgaben auch wirklich glücklich durch, obgleich er keinerlei militärische Ausbildung besass. Diese Erfolge müssen der unerschütterlichen Ruhe und dem Selbstvertrauen Stalins, seinem nüchternen Urteil und seiner einzigartigen Fähigkeit, eine Situation rasch zu erfassen, zugeschrieben werden. Er verstand es dabei stets, die Hauptsache von den Nebensachen zu unterscheiden und einen einmal gefassten Entschluss mit unbeugsamer Konsequenz und rücksichtsloser Energie durchzuführen. Die bekannteste militärische Leistung Stalins ist die Verteidigung von Zaritzyn, der Stadt der Kaiserin, die zum Andenken daran den Namen Stalingrad erhielt und die vor einiger Zeit wieder der Schauplatz militärischer Ereignisse von grösster Bedeutung gewesen ist.

Stalins militärische Probestücke

Im Vorsommer 1918 wurde Stalin mit der Aufgabe betraut, aus den Gebieten der unteren Wolga und des nördlichen Kaukasus um jeden Preis Lebensmittel für das hungernde Zentralrussland zu beschaffen. Zu diesem Zweck wurde er mit unumschränkten Vollmachten ausgestattet, deren er sich denn auch rücksichtslos bediente. Bei seiner Ankunft in Zaritzyn fand er, dass die ihm obliegende Sicherstellung der Lebensmittelzufuhr zunächst

militärischer Art war. Es galt nämlich für die Roten Truppen, die Verteidigung der Stadt so durchzuführen, dass der Schiffsverkehr auf der Wolga offengehalten werden konnte, im Übrigen die gleiche Aufgabe, die den Verteidigern Stalingrads im Winter 1942/43 oblag. Stalin ging unmittelbar daran, die Verteidigung der Stadt zu organisieren, brachte Ordnung in die Mutlosigkeit und das scheinbare Durcheinander, das an der militärischen Front herrschte, entfernte unfähige oder untätige Chefs, ernannte neue, ohne Rücksicht auf Grad und Ausbildung, und stampfte Bataillone, Regimenter und Divisionen aus dem Boden. Die Weisungen über die militärischen Operationen, die von Kriegskommissar Trotzki einliefen, liess er inzwischen unbeachtet. Die Operationen bei Zaritzyn wurden von durchschlagendem Erfolg gekrönt und die Lebensmittelzufuhr nach Zentralrussland gesichert.

Zweieinhalb Jahre lang entfaltete Stalin, obgleich er nie als Soldat mit der Waffe in der Hand kämpfte, sondern nur oftmals als politischer Emissär gewirkt hatte, eine rege militärische Tätigkeit. Er befreite die Ukraine von der deutschen Besetzung, brachte Admiral Koltschaks Vorstoss gegen Sibirien zum Stehen, rettete Petrograd davor, in Judenitschs Hände zu fallen, und wehrte im Herbst 1919 Denikins gefährlichen Vorstoss gegen Moskau ab. Im folgenden Sommer befreite er Kiew von den polnischen Truppen; während der fortgesetzten Offensive gegen Polen misslang jedoch sein Plan, mit Budjonny's Reiterarmee Lemberg (das heutige Lwow) zu erobern. Denn die Polen gingen zum Gegenangriff über, Budjonny wurde mit grossen Verlusten nach Osten zurückgeworfen, und es dürften nur die ersten Missgeschicke des polnischen Nordflügels gewesen sein, die der Roten Reiterarmee eine schwerere Niederlage ersparten. Ungefähr gleichzeitig trat Stalin von der Führung der sogenannten Südwestlichen Front zurück, um sich im Auftrage des Zentralkomitees der militärischen Lage in Südrussland zu widmen, wo der Nachfolger Denikins, Wrangel, eine gut ausgerüstete Armee auf gestellt hatte. Diese Aufgabe löste Stalin mit dem üblichen Erfolg, und damit war der Bürgerkrieg zugunsten des Sowietregimes beendet.

Budjonny's Kavallerie ist ein typisches Beispiel für Stalins Eigenmächtigkeit, aber auch für seinen Scharfblick. Sie entstand Ende 1919 auf Stalins Veranlassung, trotz dem Abraten der militärischen Sachverständigen, die sich dabei auf gewonnene Kriegserfahrungen stützten. Die Entwicklung der Geschehnisse gab Stalin recht. Die Reiterarmee trug in entscheidender Weise zu Denikins Niederlage bei, sie wurde rasch berühmt und sogar als unüberwindlich betrachtet.

Es ist daher erklärlich, dass Budjonny eine hervorragende Rolle im Feldzug gegen Polen übertragen wurde. Er leistete denn auch zu Beginn Bedeutendes und erhielt sodann den Befehl, über Lemberg vorzurücken, um durch eine Umfassung von Süden her der polnischen Armee den Rückzug abzuschneiden. Hier erlitt Budjonny seine erste schwere Niederlage.

Inzwischen hatte Tu chats ehe wski mit der Roten Nordarmee die Hauptmacht der Polen bis an die Weichsel zurückgedrängt und glaubte daher, imstande zu sein, dem Gegner den Gnadenstoss versetzen zu können. Zu diesem Zweck befahl er unter anderm Budjonny, der jetzt unter seinem Befehl stand, mit seiner Armee in nordwestlicher Richtung vorzugehen, um auf dem kürzesten Wege die rückwärtigen Verbindungen der polnischen Hauptarmee zu erreichen.

Budjonny, dessen politischer Kommissar Woroschilow war, weigerte sich jedoch anfangs, dem Befehl nachzukommen. Diese Weigerung stützte sich formell darauf, dass der politische Kommissar in Tuchatschewskis Stab den an Budjonny gesandten Befehl nicht persönlich unterzeichnet hatte. Letzten Endes dürfte jedoch die Weigerung dadurch veranlasst worden sein, dass Budjonny dem von Stalin aufgestellten Operationsplan eine bedeutende Überlegenheit über Tuchatschewskis Plan zumass. Ausserdem schwebten ihm eine Steigerung seines Ruhmes und eine reiche Beute vor, falls es ihm gelingen würde, Lemberg zu erobern. Erst drei Tage, nachdem Budjonny das Originaldokument des Befehls erhalten hatte, bequeme er sich, ihn auszuführen, doch war es jetzt zu spät. Die Rote Nordarmee hatte bereits eine entscheidende Niederlage erlitten und befand sich nun mit den Abteilungen, die nicht auf deutschem Gebiet entwaffnet worden waren, auf ungeordnetem Rückzug nach Osten. Die Polen wandten sich darauf gegen Budjonny, der die Reste seiner einst so stolzen Reiterarmee nur unter grössten Schwierigkeiten zu retten vermochte.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die geschilderte Unstimmigkeit zwischen Tuchatschewski und Budjonny nicht letzten Endes auf Meinungsverschiedenheiten zwischen Tuchatschewski und Stalin beruhte, und ob nicht gerade diese Streitfrage ihrerseits dazu beitrug, Tuchatschewskis endgültiges Schicksal zu besiegeln. Er wurde, wie bekannt, im Jahre 1937 füsiliert, nachdem er des Landesverrates für schuldig erklärt worden war, und zwar von einem Gerichtshof, in dem auch Budjonny sass. Der Umstand, dass Tuchatschewski ein Günstling Trotzki gewesen ist, machte seine Sache

nicht besser, vor allem nicht bei Stalin, der als Feind unversöhnlich ist, nie vergisst und demjenigen niemals verzeiht, der sich ihm einmal widersetzt hat.

Das Verdienst an dem für das Sowjetregime glücklichen Ausgang des Bürgerkrieges muss zum grossen Teil Stalin zugeschrieben werden. Die militärischen Erfahrungen, die er dabei machte, hat er zweifellos im jetzigen Kriege gut verwertet. Er hat sich dabei im Grossen Ganzen desselben strategischen Verfahrens wie im Bürgerkriege bedient, indem er jedem entscheidenden Zusammenstoss mit dem Gegner vorsichtig ausgewichen ist, bis dieser seine Kräfte vergeudet und sich seine Etappenlinien ausserordentlich verlängert und bis die russischen Streitkräfte planmässig ihre höchste Kraftentfaltung erreicht hatten. Sobald dies der Fall gewesen ist, sind die empfindlichen Verbindungslinien des Gegners dem von russischer Seite sorgfältig vorbereiteten Partisanenkrieg und den harten und rücksichtslosen Gegenstössen und Angriffen ausgesetzt worden, in der Absicht, eine wirksame Umfassung oder wenn möglich vollständige Einkreisung grösserer Feindgruppen zu erzielen.

Diese Absicht gelang denn auch vollkommen bei Stalingrad im Winter 1942/43, wo der gut berechnete, entscheidende Stoss gegen den schwächsten Teil der gegnerischen Front, die italienische Armee, gerichtet wurde. Im Übrigen hat dieses Verfahren im Grossen Ganzen nur zu einem Zurückdrängen, nicht aber zu einer Aufreibung der geschickt geführten deutschen Armeen geführt. Das Ziel, die Befreiung Sowjetrusslands von der deutschen Besetzung, ist jedoch erreicht worden.

Stalin als Parteitaktiker und Diktator

Schon bei seinem ersten Hervortreten als Berufsrevolutionär widmete sich Stalin sowohl in russischer als in georgischer Sprache der Journalistik. Anfänglich war er Mitarbeiter an illegalen Zeitungen unter andern bei der «Borba Proletaria» – «Der Kampf des Proletariats» –, um dann von 1912 an, als das Organ der russischen Kommunistischen Partei, die «Prawda» – «Wahrheit» –, als legale Zeitung gegründet wurde, Redaktor an dieser Zeitung zu werden. Kurz darauf wurde er jedoch verhaftet, und erst nach Ausbruch der Februar-Revolution konnte er sich längere Zeit diesem Amte widmen. Er tat es mit der ihm eigenen Energie und Gründlichkeit, bis ihm mit der Okto-

ber-Revolution andere, wichtigere Aufgaben zufielen.

Stalins journalistischer Stil ist trocken und knapp, aber logisch und überzeugend und verfehlt daher nie seine Wirkung.

Sein Organisationstalent hat Stalin nicht bloss auf militärischem, sondern noch auf manchen andern Tätigkeitsgebieten bewiesen. So hat er die Organisation der russischen Kommunistischen Partei, die sich bis in die feinsten Verästelungen der verschiedenen Formen der sowjetrussischen Gesellschaft verzweigt, von Grund aus auf gebaut. In seiner Eigenschaft als Generalsekretär der Partei beherrscht Stalin – wie bereits hervorgehoben – unumschränkt den ganzen Apparat, das heisst die Parteiorganisation mit ihrem innersten Kern, dem Politischen Büro und der GPU. Er ist daher der unumschränkte Beherrscher des ganzen Sowjetstaates.

Die Macht, die der Generalsekretär in der Kommunistischen Partei besitzt, lässt sich – ausser durch Stalins Persönlichkeit – durch die strenge, im Namen der «demokratischen Zentralisation» aufrechterhaltene Parteidisziplin erklären. Diese Disziplin gelangt unter anderm dadurch zum Ausdruck, dass die Minderheit sich vor der Mehrheit beugen muss und dass alle Parteimitglieder und unteren Parteiorgane ebenso uneingeschränkt den Beschlüssen und Anweisungen der höheren Parteiorgane Folge zu leisten haben. Die russische Kommunistische Partei bildet somit eine geschlossene, straff disziplinierte Kampforganisation, die entschlossen ist, ihre Einheit und Schlagkraft mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten. Die Mitgliedschaft in der Partei kann erst nach Prüfung jedes einzelnen Aufnahmegesuches und auf Empfehlung älterer Parteimitglieder gewonnen werden. Ein Mitglied, das gegen die Einheit der Partei verstösst, das heisst, den Beschlüssen der Mehrheit oder eines höheren Parteiorganes sich widersetzt oder sie sabotiert, kann aus der Partei ausgeschlossen werden.

Diese Parteidisziplin ist es denn auch, die Stalin zum Vorwand für die wiederholt von ihm vorgenommenen gründlichen Parteisäuberungen genommen hat, die in der Regel zu einer Reduktion der Mitgliederzahl, aber auch zu einer verhältnismässigen Erhöhung der Zahl junger Arbeiter und Bauern in der Partei geführt haben. Im Jahre 1929 zum Beispiel wurden nicht weniger als 200'000 Parteimitglieder vom Bannstrahl getroffen. Die Parteisäuberung, die von der zentralen Kommission für Parteikontrolle geleitet wird, hat bis jetzt jede Opposition gegen Stalin erstickt und dadurch die Partei und ihren Kongress zu seinem gefügigen Instrument gemacht.

Die russische Kommunistische Partei hat bis jetzt im Ganzen achtzehn Parteikongresse abgehalten. Vor der Februar-Revolution trat der Kongress nur sporadisch, bisweilen mit mehrjährigen Pausen, zusammen. Im ersten Revolutionsjahr 1917 wurde er zweimal und in den darauffolgenden Jahren bis 1925 einmal jährlich einberufen. Seitdem ist der Parteikongress nur in den Jahren 1927, 1930, 1934 und 1939 zusammengetreten. Die Intervalle zwischen den verschiedenen Kongressen sind, wie man sieht, immer länger geworden. Stalin hat somit das Land viele Jahre auf eigene Faust regiert, ohne vor der Partei Rechenschaft abzulegen oder neue Vollmachten von ihr zu erhalten. Weiterhin ergibt sich daraus, dass der Parteikongress in den Jahren, da der Kampf um die Industrialisierung und Kollektivierung am härtesten und die Schwierigkeiten in der Durchführung der Planwirtschaft am grössten waren, nicht einberufen wurde. Hingegen haben Tagungen zu Zeitpunkten stattgefunden, da offenbare Fortschritte in der einen oder andern Beziehung aufzuweisen waren und infolgedessen parteitaktische und propagandistische Erwägungen ein Zusammentreten wünschenswert erscheinen liessen. Jedem Parteikongress der letzten achtzehn Jahre ist übrigens eine mehr oder weniger gründliche Parteisäuberung vorausgegangen. Stalin konnte daher mit Sicherheit darauf zählen, dass der jeweilige Kongress sich seinem Willen fügen würde.

Man erkennt daraus, dass Stalin in seiner Eigenschaft als Generalsekretär die Partei und damit den ganzen Staat souverän beherrscht. In dieser Tatsache liegt zweifellos die Erklärung dafür, dass er immer noch das Amt des Generalsekretärs der Partei innehat, obgleich er heute sowohl Vorsitzender im Rat der Volkskommissare als auch oberster Kriegsherr der Sowjetunion ist. Besser als irgendein anderer kennt er die ganze Tragweite des Machtbereiches des Generalsekretärs und hütet sich daher wohl, dieses Amt aus den Händen zu geben. Stalin dürfte sich auch darüber im Klaren sein, dass der heutige Sowjetstaat im Wesentlichen seine eigene Schöpfung und somit ein Teil seiner selbst ist.

Nach einem erfolgreich beendeten Kriege pflegt oft dem siegreichen Feldherrn eine gewisse Macht im Staate zuzufallen. Jedenfalls darf er bei der grossen Masse des Volkes immer mit einer tiefverwurzelten Popularität rechnen. Dies dürfte einer der Gründe dafür sein, dass Stalin selber formell den höchsten Befehl über die russische Kriegsmacht übernahm, sobald er erkannte, dass das

Blatt sich zugunsten Russlands wenden würde. Dadurch sichert er sich selbst und wahrscheinlich in mancher Hinsicht mit vollem Recht die Ehre, das Land von den Eindringlingen befreit und den Endsieg über den mächtigen Feind davongetragen zu haben. Es kann somit kein Nebenbuhler einen Anspruch auf die Macht anmelden. Die Zukunft wird sicherlich zeigen, dass der erfahrene, schlaue und weitsichtige Parteitaktiker Stalin auch in dieser Beziehung richtig gerechnet hat.

In allen seinen Unternehmungen hat Stalin sich als ein praktischer Organisator und ein Mann der Tat bewährt, der mit allen Mitteln kämpft, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Er strebt nicht nach leicht zu erringenden Siegen, noch nach dem billigen Beifall der Masse. Seine Pläne sind auf lange Sicht gemacht und werden oft mit Machtsprüchen und härtesten Mitteln durchgesetzt. Zur Erreichung seiner Ziele hat er jahrelang den Lebensstandard des russischen Volkes weit unter das nach westeuropäischen Begriffen erträglich e Existenzminimum herabgesetzt, aber trotzdem und oft gegen den Willen des Volkes dieses mit sich gerissen und es zu beinahe übermenschlichen Anstrengungen gezwungen. Wenn dann das beabsichtigte Ergebnis dieser Anstrengungen sich einstellte, wurde dieser Umstand jeweils für eine geschickte Propaganda verwertet, um die erfolgreiche und ausserordentlich rasche Entwicklung der kommunistischen Gesellschaft darzutun. Das im Grunde genügsame und begeisterungsfähige russische Volk hat diese ersten offenkundigen Erfolge der sozialistischen Aufbauarbeit mit Dankbarkeit aufgenommen und alsbald mit immer weiter um sich greifender Begeisterung die Arbeit zur Verbesserung der Zustände im Lande weitergeführt.

Der gegenwärtige Krieg hat den wachsenden Wohlstand des Volkes gehemmt und darüber hinaus auch vieles von dem zerstört, was in den ersten harten Aufbaujahren mit «Blut, Schweiss und Tränen» errungen worden war. Noch vor einem halben Jahrhundert hätte das russische Volk vor den harten Schlägen des Schicksals und den Wandlungen des Glückes sicher sich in sein Los ergeben. Jetzt bildet der Gram über das Verlorene den Unterton in der oft groben, aber stets geschickten Propaganda, die auf den patriotischen Saiten der russischen Volksseele spielt und bestimmt manchenorts jenen heiligen Hass aufgewühlt hat, mit dem der Russe sein Land verteidigte und wiedereroberte. Hinter alledem steht letzten Endes Stalin, einsam und unnahbar, äusserlich einfach und schlicht, beinahe asketisch, aber mit allen Fäden, die das Schicksal des ungeheuren Sowjetreiches leiten, in seiner starken Hand.

Stalin im Privatleben

Nachdem Stalin 1899 aus dem Priesterseminar in Tiflis ausgestossen worden war, wurde er, wie bereits gesagt, Berufsrevolutionär. Damit schwor er allen persönlichen Interessen und Gefühlen ab. Dieser Selbstverleugnung ist Stalin seitdem treu geblieben. Nicht einmal die unumschränkte Macht, die er heute tatsächlich besitzt, hat ihn zu irgendwelchen Abweichungen verführt. Sein Streben, die Macht zu ergreifen und zu bewahren, ist ausschliesslich diktiert von seinem fanatischen Glauben an die segensreichen Vorzüge der sozialisierten Gesellschaft.

Stalins Wohnung liegt in dem von einer hohen Mauer umgebenen und streng bewachten Kreml in Moskau, wo unter andern Prachtbauten der Zaren-Palast zu seiner Verfügung gestanden wäre. Er zieht es jedoch vor, in einem einstöckigen früheren Offiziersgebäude eine einfache Vierzimmerwohnung zu bewohnen. Im Sommer übersiedelt er in eine ausserhalb der Stadt, in Gorki, gelegene Villa. Als strenggläubiger Kommunist hat er nie danach getrachtet, sich besondere ökonomische Vorteile zu sichern, wie gross die Möglichkeiten dazu auch gewesen sein mögen.

Obgleich Stalin zum drittenmal verheiratet ist, hört man selten oder nie von seiner Familie reden. Von seiner ersten Frau weiss man nichts anderes, als dass sie kurz vor der Revolution gestorben ist. Die zweite Frau, Nadja Allilujewa, war die Tochter eines Freundes von Lenin. Auch während ihrer Ehe arbeitete sie ganz unbeachtet in dem Laboratorium einer grossen Moskauer Kunstseidenfabrik und starb ganz plötzlich zu Beginn der dreissiger Jahre. Über die Todesursache zirkulierten damals in Moskau verschiedene, einander widersprechende Gerüchte, aber das Dunkel, in das ihr Tod gehüllt ist, hat sich nie gelichtet. Sie dürfte bei einer der älteren Kirchen Moskaus in geweihter Erde ruhen. Die dritte Frau, Maria Roskowa, ist aktive Fliegerin in der Roten Luftwaffe.

In den beiden ersten Ehen wurden je ein Sohn und eine Tochter geboren. Der älteste Sohn Jaschka soll in scharfer Opposition zu seinem Vater stehen. Er ist Offizier in der Roten Marine gewesen, und nach deutschen Angaben befindet er sich zurzeit in deutscher Kriegsgefangenschaft. Die älteste Tochter ist mit einem tschechischen Kommunisten verheiratet, der eine führende Stellung in der Komintern innehatte. Über die beiden jüngeren Kinder weiss man, dass die Tochter Swjetlana ihres Vaters Liebling und eine ebenso geschickte Pianistin

wie Propagandistin ist. Sie hatte sich seinerzeit in den USA aufgehalten, wo sie als Privatgesandte ihres Vaters für die «Zweite Front» warb und Aufklärung über Russland verbreitete. Gerüchtweise verlautet, dass ihre ebenso geistvollen wie sachlichen Berichte aus der exklusiv-kapitalistischen Welt, in der sie sich damals aufgehalten hat, von ihrem mächtigen Vater ungemein geschätzt werden. Der jüngere Sohn Wassja dürfte nach einem neulich erlassenen Tagesbefehl Oberst in der Russischen Luftwaffe sein.

Stalin hat jeden Verkehr mit Ausländern so lange wie möglich gemieden. Erst im Jahre 1930 gewährte er zum erstenmal einem ausländischen Zeitungskorrespondenten ein Interview. Diese Ausnahme wurde gemacht, um den phantastischen Gerüchten ein Ende zu bereiten, nach welchen der Rote Diktator vom Militär gestürzt oder, im Zusammenhang mit den grossen Schwierigkeiten in der überstürzten Durchführung der Kollektivierung, ermordet worden sein sollte. Dann zog sich Stalin wieder vollständig zurück. Erst in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre nahm er den persönlichen Kontakt mit den ausländischen Vertretern in Moskau wieder auf, und in seiner Eigenschaft als Regierungschef hat er mit seiner Isolierung vollständig brechen müssen. In den letzten Jahren hat er sogar an den offiziellen Empfängen teilgenommen, die für ausländische Diplomaten und für die Vertreter der alliierten Staaten, welche die Sowjetunion besucht haben, im Kreml veranstaltet worden sind. Sicherlich hat es ihm ein grimmiges Vergnügen bereitet, dass sein alter Gegenspieler Churchill ihm einen Besuch in Moskau abstatten musste.

Eine grosses Aufsehen erregende Abweichung von seiner selbstgewählten Isolierung nahm Stalin vor, als er in Teheran mit Roosevelt und Churchill zusammentraf, nachdem er zuvor die Einladung zu einer ähnlichen Konferenz in Casablanca abgelehnt hatte. Wahrscheinlich liegt die Erklärung für diesen Ausnahmeschritt teils darin, dass der russische Selbstherrscher sich nur einige Flugstunden von den Grenzen seines Reiches entfernen wollte, während die beiden andern Teilnehmer bedeutende Strecken zurücklegen mussten, der amerikanische Präsident reiste sogar um die halbe Erde herum, und teils darin, dass Teheran in dem von den russischen Truppen kontrollierten Teil von Iran liegt. Stalins Reise hatte ihn ausnahmslos über Gebiete geführt, die von russischen Truppen besetzt und ohne Zweifel in ausreichendem Masse von der russischen GPU überwacht sind. Zu der fraglosen Befriedigung darüber, dass sich die beiden hervorragendsten Vertreter seiner kapita-

listischen Alliierten dazu bequemen mussten, den lange Zeit herzlich verabscheuten proletarischen Diktator an einem von ihm gewählten Orte zu treffen, gesellte sich wahrscheinlich ein nicht ganz ausser Acht zu lassender Sicherheitsgrund. Aus demselben Grund fand wahrscheinlich die letzte Konferenz der «Grossen Drei» in Jalta statt.

Bereits in Friedenszeiten fehlte es in Russland selbst und im Auslande nicht an Leuten, die dem Roten Herrscher nach dem Leben trachteten. Beweise dafür sind vorhanden. Das ist der Grund dafür, dass unter normalen Verhältnissen kein Diktator so gut bewacht sein dürfte wie Stalin hinter den zwanzig Meter hohen Mauern des Kreml, dessen fünf Tore von durch Sicherheitspolizei ergänzten doppelten Wachtpostenreihen bewacht werden. Er verlässt äusserst selten den Kreml, und dann in der Regel nur, um das gut bewachte Mausoleum Lenins zu besuchen, das er durch eine kleine Privattüre in der Kremllmauer erreicht. Diesen Weg nimmt er zum Beispiel auch, wenn er sich zur 1.-Mai-Parade auf den Roten Platz begibt. Gewöhnlich geht er dabei allein und verschlossen, seinen eifrig plaudernden, nächsten Mitarbeitern ein Stück voraus. Wer ihn bei einer solchen Gelegenheit erblickt, erhält einen starken Eindruck von seiner Unnahbarkeit, aber auch von seiner starken Persönlichkeit, die die ganze Verantwortung für das riesige Sowjetreich auf den Schultern tragen will.

Die Übersiedlung nach und von seiner Sommervilla unternimmt Stalin in einem gepanzerten Auto, das mit grosser Geschwindigkeit durch die gut bewachten Strassen fährt, auf denen zuvor jeder Verkehr sistiert worden ist.

In der gegenwärtigen Kriegszeit dürfte das Risiko eines Attentats sich vervielfacht haben, da Stalins Bedeutung den Gegnern Russlands mehr als wohlbekannt ist, und sie es daher sicher gerne sähen, wenn der starke Mann des Sowjetreiches, der dank seinem rücksichtslosen Willen und seiner unbändigen Kraft das ganze Reich mit seinen unermesslichen Hilfsquellen zusammenhält, beseitigt würde.

Die Attentatsgefahr hat eine Menge teilweise phantastischer Gerüchte über Stalins Person ausgelöst. Unter anderm wird behauptet, dass er einen Doppelgänger besitze, der ihn bei passenden Gelegenheiten vertrete. Diese Behauptung zirkulierte vor allem im Jahre 1930, als Gerüchte über Stalins Sturz und Mord sich ununterbrochen ablösten. Doch dürfte die Behauptung aus der Luft gegriffen sein.

Das Interesse für Musik, das der junge Sosso in dem bischöflichen Chor zu Tiflis zeigte, hat Stalin behalten und gepflegt. Musik ist die einzige Zerstreuung, die er sich gönnt, denn er besitzt keinerlei Steckenpferd und interessiert sich für nichts anderes als für seine strenge, harte Arbeit, die täglich oft sechzehn bis achtzehn Stunden währt. Doch scheint Stalin nicht – wie die meisten höheren Sowjetbeamten – hauptsächlich nachts zu arbeiten. Er beginnt im Gegenteil seinen Arbeitstag früh morgens und hat ihn im Voraus genau eingeteilt, um alle die vielen verschiedenen Vorträge und Sitzungen, die seiner harren, erledigen zu können. Als Oberbefehlshaber der russischen Kriegsmacht dürfte er ausserdem sehr oft im Flugzeug irgendeinen Abschnitt der Riesenfront besuchen, um einen persönlichen Überblick über die Lage an dem Frontabschnitt, der sein jeweiliges Sonderinteresse in Anspruch nimmt, zu gewinnen. Spezialrapporte über den Luftkrieg erhält er durch seine jetzige Frau, die die Ausbildung von Kampffliegerinnen organisiert und leitet und unablässig Inspektionsreisen nach verschiedenen Kriegsflugplätzen unternimmt.

Stalin pflegt keinen gesellschaftlichen Verkehr. Zuweilen kommt es jedoch vor, dass einige seiner erprobten Kampfgenossen aus den Revolutionsjahren in seine Sommervilla zu einem Glas kaukasischen Weines, dem Stalin als einzigem Genussmittel ausser einer Pfeife oder Zigarette zuspricht, eingeladen werden.

Man kann nicht behaupten, dass Stalin ein blendender Redner sei, wie beispielsweise Trotzki es gewesen ist. Er bereitet seine öffentlichen Reden immer genau vor und liest sie oft vom Blatt. Sein Auftreten ist daher ziemlich trocken, wird aber auf orientalische Weise durch lebhaftere und ausdrucksvolle Gesten belebt. Zuweilen sind seine Reden auch mit sarkastischen Ausfällen gegen seine Widersacher der innen- oder aussenpolitischen Arena oder mit Anekdoten gewürzt. Es verdient in diesem Zusammenhang hervorgehoben zu werden, dass Stalin das Russische mit einem unverkennbaren georgischen Akzent spricht.

Nach dem polnischen Aufstandsversuch von 1863 entstand in Russland eine starke Strömung, die geltend machen wollte, dass jeder nicht-nationale russische Untertan eine Gefahr für den Staat bedeute, und dass die bürgerlichen Freiheiten und Rechte eines solchen Elementes stark beschränkt werden müssten. Das führte dazu, dass jene «Fremdlinge» sich zu den Unzufriedenen im Lande gesellten und auch noch in den Revolutionsbewegungen

von 1905 und 1917 eine grosse Rolle spielten. So waren Trotzki, Litwinow, Radek und andere Stalin, Tscheidse, Odschoniskidze, Jenunkidze und andere Georgier, Karachan und Mikojan Armenier, Dzerschinski und einige seiner Nachfolger in leitenden Stellen der GPU Polen mit jüdischem Einschlag. Auf Grund dessen will man verschiedenerseits glaubhaft machen, dass die Revolution ausschliesslich ein Werk dieser «Fremdlinge» sei und dass diese der geschichtlichen Entwicklung ihren Stempel aufgedrückt hätten.

Dies dürfte mit der Wirklichkeit jedoch nicht übereinstimmen. Zwar waren, wie oben erwähnt, viele von Lenins Mitarbeitern «Fremdlinge», Lenin selbst aber war Grossrusse. Dazu kam, dass ein ansehnlicher Teil der nationalrussischen Elemente zum Kreise der Unzufriedenen gehörte, und gerade dank ihrer aktiven Mitwirkung gelang die Revolution.

Gewiss begünstigt Stalin in gewisser Hinsicht seine Stammesgenossen, seine Macht aber stützt er auf die nationalrussischen Arbeiter- und Bauernmassen, deren Mentalität er ausgezeichnet versteht und deren Interessen er erfolgreich vertritt.

Zweifellos ist es eine ausserordentlich ungewöhnliche Lebensbahn, die den armen georgischen Schusterssohn aus dem orthodoxen Priesterseminar zu Tiflis durch das harte und gefährvolle Leben des Berufsrevolutionärs mit wiederholten Gefängnis aufhalten und Verbannungen und steten Polizeiverfolgungen zur Alleinherrschaft über eines der gewaltigsten und mit unerhörten Naturreichtümern ausgestatteten Länder der Welt geführt hat. Diese bemerkenswerte Entwicklung ist jedoch nicht das Werk des launischen Zufalls, sondern das Ergebnis einer scharfsichtigen Zielsetzung, gepaart mit einem unerbittlichen Willen, der kein Mittel zur Erreichung seines Zieles gescheut hat, selbst wenn langjährige und hochverdiente Mitarbeiter und Freunde dabei geopfert werden mussten.

Stalin ist eine Gestalt von weltgeschichtlichem Format, die es verdient, von mehr als einem Gesichtspunkt aus studiert zu werden. Dieses Studium ist umso begründeter, als er sicherlich einen bedeutenden Einfluss auf die bevorstehende Schicksalsgestaltung der Welt ausüben wird. Die Form und Richtung dieses Einflusses sind noch in Dunkel gehüllt. Es wird dabei von entscheidender Bedeutung sein, ob Stalins einseitig russische Einstellung und Erfahrungen vorherrschen werden, oder ob sein Scharfblick auch eine Anpassungsfähigkeit an westeuropäische Verhältnisse in sich birgt.

DIE INDUSTRIALISIERUNG DES AGRARLANDES

Das kriegsindustrielle Fiasko des Zarenregimes

Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges, im August 1914, hegte man in den kriegführenden und neutralen Ländern allgemein die Auffassung, dass der Krieg drei bis vier Monate oder höchstens ein halbes Jahr dauern würde. Deshalb war keiner der Kriegführenden auf einen vieljährigen, materialverschlingenden Kampf eingestellt. Die Umstellung der Landesindustrien von der Friedens- auf die Kriegsproduktion und ihre Vervielfachung bedeuteten daher überall ein schweres Problem, und die Lösung war aufs Engste verbunden mit dem Stand der Industrialisierung des Landes vor Kriegsausbruch, der Organisations- und Anpassungsfähigkeit seiner kriegsindustriellen Leitung und dem Vorhandensein einer qualifizierten Arbeiterschaft. So weiss man beispielsweise, dass die französische Kriegsindustrie zeitweise nicht imstande war, den Anforderungen der militärischen Bedürfnisse nachzukommen.

Wenn dies schon in Frankreich mit seiner verhältnismässig alten und gut entwickelten Industrie der Fall war, wieviel schlimmer musste es da in Russland sein, wo die Industrie nicht bloss schwach entwickelt war, sondern auch wegen der geringen Kaufkraft des einheimischen Marktes ein äusserst kümmerliches Leben führte. Die kriegsindustrielle Lage verschlechterte sich überdies noch dadurch, dass die Kriegsgeschehnisse nach Polen und dem Baltikum verlegt wurden und die dortige, für russische Verhältnisse sehr produktionskräftige Industrie entweder nach Osten übergeführt werden musste oder in Feindeshand fiel. In der Tat litt denn auch die russische Militärmacht schon vor Ausgang des ersten Kriegsjahres an beinahe dauerndem Munitions-, Waffen- und Materialmangel, der nur zu geringem Teil durch die Einfuhr aus alliierten und neutralen Staaten behoben werden konnte. Die Transportschwierigkeiten bedeuteten ein weiteres Hindernis.

Der Mangel an Kriegsmaterial war zuweilen so gross, dass die militärischen Operationen ernsthaft darunter litten. Es wird sogar behauptet, dass die russischen Infanteriereserven bisweilen nicht einmal mit Gewehren ausge-

rüstet gewesen seien, weil man gerechnet habe, dass die in den Kampf geworfenen Reserven sich mit den Waffen ihrer in den vorderen Linien gefallenen oder verwundeten Kameraden ausrüsten könnten. Die Richtigkeit dieser Behauptungen konnte nicht kontrolliert werden, aber der Umstand, dass sie überhaupt zirkulierten, spricht für sie.

Nicht genug damit, dass die russische Kriegsmaterialproduktion quantitativ ungenügend war, liess sie auch qualitativ vieles zu wünschen übrig. So wurde von deutscher Seite wiederholt berichtet, dass ganze Mengen von russischen Artilleriegeschossen wegen Fehlern oder Nachlässigkeit bei der Herstellung nicht krepitierten. In diesem Zusammenhang wurde auch von reiner Sabotage gesprochen.

Zum Schluss verdient noch hervorgehoben zu werden[^] dass Russland bei Kriegsausbruch 1914 überhaupt keine eigene Flugzeugindustrie besass. Im Laufe des Krieges wurden Versuche unternommen, eine solche aufzubauen, doch vermochte ihre Produktion für die russische Flugwaffen keine nennenswerte Bedeutung zu erlangen, da die Motoren importiert werden mussten und für die Herstellung der Flugzeuge selbst sowohl qualifizierte Arbeiter als in gewissen Fällen auch die nötigen Rohstoffe fehlten.

Aus alledem ergab sich der Eindruck, dass der für Russland unglückliche Ausgang des Krieges wenigstens teilweise der mangelnden Industrialisierung des Landes zugeschrieben werden musste. Dieser Eindruck sollte einen besonders starken Einfluss auf die industrielle Politik des Sowjetregimes ausüben.

Der Kriegskommunismus

Die Februar-Revolution führte zu keinerlei industriellem Aufschwung. Die Arbeiter begannen überall zu politisieren, und dies setzte ihre Leistungen eher herab. In der gleichen Richtung wirkten sich auch die häufigen Streiks und Demonstrationen aus.

Die Oktober-Revolution verschlechterte die Lage an den ökonomischen und industriellen Fronten noch mehr. Die Industrie, die Verkehrsmittel, die Banken und alle grösseren Geschäftsunternehmen wurden nationalisiert. Die bisherigen ökonomischen und technischen Leiter der Unternehmen wurden verhaftet, vertrieben oder sogar als «Staatsfeinde» hingerichtet. Manche flohen aus eigenem Antrieb, oft, um sich den gegenrevolutionären Organisationen anzuschlies-

sen. Die wenigen, die in ihren Betrieben verblieben, wurden in ihrer Tätigkeit von mehr oder weniger unfähigen Betriebs- und Arbeiterräten behindert. Das gleiche gilt für Ingenieure und anderes technisch und kommerziell ausgebildetes Personal. Der Industrie fehlte daher vielfach eine sachkundige ökonomische und technische Leitung. Vielerorts entstanden binnen Kurzem chaotische Verhältnisse.

Überdies verliessen zahlreiche Arbeiter, und unter ihnen oft die intelligenteren und energischeren, die Fabriken und schlossen sich den in Bildung befindlichen Roten Garden an, in denen ihnen die Möglichkeit der Übernahme von Kommandoposten winkte. Zieht man weiter in Betracht, dass das Geld zum Teil abgeschafft wurde, dass die Lebensmittel von den Bauern zwangsweise eingetrieben und alle Arbeitenden auf gleiche Rationen gesetzt wurden, so erhält man eine Vorstellung von dem sogenannten Kriegskommunismus. Die Arbeitsleistung der in den Fabriken zurückgebliebenen Leute sank daher derart, dass die Produktionsfähigkeit der Industrie sich auf einen Bruchteil der normalen reduzierte.

Mit dem Beginn der Oktober-Revolution hörten alle Kriegsmateriallieferungen so gut wie jede andere Einfuhr aus dem Auslande auf. Die gegenrevolutionären, nicht selten durch Interventionstruppen verstärkten Armeen beherrschten zeitweise den Hauptteil der wertvollsten Rohstoffquellen Russlands, beispielsweise das Eisenerzgebiet von Kriwoj Rog, die Kohlenfelder des Donezbeckens, die Öllagerstätten des Kaukasus und die Kornkammern Südrusslands. Infolgedessen litt die Industrie in den dem Sowjetregime verbliebenen Landesteilen auch noch Mangel an Rohstoffen und Brennmaterial, während gleichzeitig die Stadtbevölkerung und mit ihr alle Industriearbeiter froren und hungerten. Viele Industrien, vor allem solche, die für den Konsum arbeiteten, wurden gezwungen, den Betrieb einzustellen, und so sank die Kriegsmaterialproduktion geradezu katastrophal.

Das Sowjetregime und das ökonomische Leben des Landes drohten also unter dem Kriegskommunismus und dem Bürgerkrieg vollständig zusammenzubrechen. Lenin und seine nächsten Mitarbeiter, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten und die von fanatischer Begeisterung für ihre Sache erfüllt waren, verloren jedoch den Mut nicht. Mit Hilfe einer politischen Diktatur und dank der Entfaltung einer bewunderungswürdigen Energie, Ausdauer und Erfindungskraft wie eines rücksichtslosen und grausamen, um nicht zu sagen fürchterlichen Terrors gelang es ihnen, allen Stür-

men die Stirne zu bieten. Manchmal wurde dabei das Materialproblem ganz einfach derart gelöst, dass man die Kriegsbeute verwendete, die man den mit modernem, erstklassigem ausländischem Material ausgerüsteten Weissen Armeen abgenommen hatte. Dies gilt vor allem für die Kampfwagen, Flugzeuge und Motoren, die bei den herrschenden Zuständen in Russland höchstens repariert, niemals aber erzeugt werden konnten. Die Verhältnisse zwangen tatsächlich die Russen öfters dazu, aus einer Anzahl von beschädigten Maschinen eine einzige brauchbare herzustellen. Das Sowjetregime vermochte denn auch nur unter Aufbietung aller Kräfte die ihm auferlegten Schwierigkeiten zu bewältigen.

Unfreiwilliger Rückzug

Nachdem der verheerende Bürgerkrieg glücklich abgeschlossen war, sah die Sowjetregierung ihre dringlichste Aufgabe in der Reorganisation des schwer mitgenommenen russischen Wirtschaftslebens. Zu diesem Zwecke musste die Produktion der für das Land notwendigen Erzeugnisse wieder in Gang gesetzt und der Ertrag der Landwirtschaft wenigstens wieder auf das Vorkriegsniveau gebracht werden. Wie immer, war es auch jetzt das letztere Problem, das der ökonomischen Entwicklung Russlands in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre seinen Stempel aufdrückte.

Zur Zeit des Kriegskommunismus war der freie Getreidehandel verboten, was die Bauern in hohem Grade aufreizte. Ausserdem mussten sie dem Staat alle jene Getreidemengen im Voraus abliefern, die sie nach einer oberflächlichen Schätzung nicht für den Eigenbedarf brauchten. Diese Zwangsrequisitionen, die bald mit Gewalt vorgenommen werden mussten, trafen den russischen Bauern an seiner empfindlichsten Stelle, indem sie sein freies Verfügungsrecht über den Bodenertrag aufhoben. Die Bauern, die sich bis dahin an der Durchführung und Festigung der bolschewistischen Revolution wirksam beteiligt hatten, nahmen nun eine feindselige Haltung ein gegen die Verwirklichung des Kommunismus auf dem Gebiete der Landwirtschaft und ihres Ertrages. Partielle Bauernaufstände brachen aus, wurden jedoch niedergeschlagen. Nun gingen die Bauern zum passiven Widerstand über, der äusserst weittragende, teilweise sogar verheerende Folgen nach sich zog. Sie kehrten ganz einfach wieder zur Naturalwirtschaft zurück, das heisst, sie bauten nicht mehr

Getreide an, als sie für den Eigenbedarf brauchten. Die Stadtbevölkerung und die Industriearbeiter wurden infolgedessen durch den Hungertod bedroht, und als gleichzeitig eine Missernte den Wolgadistrikt traf, entstand eine schwere Hungersnot, die dieses Gebiet vollkommen zu veröden drohte. Nur dank ausländischer Hilfe, nicht zum wenigsten durch die aufopfernde Tätigkeit des Schwedischen Roten Kreuzes, entging es einer vollständigen Katastrophe.

Ein bösartiger Aufstand in der Garnison zu Kronstadt wurde zum Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Trotz dem energischen Widerstand des fanatischen Trotzki und seiner Anhänger beschloss Lenin zu Beginn des Jahres 1921, wie immer durch Stalin wirksam unterstützt, das Wirtschaftsleben des Landes auf einen neuen Kurs umzustellen. Der Kriegskommunismus wurde in vielen Beziehungen abgeschafft. So wurden die Zwangsrequisitionen des Getreides durch eine dem besäten Areal entsprechende Getreideabgabe ersetzt, wobei die Bauern über den restlichen, ihren Eigenbedarf übersteigenden Ertrag selbst verfügen und ihn sogar im freien Handel verkaufen durften. Das Geldwesen wurde wieder hergestellt und auf den verschiedensten Wirtschaftsgebieten dem privaten Unternehmungsgeist wieder ein gewisses Mass an Handlungsfreiheit gewährt; hingegen blieben die Grossindustrie, das Transportwesen, der Aussen- und Grosshandel und die Banken verstaatlicht. Ausserdem wurden ausländischen Unternehmern Konzessionen für die Errichtung von in Russland ganz darniederliegenden oder überhaupt noch nicht existierenden Industriezweigen angeboten.

Diese «Neue Ökonomische Politik», abgekürzt «Nep» genannt, zeitigte im Grossen Ganzen gute Erfolge. Die Fabriken und Verkehrsmittel wurden wieder instandgesetzt, und die Produktion steigerte sich in solchem Tempo, dass sie sich in den Jahren 1927 und 1928 dem Vorkriegsstand näherte. Die Produktion der Landwirtschaft nahm erheblich zu, erreichte aber nie ganz das einstige Niveau. Die Lebensmittelversorgung der Städte wurde gesichert und gestaltete sich in mancher Beziehung verhältnismässig befriedigend. Ein gewisser Teil des Getreides konnte sogar exportiert werden.

Die teilweise Rückkehr zur kapitalistischen Wirtschaftspolitik erzielte somit einen kräftigen Beitrag zu der erstaunlich raschen Erholung des ökonomischen Lebens Russlands von den Folgen eines sechsjährigen verheerenden Kriegszustandes und der Revolution. Diese Entwicklung bedeutete jedoch gleichzeitig eine gewisse Gefahr für das herrschende Regime, indem,

nicht zum wenigsten in der Provinz, eine neue Bürgerklasse sich bildete. Diese Klasse drohte ein ernstes Hindernis für die endgültige Errichtung der kommunistischen Gesellschaft zu werden, deren erster Grundstein in der Oktober-Revolution gelegt worden war und die das erste Ziel der gemeinsamen Bestrebungen Lenins und Stalins bildete. «Nep-Russland soll trotz allem ein sozialistisches Russland werden», äusserte Lenin in seinem letzten Lebensjahr und betonte dabei, dass der Weg der Bauern zum Sozialismus über die Zusammenarbeit und die kollektivierte Landwirtschaft zu führen habe.

Die führenden Männer des Sowjetregimes betrachteten daher die Nep-Periode teils als eine notgedrungene Atempause, während der die Pläne für die vollständige Sozialisierung des Wirtschaftslebens ausgearbeitet, die nötigen Erfahrungen gesammelt und eine Ausgangslage für die grosse ökonomische Umwälzung geschaffen werden sollten, teils als eine Methode, den Widerstand der kapitalistischen Elemente gegen die Sozialisierung des Landes zu vernichten. Dies sollte dadurch geschehen, dass das Bankwesen, die Grossindustrie und die Verkehrsmittel in der Hand des Staates verblieben.

Die Generallinie der Planwirtschaft

Lenin hat einmal geäussert; «Der Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung.» Dass dies kein leeres Wort war, bewies er, als er im Jahre 1921, alsbald nach der Proklamierung der Nep, den aufsehenerregenden «Staatsplan für die Elektrifizierung Russlands», in russischer Abkürzung «Goelro» genannt, vorlegte. Dieser Plan, den Stalin als «einen meisterhaften Entwurf zu einem einheitlichen und im wahren Sinne staatsökonomischen Plan» bezeichnete, kann als der erste Entwurf zu der später durchgeführten sozialistischen Planwirtschaft betrachtet werden. Der «Goelro» liefert daher einen klaren Beweis dafür, dass die Nep nur ein Zwischenspiel bedeutete.

Stalin führte die von Lenin entworfenen Pläne durch. An der Parteikonferenz von 1925 betonte er die Notwendigkeit eines raschen Wiederaufbaus der vorhandenen Industrieunternehmen nach sozialistischen Grundsätzen und der Gründung von neuen Werken in einem Umfange, der das Land ökonomisch und industriell vom Auslande unabhängig machen würde. Als gebieterische Gründe hierfür nannte er unter anderm den wachsenden Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen, die kapitalistische Einkreisung des Landes und die drohende Ge-

fahr einer neuen militärischen Intervention. Die Konferenz billigte seine Gesichtspunkte und beantragte die rasche Sozialisierung des Wirtschaftslebens.

Im Herbst des gleichen Jahres präziserte Stalin die «Generallinie» der Partei, die festlegte, dass Russland von einem Agrarland in ein Industrieland zu verwandeln sei, das instande sein würde, mit eigenen Kräften sämtliche für seine ökonomische Entwicklung und seine Verteidigung gegen äussere Feinde notwendigen Mittel herzustellen. Infolgedessen sollte sich der Industrialisierungsplan besonders auf den Auf- und Ausbau der Schwerindustrie richten, die für die kriegsindustriellen Vorbereitungen und die Herstellung von Werkzeug- und andern Maschinen notwendig war. Diese wiederum würden den Ausbau der Industrie zur Herstellung der Gebrauchsartikel ermöglichen.

Die Industrialisierung sollte somit stufenweise von der Basis aufwärts vollzogen werden, wobei die dem täglichen Bedarf des russischen Volkes an Gebrauchsartikeln Rechnung tragende Industrie zuletzt an die Reihe käme. Man kann daher ohne Übertreibung behaupten, dass die Leitung der Kommunistischen Partei mit Stalin an der Spitze das russische Volk beinahe auf den Aussterbeetat setzte, denn in der Praxis bedeutete dies nicht nur eine Einschränkung der Lebenshaltung, sondern ein wahres Hungerdasein, eine wenn auch vorübergehende Herabsetzung des russischen Lebensstandards auf ein Niveau, das auch nur annäherungsweise in einem Lande mit abendländischer Lebensführung unmöglich gewesen wäre. In Wirklichkeit lebte das russische Volk in den Jahren 1929 bis 1935 wie in einer belagerten Stadt, deren Zufuhr vollständig abgeschnitten ist. Wie im richtigen Kriege herrschte denn auch auf manchen Gebieten ein ^wahrer Ausnahmezustand, und es musste ein harter Kampf ausgefochten werden, um alle Schwierigkeiten, allen Zweifel am Erfolg und allen Widerstand gegen die tragenden Ideen des Sozialisierungsplanes zu überwinden. In diesen Zuständen liegt denn auch die wirkliche Ursache für das Fehltrüben über die damalige Lage in Russland, dessen sich ausländische Beobachter schuldig gemacht haben. Denn an die russischen Verhältnisse kann kein abendländischer Massstab angelegt werden, am allerwenigsten zur Zeit der beiden Fünfjahrpläne.

Das von Stalin mit Fanatismus gepredigte konsequente Festhalten an der «Generallinie» der Partei verursachte die aufreibenden Zwistigkeiten in der Führung der Kommunistischen Partei, die mit Stalins Sieg und mit dem Un-

tergang seiner Widersacher endeten, und auch die Unruhen, die allenthalben im Lande ausbrachen – und weit ernsthafter waren, als die öffentliche Meinung in Westeuropa zu verstehen vermochte –, sowie jene gross auf gezogenen Prozesse, jene juristischen Rätsel, die den abendländischen Beobachter heute noch verwirren.

Das Festhalten an der «Generallinie» der Partei war daher ein äusserst gewagtes Spiel, das einen stählernen Willen und ebenso stählerne Nerven erforderte. Stalin allein verfügte über diese Eigenschaften, und das Ergebnis hat bewiesen, dass er die Lage richtig beurteilt hatte, selbst wenn sein Weg über das Leben sehr vieler Menschen hinweggegangen ist.

Die Industrialisierung des Agrarlandes

Schon im Jahre 1921 wurde eine staatliche Planwirtschaftskommission ernannt, deren erste Aufgabe darin bestand, das russische Wirtschaftsleben eingehend zu studieren, um auf dieser Grundlage Pläne für dessen Um- und Neuorganisation zu entwerfen. Das erste offenkundige Ergebnis der Tätigkeit der Kommission lag nach ungefähr vier Jahren vor, und zwar in der Form eines Wirtschaftsplanes für das Budgetjahr 1925/26. Diesem Plane wurden in den folgenden drei Jahren weitere Pläne angereiht. Durch Verarbeitung der allmählich gewonnenen Erfahrungen wurden diese Pläne in den Einzelheiten wie im Umfange unablässig vervollkommenet. Bald gelang es, einen grossen Plan zu entwerfen, der das ganze Wirtschaftsleben des Landes umspannen und für eine Periode von fünf Jahren gelten sollte. So entstand der berühmte erste Fünfjahrplan, der die Periode vom 1. Oktober 1928 bis zum 30. September 1933 umfasste. Dieser Plan wurde im Frühling 1929 offiziell bestätigt, nachdem er bereits ein halbes Jahr provisorisch zur Anwendung gelangt war.

Die Initiative zu Russlands Industrialisierung wurde ursprünglich von Lenin ergriffen, von dem folgende, oft zitierte Äusserung stammt: «Die Revolution hat dazu geführt, dass Russland in Bezug auf sein politisches System binnen einiger weniger Monate die fortgeschrittensten Länder erreicht hat. Doch das genügt nicht. Der Krieg ist unbarmherzig und stellt uns schonungslos vor die Wahl, entweder unterzugehen oder aber auch in ökonomischer Hinsicht die in dieser Beziehung an der Spitze stehenden Länder einzuholen und zu überflü-

geln. Untergeben oder mit Volldampf vorwärtsstürmen, das ist die Frage, die die Geschichte uns stellt.» Diese Fragestellung liess zweifellos kein Zögern in der Antwort zu, besonders nicht, seitdem Stalin als Lenins Testamentsvollstrecker amte. Er hat sich denn auch wiederholt auf diese Worte Lenins berufen, wenn es galt, die Opposition zum Verstummen zu bringen und wenn er das russische Volk zu neuen, beinahe übermenschlichen Anstrengungen anspornen wollte.

Die Wendung: «die meistindustrialisierten kapitalistischen Länder einzuholen und zu überflügeln» wurde zum Leitmotiv nicht nur für die ganze Planwirtschaft, sondern auch und vor allem für den ersten Fünfjahrplan. Dieser besteht aus Tausenden von Ziffern, Plänen, Tabellen, statistischen und graphischen Zusammenstellungen, die von Hunderten von Professoren und Ingenieuren ausgearbeitet worden sind. Der Plan ist in drei Bänden von zusammen 1'752 Seiten publiziert worden.

Er wurde, wie bereits erwähnt, dem im Frühling 1929 einberufenen Sowjetkongress vom Vorsitzenden der Planwirtschaftskommission, Krischanowski, vorgelegt. Die Darstellung wurde durch eine Landkarte illustriert, auf der jeweils verschiedenfarbige elektrische Lämpchen aufflammten, wenn der Vortragende die aufzubauenden verschiedenen Kraftwerke, Eisenwerke, Maschinenfabriken, Bergwerke, Textilfabriken und staatlichen Riesenfarmen erwähnte. «Nachdem der Vortrag zu Ende war», heisst es in einem Bericht über diese wichtige Sitzung, «war die Karte in ein einziges Lichtermeer von Tausenden verschiedenfarbigen Lämpchen verwandelt. Die Weihe dieses Augenblicks kann nur mit den grossen Ereignissen des Oktobers 1917 verglichen werden. Es war einer der grossen, historischen Momente der proletarischen Revolution!»

Der Fünfjahrplan und die ihn geschickt verherrlichende Propaganda übten einen geradezu magischen Einfluss auf das russische Volk aus. Der blosser Gedanke, dass das rückständige Russland in fünf Jahren das amerikanische Märchenland überflügeln sollte, war schwindelerregend, aber auch das grösste Opfer wert. Die grossartigen Verheissungen der Propaganda, wonach die Holzpflüge der Bauern bald gegen kräftige Traktoren vertauscht, die Elektrifizierung der Provinz vollständig durchgeführt, die Verkehrsmöglichkeiten vermehrt und verbessert, der Unterschied zwischen Stadt und Provinz ausgeglichen und riesige Staatsgüter – «Sowchosen» – in den öden Steppen angelegt werden würden, das alles sprach ganz besonders zu dem Nationalge-

fühl des einfachen russischen Bürgers, steigerte sein Selbstvertrauen und feuerte ihn zu einer beispiellosen Begeisterung an, die ihn dazu bewog, alles, sogar sein Leben zu opfern, um im Masse seiner geringen Fähigkeiten zum Aufbau des neuen, sozialistischen Staates beizutragen.

Der erste Fünfjahrplan stellte eine Alternative auf, das heisst zwei Möglichkeiten: Die eine war verhältnismässig vorsichtig in ihren Berechnungen, die andere, die sogenannte Optimalvariante, stützte sich auf die Voraussetzung von guten Ernten während der ganzen Fünfjahrperiode und die Erlangung von langfristigen Anleihen aus dem Auslande. Der durch Krischanowskis Vortrag angefeuerte Sowjetkongress stimmte der zweiten Möglichkeit zu, deren Produktionsziffern 10 bis 20 Prozent über jenen der ersteren lagen.

Der Plan versprach nicht weniger als eine Verdoppelung des Ertrags der russischen Volkswirtschaft im Laufe von fünf Jahren. Das Hauptgewicht wurde dabei auf die Industrie gelegt, deren Produktion mehr als verdoppelt werden sollte. Die Landwirtschaft ihrerseits sollte den Getreideertrag um ungefähr 50 Prozent und den Anbau von Industriepflanzen wie Baumwolle usw. um etwa 100 Prozent erhöhen.

Der Plan beschränkte sich jedoch nicht nur auf das Wirtschaftsleben selbst und seine Produktionskosten, auf Arbeitslöhne, Preise, Verkehrsmittel, Kraftwerke usw. Er umfasste auch einen sozialen und kulturellen Teil, der den Lebens- und Bildungsstandard, das Familienleben des Volkes usw. betraf. Man beabsichtigte nichts Geringeres, als einen neuen Menschentyp zu schaffen, einen Kollektivmenschen, der, nach Lenins Lehre, seine persönlichen Interessen gegen jene der Masse vertauschen und sich statt von persönlichen Impulsen von der «schaffenden Kraft und dem Opferwillen der befreiten Massen» führen lassen sollte. Während der Grossteil des russischen Volkes bisher weder lesen noch schreiben konnte, sollte nun in wenigen Jahren dem ganzen Volke Buchgelehrsamkeit beigebracht werden. Zu gleicher Zeit wollte man in dem neuen Kollektivmenschen jedes Gefühl für die Kirche, die Religion und die Familie austilgen. Das Heim- und Familienleben sollte weitgehend verschwinden durch die Kollektivierung nicht bloss sämtlicher Haushaltungen in den geplanten Mietskasernen, sondern auch der Kinderpflege und -erziehung. Die Mütter würden somit nicht an das Heim gebunden sein, sondern sich den mannigfachsten Beschäftigungen ausser Haus nicht zum wenigsten dem Studium – widmen können. Die Kinder sollten während der

Abwesenheit der Mütter einer im Hause eingerichteten Krippe, einem Kindergarten oder im pflichtigen Alter der Schule anvertraut werden.

Die Möglichkeiten einer höheren Ausbildung sollten allen Menschen offenstehen, einstweilen jedoch mit Ausnahme derjenigen, die den früheren bürgerlichen Ständen angehörten oder entstammten. In verschiedenen Fachschulen und Abendkursen usw. gedachte man, den Arbeitermassen der Industrie und Landwirtschaft Gelegenheit zu bieten, ihren Wissensdrang und ihren Bildungshunger zu befriedigen.

Das russische Dorf – die Schlüsselposition der Industrialisierung

Es war schon an und für sich ein gigantisches Unternehmen, innerhalb der kurzen Zeitspanne von wenigen Jahren ein rückständiges Agrarland in ein modernes, sozialistisches, die USA übertreffendes Industrieland zu verwandeln. Der Umstand, dass das russische Wirtschaftsleben ohne nennenswerte ökonomische Hilfe von aussen umgestellt werden musste, erschwerte die Lösung des Problems noch mehr. Trotzdem war ein beträchtlicher Import von ausländischen Maschinen und anderem Material unumgänglich notwendig. Selbst wenn verhältnismässig langfristige Kredite erhältlich waren, musste doch diese Einfuhr bezahlt werden, lange bevor die geplante russische Industrie einen solchen Gewinn abwerfen würde, dass man das darin investierte Kapital zu amortisieren beginnen könnte. Der einzige Ausweg bestand daher darin, die nötige Einfuhr mit eigenen Kräften, das heisst durch eine entsprechende Ausfuhr zu finanzieren.

Bis 1914 war Russland das grösste Weizen-, Gersten- und Haferexportland der Welt gewesen. Darum setzte das Sowjetregime sein Vertrauen in die russische Landwirtschaft, als es den Aussenhandel in Schwung zu bringen galt. Grosse Hoffnungen knüpften sich auch an die Öl- und Holzausfuhr.

Das Ausgangsniveau des russischen Wirtschaftslebens lag jedoch zu Beginn der Planwirtschaft im Herbst 1928 im Grossen und Ganzen unter dem des Jahres 1913. Dies gilt nicht zuletzt für die Landwirtschaft, deren Ertrag auch in den besten Jahren der Nep-Periode niemals die Produktionsziffern der Vorkriegszeit erreicht hatte. Sollte eine erhebliche Erhöhung der russischen Getreideausfuhr erreicht werden, so musste entweder der Ertrag der

Landwirtschaft bedeutend gesteigert oder aber die Lebensmittelversorgung des russischen Volkes wesentlich verknappt werden, falls man nicht vorzog, sich beider Auswege gleichzeitig zu bedienen. In Wirklichkeit sah man sich wie bereits angedeutet – gezwungen, die Lebensbedingungen des russischen Volkes, nicht bloss hinsichtlich der Lebensmittel, sondern überhaupt aller Lebensbedürfnisse auf ein Minimum herabzudrücken. Jedes russische Erzeugnis, das im Ausland Absatz fand, wurde exportiert. Das ging sogar so weit, dass man im Jahre 1931 in England russische Konfektion billiger als einheimische kaufen konnte, während das russische Volk keine Kleider hatte. **Dasselbe** gilt auch zum Beispiel für Butter, Eier und Speck. Unter diesen? Verhältnissen waren Luxuswaren, wie russischer Kaviar und russisches Obst in Berlin und in Stockholm leichter erhältlich als in Moskau oder Leningrad.

Infolge dieser Wirtschaftspolitik musste auf das russische Volk und nicht zuletzt auf den russischen Muschik, der die wichtigsten Exportwaren zu produzieren hatte, ein ungeheurer Druck ausgeübt werden. Die Bauernmassen setzten sich jedoch rasch zur Wehr und griffen zu dem früher erfolgreichen Mittel des Anbaustreiks. Diese Massnahme lag umso näher, als für das Geld, das die Bauern für ihre Getreidelieferungen erhielten, keine Industrieerzeugnisse zu kaufen waren. Der Anbaustreik verhinderte nicht bloss die geplante Steigerung des Getreideexportes, sondern gab dem Muschik auch die Möglichkeit in die Hand, den Industriearbeiter auszuhungern. Dazu kam, dass der berechnete Zustrom von Arbeitskräften aus der Provinz zur Industrie im Wesentlichen trotz energischer Werbung und Agitation ausblieb.

Es stellte sich daher die Frage, ob der Schwerpunkt des Industrialisierungsprogrammes, mit Rücksicht auf den Bedarf der Bauern und des ganzen Volkes an Konsumartikeln, von der Schwerindustrie auf die Leichtindustrie verlegt werden sollte, oder ob man, trotz drohendem Lebensmittelmangel, an dem Entschluss festhalten sollte, die Industrialisierung des Landes systematisch von Grund auf aufzubauen. Im ersten Falle hätten sich das Tempo der Umstellung des Wirtschaftslebens und die Aussichten der Sowjetunion, ihr kriegsindustrielles Potential rechtzeitig genügend zu steigern, ernsthaft verringert; die zweite Alternative hingegen würde die innenpolitische Krise auf die Spitze treiben, aber die Basis für die militärische Kräfteentfaltung des Landes und seine Unabhängigkeit vom Ausland sichern und erweitern.

Diese brennenden Fragen riefen in der Kommunistischen Partei und der Sowjetregierung scharfe Meinungsverschiedenheiten hervor. Die Opposition der Rechten, geführt von dem «Theoretiker des Bolschewismus», Bucharin, und dem damaligen Vorsitzenden im Rat der Volkskommissare, Rykow, verlangte eine Verlangsamung des Tempos der Industrialisierung und die Sicherstellung des Volksbedarfes an Industriewaren.. Stalin seinerseits bestand unentwegt auf der Festhaltung an der «Generallinie» der Partei. Damit diese Stellungnahme zu dem gewünschten Ergebnis und nicht zu einer vollständigen Katastrophe führen sollte, war es jedoch, nach Stalins Ansicht, notwendig, den Ertrag der Landwirtschaft rasch zu erhöhen, um den Getreideexport zu steigern und gleichzeitig die Lebensmittelfrage der Industriebevölkerung zu lösen. Diese Produktionserhöhung war jedoch nicht möglich, solange das Land in Kleingrundbesitz zerstückelt war. Der Kleingrundbesitz sollte daher in grössere Anbaueinheiten zusammengelegt und diese mit moderner maschineller Ausrüstung versehen werden. Es galt daher, die Sozialisierung der Provinz bedeutend rascher durchzuführen, als im Fünfjahrplan ursprünglich vorgesehen war. Da diese Sozialisierung, nach Lenins Worten, durch eine Kooperation der ländlichen Hauswirtschaften erfolgen sollte, ging Stalins Plan auf eine möglichst rasche Kollektivierung des russischen Dorfes aus.

Es wurde bereits hervorgehoben, dass Stolypins Reform das Entstehen einer gut situierten Schicht innerhalb der Bauernklasse begünstigte. Die Nep-Periode hatte in der gleichen Richtung gewirkt, indem die unternehmungslustigeren Bauern sich einen gewissen Wohlstand geschaffen und nicht selten auf Kosten ihrer ärmeren Dorfgenossen sich bereichert hatten. Sie übten daher einen gewissen Einfluss auf die Einstellung des Dorfes zu den aktuellen ökonomischen und innenpolitischen Fragen aus. Diese sogenannten «Kulaken» das russische Wort «Kulak» bedeutet eigentlich Faust bildeten also einen kleinbürgerlichen Klüngel, der auf Grund seiner ökonomischen Machtstellung die grossen Bauernmassen beherrschte. Infolgedessen besaßen die Kulaken die Möglichkeit, mit der Waffe des Anbaustreiks das übereilte Tempo des Industrialisierungsplanes zu bremsen oder sogar den ganzen Plan zu verunmöglichen.

Niemand sah dies deutlicher ein als Stalin, und er fasste daher den Entschluss, die Machtstellung der Kulaken ein für allemal zu brechen. Zu diesem Zwecke bediente er sich der ökonomischen Gegensätze, die zwischen den Kulaken und ihren schlechter gestellten Genossen, den sogenannten

«Mittel- und Armen-Bauern» herrschten. Er erteilte Anweisungen für einen «verschärften Klassenkampf» innerhalb des russischen Dorfes, der unter anderem in einer rascheren, aber freiwilligen Durchführung der Kollektivierung der Provinz zum Ausdruck gelangen sollte. Zu diesem Zwecke wurde eine umfassende und starke Agitation eingesetzt. Jeder, der sich der Kollektivierung des Dorfes widersetzte, wurde augenblicklich als Kulake oder Helfershelfer der Kulaken gebrandmarkt. Das Ergebnis der geschickt berechneten Agitation blieb denn auch nicht aus. An gewissen Orten wurde bereits im Herbst 1929 eine vollständige Kollektivierung erheblicher Gebiete durchgesetzt. Ein Dorfmitglied, das der Kolchose* nicht beizutreten wünschte, erhielt irgendwo¹ am äussersten Rande des Dorfes Boden, auf dem er seine Privatlandwirtschaft betreiben konnte. Den neu gebildeten Kolchosen wurden gewisse landwirtschaftliche Maschinen zur Verfügung gestellt. Alles deutete darauf hin, dass der Sozialisierung der Provinz eine Tendenz verliehen worden war, die eine einigermassen ruhige und glückliche Entwicklung zu versprechen schien.

An den meisten Orten widersetzten sich jedoch die Bauern jedem Gedanken an eine Kollektivierung. Das bewies deutlich, dass die Machtstellung der Kulaken bei Weitem noch nicht gebrochen war. Da beschloss Stalin, diesen seinen Gegnern einen tödlichen Schlag zu versetzen. Ende Januar 1950 dekretierte er, dass «die Liquidierung _ der Kulaken als Klasse» durchgeführt werden müsse, und zwar unter anderem dadurch, dass ihre Produktionsmittel enteignet würden.

Diese Parole löste ein Drama aus, welches das Fundament des gewaltigen Reiches erschütterte und bereits in wenigen Wochen so weitgehende und schicksalsschwere Folgen zeitigte, dass nicht bloss die Durchführung der Industrialisierungspläne, sondern auch Stalins eigene Machtstellung und mit ihr die Existenz des ganzen Sowjetregimes ernsthaft bedroht schienen. Von dienstbeflissenen Parteisekretären und politischen Kommissaren angeführt, zogen Industriearbeiter und Soldaten scharenweise als eine Art Apostel der Kollektivierung durch die Provinz, luden die Dorfmitglieder zu Versammlungen ein und setzten häufig unter mehr oder weniger offenen Drohungen eine vollständige Kollektivierung grosser Gebiete durch. Jeder, der vor allzu überstürzten Massnahmen warnte oder sich der sofortigen

* Kolchos: Zusammenziehung von «fcoZlektiwnoje Chosiaistwo» (= Kollektivhaushalt).

Durchführung der Kollektivierung direkt widersetzte, wurde als Kulak und Feind der Gesellschaft gestempelt, ging seines Besitztums verlustig und wurde aus dem Dorf vertrieben. Man weckte dadurch die niedrigsten Instinkte der Armen-Bauern, die man gegen die Kulaken hetzte, ganz wie man früher die Bauern gegen die Gutsbesitzer gehetzt hatte. Die Armen-Bauern hatten übrigens bei der Kollektivierung des Dorfes nichts zu verlieren und alles zu gewinnen.

Die Schlacht war jedoch durch die formelle Bildung einer Kolchose allein noch nicht gewonnen. Diese musste auch rationell bewirtschaftet werden. In den meisten Fällen besaßen jedoch die Agitatoren, die mit Versprechungen oder Drohungen die Kollektivierung durchgesetzt hatten, keine Ahnung von der Landwirtschaft im Allgemeinen und noch weniger von den Methoden, die in einem landwirtschaftlichen Grossbetrieb zur Anwendung gelangen sollten. In dieser Hinsicht war es um die Armen-Bauern ebenso schlecht bestellt, welche die Führung einer Kolchose übernahmen. Man veranstaltete Dorfversammlungen, man redete und diskutierte beinahe ohne Ende, um in der Regel schliesslich die schablonenhaften Anweisungen zu befolgen, die man von der Leitung der Parteizellen, denen jede Sachkenntnis fehlte, oder von ähnlichen Instanzen erhielt. Die Folge war, dass viele in der damaligen Lage unersetzliche Werte und Produktionsmittel verloren gingen, und zwar auf Grund reiner Unkenntnis oder mangelnder Voraussicht seitens der Kolchos-Leitung. Man hatte zum Beispiel verstanden, dass der ganze Viehbestand des Dorfes zusammengetrieben und von einigen wenigen Leuten auf Rechnung des ganzen Dorfes betreut werden sollte. Daher fasste man einen entsprechenden Beschluss, und zur angesetzten Zeit waren denn auch die meisten Kühe des Dorfes am vorgeschriebenen Orte versammelt. Draussen indes herrschte strenge Kälte; Stallungen, die die oft hundertköpfigen Viehherden beherbergen sollten, gab es überhaupt nicht, und die an der Sammelstelle vorhandene geringe Futtermenge reichte oft nicht aus, um alle Tiere ein einziges Mal zu sättigen. Infolgedessen ging eine Menge Vieh elend zugrunde, bevor man noch die Dorfversammlung wieder einberufen und nach neuem, endlosem Gerede zu beschliessen gewagt hatte, die Tiere wieder in ihre eigenen Ställe zu verbringen. Viele ähnliche Beispiele können angeführt werden.

Viel schlimmer jedoch war, dass Millionen von Bauern lieber die Kuh schlachteten, die ihren wertvollsten Besitz bildete, als sie ohne Vergütung an eine Kolchose auszuliefern. Ebenso verhielt es sich mit den Schweinen

und andern Kleintieren, wie auch mit den verhältnismässig wenigen Pferden der Dorfmitglieder. Der Viehbestand wurde in etwa einem Monat um 50 Prozent reduziert, was für die Landesversorgung mit Fleisch und Fettstoffen zu katastrophalen Folgen führte. Auch der Pferdebestand wurde dezimiert, obschon weniger, langsamer und zum Teil aus andern Gründen als der Hornviehbestand. Die in die Kolchosen eingetretenen Bauern waren nämlich fest überzeugt davon, dass Traktoren und andere moderne landwirtschaftliche Geräte bereit standen zur Verteilung an die verschiedenen Kolchosen; die Pferde schienen daher überflüssig und wurden ohne Weiteres geschlachtet.

Viele Kulaken und andere, durch Stalins Anweisungen von Heim und Herd vertriebene Landleute wurden von der GPU verhaftet und zu Zwangsarbeiten an dem Kanalbau in Nordrussland, in die Industrieanlagen des Urals, in die zu bewässernden und urbar zu machenden Steppen Kasakstans, in die Bergwerke und zu den Eisenbahnbauten Sibiriens verschickt. Hunderttausende von tüchtigen und fleissigen Landwirten gingen auf diese Weise einem harten Leben in einem unbarmherzigen Klima oder aber ihrem Untergang entgegen. Wer einmal eine lange Kolonne von mehreren hundert Kulaken, unter Bewachung von GPU-Soldaten, schweigsam und verzweifelt den düsteren Weg in ein inhaltsloses Leben wandern gesehen hat, wird diesen Anblick niemals vergessen. Noch tiefer ins Gedächtnis prägte sich das Bild der Frauen und Kinder, die sich an der gelegentlichen Raststelle der Männer versammelten, um ihren Mann oder Vater rasch noch einmal zu sehen, ihm ein Bündel mit Proviant oder Kleidungsstücken zuzustecken, oder auch, um in unentwegter Treue tapfer ein ungewisses Schicksal mit ihm zu teilen. Oft wurde ihnen jedoch weder das eine noch das andere gestattet.

Diese gewaltsame Kollektivierung war ebenso unbarmherzig, ebenso unwälzend wie die Revolution in ihren heissesten Tagen. Man darf sich daher nicht wundern, dass die fassungslos bestürzten Bauern in voller Panik unter der Leitung der übriggebliebenen Kulaken eine Kolchose nach der andern bildeten, alle ebenso unvorbereitet und zusammengewürfelt und mit den katastrophalsten Folgen für den Viehbestand.

Stalins Wunsch wurde daher in einer Art und in einem Umfange erfüllt, wie er es sich selbst niemals vorgestellt hatte: Das Land und seine Industrialisierungspläne wurden von einer weit furchtbareren Katastrophe bedroht, als

jene es war, die er durch seine Kollektivierungssparole hatte verhindern wollen. Die Zeit der Frühjahrsaussaat stand bald vor der Türe, und die versprochenen Traktoren und modernen Geräte waren – obgleich eine Anzahl Maschinen hergestellt und Traktorenstationen eingerichtet worden waren – zumeist nur auf dem Papier, nicht aber in Wirklichkeit vorhanden. Es galt daher, durch rasche, zielbewusste Massnahmen zu retten, was an Saatgetreide und Vieh noch zu retten war, damit der bereits angerichtete Schaden nicht ganz unheilbar würde. Dazu kam, dass sich manchenorts unter den Bauern eine entschlossene Aufruhrstimmung verbreitete und dass das Unglück des Heimatdorfes die vielen Industriearbeiter und vor allem den Grossteil der Soldaten der Roten Armee, die alle in der russischen Provinz wurzelten, tief beeindruckte.

Der Wirklichkeitssinn Stalins und seine rasche Entschlossenheit, Rücksichtslosigkeit und Willenskraft gelangten nun zu ihrer vollen Auswirkung. Am., 2. März 1930, vierzig Tage nach Ausgabe der Kollektivierungssparole, brachte die «Prawda» ein von Stalin unterzeichnetes Schreiben, das unter der Rubrik «Rausch der Erfolge» in äusserst scharfen und ironischen Worten hervorhob, dass die lokalen Parteiinstanzen und Behörden vielenorts die von der Partei erteilten Weisungen missverstanden hätten. Er erteilte einen Verweis vor allem jenen Parteimitgliedern und Agitatoren, die in ihrem blinden Eifer, diesen Anweisungen, Folge zu leisten, die Kollektivierung unter Gewaltandrohungen erzwungen hätten, obgleich das Zentralkomitee der Partei sich nie etwas anderes als einen freiwilligen Anschluss an die Kolchosen gedacht habe. Dieses Schreiben wurde in Millionen Exemplaren gedruckt und unter die Bauern verteilt.

Es verfehlte denn auch seine Wirkung nicht. Die Unruhe im Lande legte sich rasch, eine grosse Anzahl von neu gebildeten Kolchosen wurde wieder aufgelöst, und die Bauern begannen sich für die Frühjahrsbestellung vorzubereiten. Wiederum hatte Stalin gesiegt. Die Kulaken waren als Klasse tatsächlich liquidiert, und etwa 25 Prozent des Landwirtschaftsareals blieben kollektiviert. Denn es zeigte sich, dass in diesem fieberhaften Februar die Umwälzung in der Provinz so gründlich vor sich gegangen war, dass man vielenorts zu dem alten System der Einzelbetriebe einfach nicht mehr zurückkehren konnte.

In gewissen Beziehungen war Stalins Triumph jedoch ein Pyrrhussieg. Die beabsichtigte Steigerung des landwirtschaftlichen Ertrages blieb auch in jenen Gebieten aus, in denen eine zusammenhängende Kollektivierung durchgeführt worden war. Das hing damit zusammen, dass in den Kolchosen der

achtstündige Arbeitstag durchgeführt wurde, während man in den Einzelbetrieben früher zwölf bis vierzehn Stunden täglich gearbeitet hatte, und dass die modernen Geräte ausblieben, welche die verkürzte Arbeitszeit gerechtfertigt hätten. Ausserdem machte sich der Mangel an Zugtieren überall auf Empfindlichste bemerkbar, da der Pferdebestand erheblich reduziert worden war, während die Traktoren sich nicht sehen liessen. Infolgedessen hatte das Land während einer längeren Zeit mit grossen Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung zu kämpfen. Sie zeigten sich besonders einige Jahre später in einer für die Landwirtschaft ungünstigen Witterungsperiode. Noch nicht einmal im Jahre 1941 dürfte der Viehbestand denjenigen von 1915 erreicht haben. Eine äusserst strenge Lebensmittelrationierung wurde 1930 eingeführt und mehrere Jahre aufrechterhalten. Endlose Schlangen standen vor allen Geschäften, die Lebensmittel oder andere Gebrauchsartikel führten. Der Volkshumor meinte, das russische Volk müsse von der Wiege bis zum Grabe Schlange stehen. Das stimmte buchstäblich für die grösseren Städte, in denen tatsächlich ein gleich grosses Gedränge in den Gebäranstalten wie in den Krematorien herrschte.

Die Kollektivierung ist später in ruhigeren Formen und in einer von der im Jahre 1930 ursprünglich vorgesehenen Form leicht abweichenden Weise durchgeführt worden. Der einzelne Kollektivbauer darf nun ein eigenes Gartenbeet oder einen kleinen Kartoffelacker bei seinem Hause haben und auch eine Kuh und andere Haustiere halten. Über den Ertrag dieses Eigentums darf er selbst verfügen und ihn sogar im freien Handel verkaufen. Die Entwicklung beweist also, dass der Muschik trotz der heute gründlich durchgeführten Industrialisierung des Landes seine alte Schlüsselstellung im russischen Wirtschaftsleben bewahrt hat.

In kultureller und politischer Hinsicht erhielt die Kollektivierung für die Bevölkerung der russischen Provinz grundlegende Bedeutung. Schulen für die Jugend sowie verschiedene landwirtschaftliche, technische und allgemeinbildende Abendkurse sind stets vorhanden oder werden so ziemlich in jeder Kolchose oder Kolchosengruppe periodisch veranstaltet. Eine wichtige Rolle spielen dabei die früher erwähnten Maschinen- und Traktorenstationen, die zugleich Zentralen für die Ausbildung von Traktorenlenkern, Motorenmechanikern, Buchhaltern, Betriebsleitern, Agronomen usw. sind. Ausbildungsmöglichkeiten, über die zur zaristischen Zeit nur die Allerreichsten verfügten, stehen heute jedem männlichen und weiblichen Bürger kostenlos

offen. Verbesserte hygienische Verhältnisse und zweckmässige Kinderpflege haben besonders die Kleinkindersterblichkeit herabgesetzt. Dazu kommt, dass dank der immer weiter fortschreitenden Elektrifizierung, Radio und Kino die einstige Isolierung der Provinz aufzuheben beginnen. Ohne Übertreibung darf ruhig behauptet werden, dass die sozialen Reformbestrebungen der russischen Revolution bis jetzt am meisten in der Provinz fortgeschritten sind.

Aber alle diese Bildungs- und Unterhaltungsmöglichkeiten, die sich dem russischen Muschik eröffnet haben, werden nicht nur zu kulturellen Zwecken ausgenützt. Durch sie soll das politische Leben der Provinz durch die Partei straff geleitet werden. So hat jede Kolchose ihre Kommunistische Parteizelle, die alle von höherem Ort erhaltenen Anweisungen rasch durchführt und jeden Versuch irgendeiner Abweichung von der reinen kommunistischen Lehre oder von der «Generallinie» der Partei den vorgesetzten Parteiinstanzen ebenso rasch mitteilt. Noch kräftiger wirken in gleicher Richtung die Maschinen- und Traktorenstationen, oft als erste Parteiinstanz über den Parteizellen der Kolchosen.

Der Umstand, dass die russische Staatsleitung die Bevölkerung der Provinz auf diese Weise in ihrer Hand hat, sowie die höchst offenkundigen sozialen Errungenschaften, die das sozialistische System dem russischen Bauern und seiner Familie brachte, liefern eine sehr einleuchtende Erklärung für die fanatische Zähigkeit, mit der das russische Volk in diesem Kriege sein Land verteidigt. Die rein militärische Seite der Frage wird später behandelt werden.

Das Personalproblem der Industrialisierung

Die rücksichtslose Ausrottungskampagne, die während der ganzen zwanziger Jahre gegen den Bürgerstand betrieben wurde, führte unter anderem dazu, dass die Zahl der wirklich sachkundigen Ingenieure und der technischen Leiter mit vorrevolutionärer Ausbildung rasch zusammenschmolz. Der Nachwuchs an jungen Ingenieuren bildete sich im ersten Jahrzehnt der Sowjetunion verhältnismässig langsam, teils aus Mangel an guten Lehrkräften, teils auf Grund der im Lande herrschenden schweren Lebensbedingungen, teils und vor allem deshalb, weil nur junge Proletarier, die wohl begeisterte Anhänger der Partei waren, aber oft die nötigen Vorkenntnisse nicht besaßen, Zutritt zu den technischen Lehranstalten erhielten. All

dies führte zu einem schreienden Mangel an tauglichen Ingenieuren und technischen Leitern zu einer Zeit, da der umfassende Ausbau der Industrie beginnen sollte.

Um diesen Mangel zu beheben, erhielten alle jene, welche in gewissen Branchen der Ingenieurwissenschaft die Voraussetzungen für technische Studien besaßen, eine im Eiltempo vorgenommene Ausbildung. Durch Fleiss und Enthusiasmus glückte es vielen, ihr Examen zu bestehen und die erworbenen Kenntnisse in die Praxis umzusetzen; ebenso viele aber versagten, besonders in letzterwähnter Hinsicht. Diese Fehlschläge führten zu einer unerhörten Vergeudung an Arbeitskraft und Material und nicht selten zu Katastrophen, die viele Menschenleben kosteten und schwer zu behandelnde materielle Schäden anrichteten. Den typischsten Beweis für die mangelnde Ausbildung der technischen Kaders bildet die rasche Abnützung der Maschinen in der Zeit der ersten beiden Fünfjahrpläne. Man glaubt, dass in dieser Zeitspanne in den Werken durchschnittlich drei vollständige Maschinenparks durch Überbeanspruchung, Unverstand oder Verwahrlosung verbraucht oder verdorben wurden.

Der im ganzen Land herrschende Mangel an industriellen Leitern und Ingenieuren mit höherer Ausbildung und wirklicher Erfahrung im industriellen Grossbetrieb konnte nicht gedeckt werden. Die einzige Lösung bestand darin, ausländische Hilfskräfte anzustellen, was denn auch in grossem Ausmasse geschah. Dabei schlug man zwei verschiedene Wege ein. Entweder nahm eine ausländische Firma eine gewisse Anlage ganz oder teilweise in Submission, oder der russische Staat engagierte direkt ausländische Spezialisten für eine gewisse Zeit, in der Regel, um eine gewisse Arbeit zu planen und zu leiten. So wurde die erste grosse Traktorenfabrik in Stalingrad von amerikanischen Ingenieuren gebaut. Ebenso verhielt es sich mit den grossen Dammbauten und Kraftwerken bei Dnjepropetrowsk. Die Automobilfabrik in Nischni-Nowgorod – dem jetzigen Gorki – wurde von der amerikanischen Automobilfabrik Ford errichtet. Die Kraftwerke an den Flüssen Swir und Wolchow wurden von schwedischen Ingenieuren konstruiert und gebaut und mit schwedischen Maschinen ausgerüstet.

Diese ausländischen Spezialisten erhielten ausser höheren Gehältern verschiedene Vorteile, wie zum Beispiel verhältnismässig gute Wohnungen, reichlich und gute Lebensmittel und Gebrauchsartikel, die ein Russe nicht einmal im Traum zu sehen bekam, sowie verschiedene Genussmittel und Unterhaltungsmöglichkeiten.

Auch ausländische Werkmeister und Spezialarbeiter wurden unter ähnlichen Bedingungen angestellt.

Es wurde somit alles getan, um, ohne Rücksicht auf die Kosten, ein rasches und befriedigendes Resultat zu erzielen. Grosses Gewicht ist auch daraufgelegt worden, dass russische Ingenieure und Arbeiter in der Handhabung und Pflege der vielfältigen modernen und komplizierten Maschinen, die angeschafft wurden, unterwiesen wurden. Sobald dies im erforderlichen Masse geschehen war, verzichtete man auf die ausländische Hilfe. Diese Entlassungen, die in hohem Masse von der Notwendigkeit diktiert wurden, die kriegsindustriellen Vorbereitungen des Landes geheimzuhalten, erfolgten zumeist in vertragsmässigen Formen, zuweilen aber auch mit brüskem Mitteln, zu ebenen die Anklagen wegen Sabotage gehörten.

Schon am Ende des zweiten Fünfjahrplanes stand die russische Industrie in ihrem Bedarf an Ingenieuren, technischen Leitern und Werkmeistern auf eigenen Füüssen. .

Der weibliche Einschlag in den industriellen Kaders war bereits seit Beginn der Industrialisierung verhältnismässig stark. Dies hat sich im jetzigen Kriege als ausserordentlich wichtig erwiesen, besonders wenn es gilt, männliche zum Frontdienst einberufene Techniker zu ersetzen.

Man litt jedoch nicht bloss Mangel an Ingenieuren, als der Ausbau der Industrie im Jahre 1928 begann. Der Mangel an Industriearbeitern, vor allem an fachkundigen, war noch grösser. Um diesen Bedarf zu decken, griff man zu allerhand Mitteln – von sanften Versprechungen und bombastischen Programmreden bis zur reinen Zwangsarbeit. Viele liessen sich in der Hoffnung an die Arbeitsplätze locken, dort eine bessere Lebensmittelversorgung vorzufinden als in den Städten, wo ganze Bevölkerungskreise halb verhungerten. Personen bürgerlicher Herkunft und Kulaken, die alle an ihrem bisherigen Heimatort keinerlei Rationierungskarten erhielten, strebten nach den grossen Industrieanlagen in der Hoffnung, dort aus ihrer Pariastellung befreit zu werden und sich ein menschenwürdigeres Leben sichern zu können. Schliesslich wurden deportierte Kulaken und Sträflinge für Schwerarbeiten an entlegenen, gesundheitsschädlichen Orten wie auch in Kohlengruben und andern Bergwerken verwendet.

Man sollte glauben, dass in einem Lande, das im Jahre 1928 170 Millionen Einwohner zählte, an Arbeitskräften kein Mangel entstehen könnte. Dennoch war das der Fall. Der Arbeitermangel war so gross, dass in der In-

dustrie und bei gewöhnlichen Schwerarbeiten Frauen in grossen Scharen verwendet wurden. In dieser Beziehung glichen die Verhältnisse denjenigen eines Landes, das sich im Krieg befindet und die Totalmobilisierung der Volkskräfte durchführen muss.

«Infolgedessen waren die russischen Frauen für den Kriegseinsatz bedeutend besser vorbereitet als ihre Schwestern in den andern Ländern. Hierin liegt eine der Ursachen für die erstaunliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer der russischen Kriegsindustrie.

Vielfach jedoch fanden die Arbeiter die erhofften Vorteile an ihrem Arbeitsplatz nicht. Sie begaben sich daher an einen andern, der mit besseren Bedingungen lockte. Die Folge davon war, dass teils eine Konkurrenz zwischen den verschiedenen Industrieanlagen entstand, teils grosse Teile des russischen Volkes von einem Ort zum andern wanderten, wodurch dem erwünschten raschen Zuwachs an geschulten Arbeitern Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Um das nomadisierende Leben der Arbeiter zu verhindern, wurden, unter anderm auf dem Gebiet der Rationierung, verschiedene Massnahmen ergriffen. Als nichts anderes half, schritt man schliesslich zu drakonischen Gesetzesvorschriften, die jede eigenmächtige Übersiedlung von einem Arbeitsplatz an einen andern vor Ablauf eines gewissen Termins bei strenger Strafe untersagten. Der Arbeiter wurde auf diese Art gegen seinen Willen an einen bestimmten Arbeitsplatz gebunden, so wie seinerzeit der leibeigene Bauer an seine Geburtsscholle.

In dem Masse, wie die Industrieanlagen und die um sie herum angelegten Städte fertig wurden, haben sich vielenorts die Arbeits- und Lebensverhältnisse erheblich gebessert, obgleich in dieser Beziehung noch viel zu tun übrigbleibt. Die russischen Industriearbeiter dürften nunmehr, nachdem sie die nötige Schulung erhalten haben und ihre Zahl sich vervielfacht hat, verhältnismässig sesshaft sein. Dies gilt natürlich nur für Friedenszeiten. Im jetzigen Kriege haben viele Industriearbeiter aus den durch die Achsenmächte vorübergehend besetzten Landesteilen nach dem Ural und noch weiter ostwärts siedeln müssen. Diese Bevölkerungsverchiebungen haben stellenweise sicherlich Wohnungsnot und Ernährungsschwierigkeiten nach sich gezogen.

Die Steigerung des Arbeitstempos

Die grosse Masse des russischen Volkes hat aus eigenem Antrieb nie einen grossen Tätigkeitsdrang verspürt. Man darf im Gegenteil behaupten, dass vor allem der Muschik indolent gewesen ist. Die Revolution und die plötzlichen Umschwünge in der ökonomischen Politik und der Einstellung des Sowjetregimes zur Bauernklasse förderten die Arbeitsintensität des russischen Volkes keineswegs. Der sozialistische Aufbau des Landes war daher ebenso abhängig von der Steigerung der Arbeitsintensität wie von dem nötigen Zustrom an qualifizierten technischen Leitern und geschulten Arbeitern.

Unserm «sogleich» oder «sofort» entspricht das russische Wort «seitschas», das wörtlich übersetzt, «zu dieser Stunde» bedeutet. Dieses kleine Wort ist symbolisch für die geringe Bedeutung, die das durch und durch sorglose russische Volk der Zeit und ihrer Ausnützung beimisst oder wenigstens vor 1928 beimass.

Ebenso bezeichnend für die russische Mentalität ist das Wort «nitschewo», das wörtlich «nichts» bedeutet, in Wirklichkeit aber alles bedeuten kann. Es wird daher unablässig verwendet und nicht am wenigsten, wenn es gilt, das Unbehagen über einen Verlust oder ein Missgeschick mit einem Achselzucken abzutun. Das Wort «nitschewo» ist daher ein Ausdruck für die Nachlässigkeit und den mangelnden Sinn für Genauigkeit und Pünktlichkeit des russischen Volkes geworden.

Eine Steigerung der Arbeitsintensität des russischen Industrie- und Landwirtschaftsarbeiters verlangte daher eine in vielen Beziehungen wesentliche Umstellung der russischen Volksmentalität. Diese Umstellung erforderte eine langwierige und zähe Arbeit und einen grossen Erfindungsreichtum, bis sie wirklich Früchte zu zeitigen begann. Sämtliche Ausdrucksmittel der ausgetiftelten russischen Propaganda mussten zu diesem Zweck in Anspruch genommen werden. In diesem wie in allen andern Fällen musste die Propaganda den Bogen straffer spannen, als für die Erreichung des Zieles nötig gewesen wäre. Sie nahm daher oft Formen an, die sich in den Augen eines ausländischen Beobachters, gelinde gesagt, grotesk ausnahmen, und sie rührte bisweilen die grosse Trommel zur Beschleunigung irgendeiner Arbeit, die nach abendländischen Begriffen zu den alltäglichsten, auch notwendigsten Lebensäusserungen oder Handlungen des Einzelmenschen oder Unternehmers gehört.

Eine der ersten Agitationsmethoden zur Steigerung der Arbeits-Intensität

bestand in dem Ausschreiben von sozialistischen Wettbewerben zwischen verschiedenen Einzelpersonen oder verschiedenen Arbeitsgruppen am selben Arbeitsplatz, zwischen einer Fabrik oder Anlage und einer andern oder sogar zwischen verschiedenen Städten. Schliesslich befand sich die ganze Gesellschaft, wenigstens formell betrachtet, in sozialistische Wettbewerbe verschiedenster Art verwickelt. Diese Methode, die auch in den militärischen Verbänden zur Anwendung gelangte, nahm zuweilen scheinbar geradezu kindische und lächerliche Formen an, verfehlte ihre Wirkung aber zumeist nicht. Diese bestand darin, dass dem einfachen Mann in den Reihen der Arbeiter für gewisse Einzelheiten seiner täglichen Arbeit – und nicht zuletzt hinsichtlich Zeitgewinn und Materialpflege – die Augen auf gingen. Bisher hatte ihm jedes Verständnis für solche Dinge gefehlt.

Eine Art sozialistischer Wettbewerb bestand darin, dass gewisse Arbeiter in einem Unternehmen sich zu einer Abteilung, einer sogenannten Stossbrigade zusammenschlossen und sich verpflichteten, stets Spitzenleistungen zu vollbringen. Solche Stossbrigaden, die besonders gute Erfolge erzielt hatten, gastierten zuweilen in andern Unternehmungen. Viele Stossbrigaden beteiligten sich an der überstürzten Kollektivierung der Provinz.

Eine andere Methode bestand in der Einführung der sogenannten ununterbrochenen Arbeitswoche, welche jedoch die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllte. Diese Agitationsmethode stand im Zusammenhang mit der damaligen Gottlosenpropaganda, die natürlich die sonntägliche Arbeitsruhe zu hintertreiben versuchte. Die ununterbrochene Arbeitswoche bedeutete jedoch keineswegs, dass jedermann 365 Tage des Jahres zu arbeiten hatte. Im Gegenteil! Ein jeder schaffte nur fünf Tage hintereinander. Jeder sechste Tag war für den Einzelnen ein sogenannter «Ausgehtag» oder freier Tag, an dem er ausruhen und seinen privaten Angelegenheiten und Interessen nachgehen konnte. Die ununterbrochene Arbeit wurde in der Weise durchgeführt, dass ein Sechstel des Personals einer Fabrik oder Anstalt am ersten Wochentag, ebenso viele am zweiten Wochentag usw. frei hatten. Infolgedessen brauchten die Maschinen nie stillzustehen, aber der Personalbestand einer Fabrik musste um einen Sechstel erhöht werden.

Es trat zweifellos eine gewisse Produktionssteigerung ein, besonders zu Beginn der Einführung dieser neuen Arbeitsmethode. Bald genug aber zeigte sich eine gegenteilige Wirkung, da für die täglich von Hand zu Hand gehenden Ma-

schinen und Werkzeuge niemand mehr irgendeine Verantwortung empfand. Werkzeuge gingen verloren und Maschinen wurden beschädigt oder vernachlässigt, und das in so hoher Masse, dass die Produktion sank. Dazu kam, dass die verschiedenen Mitglieder einer Familie selten oder nie einen gemeinsamen freien Tag hatten und sich daher unzufrieden fühlten. Das theoretisch vielversprechende Experiment wurde daher allmählich aufgegeben, nachdem sich seine allgemeine Verwirklichung als unpraktisch erwiesen hatte.

Eine letzte Methode erfand der Kohlengrubenarbeiter Stachanow, der seine individuellen Arbeitsleistungen durch rationelle Verwendung seiner Werkzeuge erheblich erhöhte. Diese Methode, die grosse Verbreitung gefunden hat, dürfte mit modernen Arbeitsstudien verwandt sein; sicher ist sie jene Propagandamethode zur Steigerung der Arbeitsintensität, die in Russland das beste Ergebnis gezeitigt hat.

Neben diesen sämtlichen Agitationsmethoden kam noch ein Mittel zur Verwendung, das in gewisser Hinsicht zweifellos von Bedeutung für die Erhöhung der Präzision und Intensität der Arbeit gewesen ist. Dieses Mittel bestand in der sogenannten Selbstkritik, die gewissermassen mit der religiösen Beichte verglichen werden kann, obgleich sie auf kommunistischem Grund ruhte und das zeitunglesende Publikum als Beichtvater benützte. Man war nämlich der Ansicht, dass ein wahres Mitglied der bolschewistischen Partei und übrigens jeder rechtschaffene Arbeiter nicht bloss seine Fehler auf politischem Gebiete, sondern auch in der produktiven Arbeit begangene Irrtümer, Versäumnisse und Unterlassungssünden offen und ehrlich einzugestehen habe.

Ganze Zeitungsspalten waren voll von solchen Selbstkritiken, die allerdings in der Regel erst dann veröffentlicht wurden, wenn der Betreffende allein oder mit Hilfe wohlwollender Werkmeister oder Kameraden die begangenen Fehler zu berichtigen vermocht hatte. Zuweilen erhielt der Reuige auch Hilfe durch die Rubrik «Eingesandt» in derselben Zeitung. Diese Selbstkritik führte dann zu einer lebhaften Diskussion über verschiedene Berufsprobleme und Arbeitsdetails in der Presse. Sie trug dazu bei, die Augen der Leiter und auch der Arbeiter für die Schwierigkeiten zu öffnen, die beinahe überall, namentlich von dem unerfahrenen Industriearbeiter, zu bewältigen waren.

Zweckmässige Methoden zur Steigerung der Arbeitsintensität dürften nir-

gends höher bewertet werden als in einem kriegführenden Lande. Wenn solche Methoden erst im Kriege ausprobiert werden müssen, geht sicher viel wertvolle Zeit verloren. Ein Land hingegen, das, wie Russland, diese Prozedur bereits in Friedenszeiten angewandt hat, erhält dadurch einen wertvollen Vorsprung im kriegsindustriellen Wettrüsten. Die Umstellung des russischen Bauernarbeiters auf produktionstechnischem Gebiete liefert eine weitere Erklärung für die unerwartet hohe Leistungsfähigkeit der russischen Kriegsindustrie.

Die Bedeutung des Transportproblems

Die Erfahrung hat zur Genüge bewiesen, dass die kulturelle und industrielle Entwicklung einer entlegenen Provinz durch die Verbesserung der Verkehrsmöglichkeiten mit dem Landeszentrum und den übrigen Gebieten erheblich gefördert werden kann. Der Ausbau des Verkehrswesens wurde denn auch zu einem äusserst wichtigen Faktor im russischen Industrialisierungsproblem. Neue oder bedeutend verbesserte Verkehrswege in wichtigen Gebieten des Landes waren eine unabwiesbare Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung der Planwirtschaft und vor allem der Industrialisierung. Diese Massnahmen waren umso begründeter, als auch militärische Gesichtspunkte eine durchgreifende Verbesserung und einen Ausbau der verschiedenen Verbindungs- und Verkehrsmittel des Landes nahelegten.

Mit Rücksicht darauf, dass das russische Verkehrsnetz zu Beginn der Planwirtschaft spärlich und teilweise in schlechtem Zustand war und dass gleichzeitig die Transportmittel quantitativ wie qualitativ viel zu wünschen übrig liessen, widmete der erste Fünfjahrplan der Verbesserung des Verkehrswesens besonders grosse Aufmerksamkeit. Der Plan umfasste die Verbesserung und Vermehrung der Binnenwasserstrassen, der Landstrassen und des Eisenbahnnetzes mit den dazugehörigen Verkehrsmitteln, den Ausbau der Ein- und Ausfuhrhäfen wie die Erneuerung und Vermehrung der Seetonnage, die Eröffnung neuer Wasserstrassen längs der Eismeerküste und schliesslich die Errichtung von Flugverkehrslinien mit dem Ausland und innerhalb Russlands, vor allem zwischen seinen entlegensten Teilen. Der Ausbau des Verkehrswesens wurde auch während des zweiten und des dritten Fünfjahrplanes fortgesetzt.

Die riesigen, wasserreichen und in der Regel trög fliessenden russischen

Ströme sind auf dem grössten Teil ihres Laufes schiffbar und haben seit Urzeiten, die besten, und wichtigsten Transportwege des Moskowitischen Reiches gebildet. Zusammengelegt bilden sie die längste Strecke von Fahr- und Flösswassern der Welt. Im Jahre 1936 betrug allein die Länge der Schiffsstrassen 98'000 Kilomter. Die Bedeutung der Wasserwege im Europäischen Russland ist ausserdem erheblich gestiegen, weil die verschiedenen Fluss Systeme durch Kanäle verbunden worden sind. Diese Bedeutung geht am besten daraus hervor, dass es schon lange möglich gewesen ist, in gewissem Umfange und bei günstigem Wasserstand den Flussschiffsverkehr von der Ostsee sowohl nach dem Nördlichen Eismeer als auch nach dem Kaspischen Meer aufrechtzuerhalten. Natürlich war daher eine der ersten Massnahmen der Sowjetregierung auf dem Gebiete des Verkehrswezens, die Verkehrskapazität der bereits existierenden Wasserstrassen zu steigern und das zusammenhängende Netz der einheimischen Wasserwege durch neue Kanäle zu erweitern.

Der Dnjepr ist der einzige grössere Strom des Europäischen Russlands, dessen Schiffbarkeit durch grössere zusammenhängende Stromschnellen beschränkt gewesen ist. Es galt daher, dieses Hindernis zu überwinden, damit der Strom in erster Linie als Verkehrs Strasse nach Kiew, der Zentrale der russischen Zuckerindustrie, benutzbar würde. Vieles spricht jedoch dafür, dass man letzten Endes danach strebte, durch ein Kanalsystem den Dnjepr mit dem Stromsystem der Wolga zu verbinden, um so eine zusammenhängende Wasserstrasse zwischen den wichtigsten Industrie- und Landwirtschaftsgebieten der Ukraine einerseits und Moskau und Leningrad anderseits zu erhalten. Diese weittragenden Pläne dürften jedoch noch keine feste Gestalt angenommen haben. Das dringlichste Problem wurde durch den grossartigen Dammbau bei Dnjepropetrowsk gelöst, der durch die Hebung des Wasserniveaus die Stromschnellen ausschaltete und die nötigen Schleusen mit Wasser versah. Als weiteres Ergebnis dieser Stromregulierung entstand eines der grössten Kraftwerke der Welt, in dessen Umgebung ein grosses Industriezentrum rasch emporwuchs. Diese Kraftwerk- und Industrieanlagen haben nunmehr eine so grosse Bedeutung für das ökonomische Leben des Landes erhalten, dass man sowohl inner- als auch ausserhalb Russlands vollständig vergessen hat, dass es das Transportproblem gewesen ist, das den ursprünglichen Grund für den gewaltigen Dammbau im Dnjepr lieferte.

Der Eismeer- oder Stalinkanal, der Leningrad mit dem Weissen Meer verbindet, stand als zweiter auf der Tagesordnung. Er wurde vollständig un-

ter der Leitung der GPU ausgeführt, und zwar von dem wegen Sabotage zum Tode verurteilten, aber zu zehn Jahren Zwangsarbeit begnadigten Professor Ramsin und mit deportierten Kulaken und andern Sträflingen als Arbeitskräfte.

Besonders grosse Hoffnungen knüpften sich an den Moskau-Wolga-Kanal, der 5,5 bis 6,0 Meter tief ist und den Flussverkehr nach der Hauptstadt sowohl von den Ostsee- und Eismeerküsten als auch vom Kaspischen Meer aus ermöglicht und in absehbarer Zeit vielleicht auch vom Schwarzen Meer aus ermöglichen wird.

Ein Kanalprojekt, an das die Russen schon längst denken, ist der Wolga-Don-Kanal, der eine direkte Stromfahrt zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer ermöglichen würde. Die Schwierigkeit des Problems besteht vor allem darin, dass das die beiden Ströme trennende Gebiet keine natürlichen Reservoirs für das für die Kanalschleusen nötige Wasser besitzt. Diese Schwierigkeiten glaubt das Sowjetregime durch Errichtung grosser kombinierter Kraftwerk- und Wasserförderungsanlagen im Don und in der Wolga überwinden zu können. Ob dieses Problem seine endgültige Lösung bereits gefunden hat, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Das östliche Ende des Kanals mündet nämlich in die Wolga unweit von Stalingrad, und die ganze Anlage lag in dem Gebiet der heftigen Kämpfe, die sich im Winter 1942/43 um diese Stadt abspielten. Kann der Kanalbau beendet werden, so wird er für das russische Wirtschaftsleben von grösster Bedeutung sein.

Die drei sibirischen Ströme Ob, Jenissei und Lena, die zusammen eine Länge von etwa 15'000 Kilometern besitzen, sind, wie die meisten ihrer Nebenflüsse, im grössten Teil ihres Laufes schiffbar. Dampfschiffe können auf den beiden ersteren bis zur Transsibirischen Eisenbahn fahren. Dadurch wird die Bedeutung dieses Verkehrsweges für die sibirischen Weiten erheblich gesteigert. Die genannten Ströme sind ausserdem durch einen Kanal, der sich allerdings in verfallenem Zustand befinden soll, miteinander verbunden. Wird dieser Kanal wieder instandgesetzt, so erhält man eine zusammenhängende Wasserstrasse vom Osthang des Urals bis zum Baikalsee. Es dürften Pläne vorhanden sein, diesen Wasserweg im Westen mit der Wolga und im Osten mit dem Amur zu verbinden, wodurch ein zusammenhängender Binnenwasserweg von der Ostsee bis zum Stillen Ozean entstehen würde. Das Sowjetregime hat sich jedoch bisher darauf beschränkt, die natürlichen Wasserwege zu regulieren und zu verbessern und ihre Verschiffungshäfen zu erweitern.

Die zentralasiatischen Ströme haben bisher hauptsächlich zur Bewässerung der trockenen, aber kultivierbaren Steppen- und Wüstengebiete in Turkmenistan und Usbekistan gedient.

Der Ausbau der nordsibirischen Exporthäfen wäre nur eine halbe Massnahme geblieben, wenn nicht gleichzeitig auch Versuche unternommen worden wären, eine einigermaßen gefahrlose und regelmässige Schifffahrt längs der Eismeerküste zu sichern. Daher war im ersten Fünfjahrplan die wissenschaftliche Erforschung der 1879/80 von dem Schweden Nordenskiöld zum erstenmal befahrenen «Nordostpassage» vorgesehen. Dieser verlieh dem wissenschaftlichen Unternehmen einen praktisch-ökonomischen Hintergrund durch die Skizzierung eines Planes für diesen «Nördlichen Seeweg», wie er nach der russischen Terminologie genannt wurde. Bereits im Jahre 1932 bezwang eine Expedition, unter der Leitung von Professor Otto Schmidt, an Bord des Eisbrechers «Sibriakows» die Nordostpassage in fünfundsechzig Tagen. Damit war die Reise zum erstenmal ohne Überwinterung geglückt. Ein im folgenden Jahre unternommener Versuch, mit einem eigens dafür gebauten Handelsschiff, die Route in einem Sommer zu bewältigen, misslang jedoch. Nach systematischen Vorbereitungen hat man es so weit gebracht, dass ein von Westen kommendes Fahrzeug in einem Sommer die Mündung des Jenissei mit Sicherheit erreichen, dort laden und zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren, ja unter ganz besonders günstigen Verhältnissen die Reise sogar zweimal machen kann. Ähnlich kann ein von Wladivostok durch die Beringstrasse westwärts steuerndes Fahrzeug die Mündung der Lena erreichen, dort laden und wieder zurückkehren. Dieser Pendelverkehr ist ermöglicht worden durch die Anlage einer Reihe von meteorologischen Stationen längs der Route, durch eine systematische, von Flugzeugen aus durchgeführte Eiskontrolle und durch die Stationierung starker Eisbrecher an der ganzen Küste. Die Handelsschiffe erhalten während der ganzen Reise dank diesen Vorkehrungen durch das Radio genaue Wetter- und Eisberichte. Dies gestattet ihnen, den Kurs durch möglichst offenes Wasser zu nehmen. Überdies können sie bei Bedarf auf die Hilfe von Flugzeugen und Eisbrechern zählen.

Nach gewissen, im letzten Jahre eingegangenen Berichten scheint es, als ob man die Organisation des «Nördlichen Seeweges» soweit durchgeführt habe, dass ein durchgehender Verkehr längs der ganzen Eismeerküste möglich ist. Ob diese Erweiterung der Benützbarkeit der Route auch in Friedenszeiten von grösserer Bedeutung sein wird, kann noch nicht entschieden werden.

Der systematisch organisierte «Nördliche Seeweg» ermöglicht, selbst wenn nur der Pendelverkehr aufrechterhalten werden sollte, eine rationelle Ausbeutung der reichen Naturschätze Nordsibiriens. Anfangs wurden nur Rohstoffe befördert. Seitdem dort Zellulosefabriken und Metallwerke errichtet worden sind, geht man mehr und mehr dazu über, Halbfabrikate zu exportieren.

Der neue Verkehrsweg hat nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine gewisse militärische Bedeutung. Dies zeigt sich unter anderm darin, dass die Materialtransporte der Westmächte nach Russland im Sommer über die Häfen des Weissen Meeres und sogar über die Mündung des Petschuraflusses geleitet werden konnten, statt über das von Bombardierungen heimgesuchte Murmansk. Gewisse Kriegsmateriallieferungen sollen ausserdem von der Westküste Nordamerikas nach nordsibirischen Häfen gegangen sein. In Zukunft ist es kaum ausgeschlossen, dass russische Marinestreitkräfte über den «Nördlichen Seeweg» von der Murmanküste nach dem Fernen Osten und umgekehrt befördert werden können.

Der erste Fünfjahrplan sah unter anderm eine erhebliche Steigerung der einheimischen Autofabrikation vor. Der Bedarf der Städte an Autotransporten war wohl sehr bedeutend, noch grösser aber wurde er als Ergänzung des spärlichen Eisenbahnnetzes in der Provinz. Infolgedessen mussten neue Autostrassen von grosser Ausdehnung gebaut werden, um die geplante Steigerung des Autoparks aufs Zweckmässigste verwerten zu können. In gleichem Masse, wie die Autofabrikation im Laufe der Jahre gestiegen ist, sind daher auch neue Strassen angelegt worden. Wirkliche Autostrassen verbinden heute die grösseren Städte und Industriezentren des Europäischen Russlands miteinander.

Studiert man die Planung des Strassennetzes und die Zeitfolge ihrer Verwirklichung, so erkennt man deutlich, dass auf strategische Gesichtspunkte grosses Gewicht gelegt wurde. Infolgedessen sind die westlichen Grenzgebiete und die zentralen Teile des Landes in Bezug auf Strassenbau auf Kosten der übrigen Landesteile begünstigt worden. Diese Voraussicht hat sich während der Kriegsergebnisse im Sommer 1941 gelohnt, obgleich die Freude in dieser Beziehung von verhältnismässig kurzer Dauer war. Das verbesserte Strassennetz in der Nähe der Hauptstadt ist jedoch während des ganzen Krieges von allergrösstem Nutzen gewesen, besonders in den dramatischen Frühwintermonaten 1941, als Moskaus Schicksal auf dem Spiele stand.

Dass noch »viel zu tun bleibt, bis das russische Strassennetz mit den Strassenverbindungen in Westeuropa einigermaßen verglichen werden kann, geht deutlich genug aus den, Transport Schwierigkeiten hervor, die die deutschen Armeen auf dem russischen Kriegsschauplatz zu überwinden hatten.

Die Durchführung der Industrialisierung hing, wie bereits angedeutet, in gewissen Beziehungen davon ab, wann die erwartete Steigerung des Transportbedarfes gedeckt werden konnte. Selbst wenn die Binnen Wasserwege, vor allem im Sommer, für einen Teil dieses Bedarfes genügen konnten, so war es den führenden Männern der Industrialisierung doch von Anfang an klar, dass die Eisenbahnen grossen Belastungen ausgesetzt werden würden, und dass daher das Bahnnetz erheblich verstärkt und erweitert werden musste, um seine Aufgabe im Dienste der Industrialisierung erfüllen zu können. Die Erweiterung des Eisenbahnnetzes und die Steigerung seiner Transportkapazität war ausserdem, rein strategisch betrachtet, von allergrösstem Gewicht.

Im Jahre 1928 hatten die russischen Eisenbahnen mit knapper Not ihre Transportkapazität vom Jahre 1913 wieder erlangt. Der Unterhalt der Linien und des Rollmaterials liess jedoch noch manches zu wünschen übrig. Der erste Fünfjahrplan sah daher eine erhebliche Verstärkung und einen teilweisen Umbau der schon vorhandenen Eisenbahnlinien, die Anlage neuer Routen und eine bedeutende Erhöhung des Rollmaterials vor. Alle diese Massnahmen konnten jedoch so lange nicht durchgeführt werden, bis die Schwerindustrie imstande war, die nötigen Mengen Schienen, Brückenteile, Lokomotiven, Wagen usw. zu liefern. Inzwischen mussten sich die Bahnen mit den verhältnismässig bescheidenen Materialmengen begnügen, die sie teils durch Import, teils durch die schon vorhandene russische Industrie erhielten.

Die Entwicklung zeigte jedoch, dass die für die Rekonstruktion und den Ausbau des Eisenbahnnetzes bewilligten Mittel im Verhältnis zu dem rasch wachsenden Transportbedarf allzu knapp waren. Diese Fehlplanung führte zu einer Krise im Verkehrswesen, die stetig um sich griff und in den Jahren 1932 und 1933 ihren Höhepunkt erreichte. Erst 1935 waren ihre schlimmsten Folgen behoben. Die Krise verschärfte sich auch dadurch, dass die Herstellung von Eisenbahnmaterial die im Fünfjahrplan festgesetzten Ziffern bei Weitem nicht erreichte. Dazu kam, dass das Bahnpersonal den Aufgaben, die der

wachsende Verkehr an es stellte, nicht gewachsen war. Infolgedessen entstanden Zugs Verspätungen und falsche Weichenstellungen, Eisenbahnunglücke, unnütze Materialverschwendung, und dies führte wiederum zu einer Verminderung des für den Güter- und Personenverkehr zur Verfügung stehenden Materials.

Es ging so weit, dass Mengen von Lebensmitteln verderben, weil die nötigen Güterwagen nicht rechtzeitig zur Verfügung gestellt werden konnten und dass gewisse Fabriken aus Kohlen- oder Rohstoffmangel den Betrieb einstellen mussten. Nicht einmal die Schnellzüge der wichtigsten Strecken fuhren fahrplanmässig. Wollte zum Beispiel ein Reisender aus Leningrad am Bahnhof in Moskau abgeholt werden, so musste er die Nummer des Zuges, für den er eine Fahrkarte erhalten hatte, dorthin berichten. Nur so konnten seine Freunde in Moskau die ungefähre Ankunftszeit des Zuges ermitteln. Der sibirische «Express» war oft mehrere Tage verspätet. All dies führte dazu, dass die Rückständigkeit des Verkehrswesens das stark beschleunigte Tempo der Industrialisierung ernstlich zu hemmen drohte. Dieser Umstand beweist, dass Russlands ökonomische und kulturelle Entwicklung aufs Engste mit der Entwicklung des Verkehrswesens zusammenhängt. Am deutlichsten wird diese Tatsache dadurch bewiesen, dass gegenüber 1913 die totale Ausdehnung des Eisenbahnnetzes im Jahre 1938 um etwa 75 Prozent gestiegen war, und dass die Zahl der beförderten Reisenden sich versiebenfacht und die Menge der transportierten Güter sich mehr als vervierfacht hatte.

Die meisten neu angelegten Bahnen dienen ökonomischen und strategischen Zwecken. Zu ihnen gehören die meisten in den westlichen Teilen des Landes nordsüdlich führenden Linien, die im Allgemeinen die Leningrader und Moskauer Gebiete mit Südrussland verbinden. Das gleiche gilt für die neu entstandenen Linien, die Moskau mit den Industriegebieten im mittleren und südlichen Ural verbinden. Die Turkestanisch-sibirische Eisenbahn, die über Semipalatinsk die westsibirischen Kornkammern mit Taschkent und den turkestanischen Baumwollpflanzungen verbindet, hat überwiegend ökonomische Aufgaben zu erfüllen. Das gleiche kann von der Bahn Magnitogorsk-Karaganda-Kounrad gesagt werden, die hauptsächlich Kohle und Eisen- und Kupfererz befördert. Indirekt hat diese Bahn jedoch eine grosse Bedeutung in kriegsindustrieller Hinsicht.

Die Transsibirische Bahn, die von Moskau nach Wladiwostok über 9'300 Kilometer misst, ist wie die Leningrad-Murmansk-Bahn doppelspurig ausgebaut worden. In diesen beiden Fällen liegt die Bedeutung ebenso sehr in der strategischen wie in der ökonomischen Aufgabe.

Das stark beschleunigte Industrialisierungstempo machte rasche Verbindungen erforderlich zwischen den verschiedenen Industriezentren. Die Eisenbahnen konnten dabei nicht ausreichen, besonders wenn man die ungeheure Ausdehnung des Landes in Betracht zieht. Die Errichtung regelmässiger Flugverbindungen war daher der einzige Ausweg, um den Forderungen zu entsprechen. Dies war umso natürlicher, als das Fliegen dem sorglosen Gemüt und der lebhaften Phantasie des Russen in hohem Grade zusagte. Bereits der erste Fünfjahrplan sah daher einen regelmässigen Flugverkehr von Moskau nach den andern Teilen des Landes, besonders nach den entlegensten, vor.

Anfangs waren die Flugverbindungen bescheiden im Verhältnis zur Grösse des Landes, sie wurden jedoch rasch vermehrt, nachdem die einheimische Flugzeugindustrie in Gang gekommen war. Dazu trugen teils die im Zentralen Aero-hydrodynamischen Institut in Moskau betriebene wissenschaftliche Forschung, teils eine Reihe hervorragender Flugzeugkonstrukteure mit A. N. Tupolew an der Spitze wirksam bei. Heute ist das ganze russische Reich von einem verhältnismässig dichten Netz von Fluglinien bedeckt, das die Hauptstadt mit allen wichtigen Industrie- und Bevölkerungszentren und mit den entlegensten Gegenden Nordsibiriens verbindet. (Siehe Karte über das Flugliniennetz auf Seite 222.)

Die grossen Entfernungen zwangen das Flugwesen, neben dem Personenverkehr auch Gütertransporte zu übernehmen. Dies erforderte wiederum grosse, tragfähige Transportmaschinen. Infolgedessen erhielt der russische Flugverkehr eine bahnbrechende Bedeutung für die grossartige Entwicklung der zivilen und militärischen Transportflugzeuge der letzten zehn Jahre. Eine nähere Darstellung wird an anderer Stelle gegeben. Hier dürfte es genügen, hervorzuheben, dass es die Russen waren, die die Initiative zur Bildung von Fallschirm- und Luftlandetruppen und auch zum Lufttransport von verschiedenem Kriegsmaterial, sogar von ansehnlichem Gewicht, ergriffen.

Alle diese Verbesserungen des russischen Verkehrswesens haben zur Kriegsbereitschaft des Landes, zu seiner Kampf Zähigkeit und seiner ununterbrochen wachsenden militärischen Stärke im jetzigen Kriege wirksam beigetragen. Sicher werden sie infolge ihrer grossen Bedeutung auch auf den Ge-

bieten der Volksversorgung und der Wirtschaftsentwicklung kräftig zu der relativ raschen Erholung mitwirken, die nach Kriegsende, nach manchen Anzeichen zu urteilen, im russischen Wirtschaftsleben auch ohne ausländische Hilfe eintreten wird.

Die militärischen Folgen der Industrialisierung

Man behauptet, die Statistik sei die höchste Potenz der Lüge. Diese Behauptung hielt man lange und scheinbar oft mit Recht für besonders angebracht gegenüber der offiziellen Sowjetstatistik. Man braucht in diesem Zusammenhang bloss zu bemerken, dass die Sowjetstatistik die Produktion von Gebrauchsartikeln und einfacheren Maschinen, die vor der Revolution auf das Konto des Handwerks und der Heimindustrie ging, nicht aufführt. Infolgedessen ist die von der offiziellen Statistik nach Beginn der Industrialisierung erzielte prozentuale Produktionssteigerung in Bezug auf gewisse Industriebranchen allzu hoch angegeben. Dieser statistische Kniff ist jedoch äusserst wirksam in der Propaganda. Ausserdem darf man nicht vergessen, dass Russland einen jährlichen Bevölkerungszuwachs von drei bis vier Millionen Seelen aufweist. Dadurch wird der Konsumbedarf erhöht und somit die prozentuale Wohlstandszunahme verringert. Wenn also die Getreideproduktion, wie aus der Zusammenstellung «Die wirtschaftliche Entwicklung» hervorgeht, um beinahe 40 Prozent gestiegen ist, die Bevölkerung sich aber gleichzeitig um 30 Prozent vermehrt hat, verringert sich die Nettozunahme in entsprechendem Masse.

Wir haben jedoch nicht die Absicht, hier auf statistische Einzelheiten einzugehen. Der Leser wird in dieser Beziehung auf die graphische Darstellung der entsprechenden Angaben auf Seite 113 hingewiesen. Von besonderem Interesse ist dabei die Produktionszunahme in der Stahl-, Maschinen- und Traktorenfabrikation sowie in der chemischen Industrie. Nachstehend sollen nur einige rein militärische und kriegsindustrielle Folgeerscheinungen der Industrialisierung berührt werden.

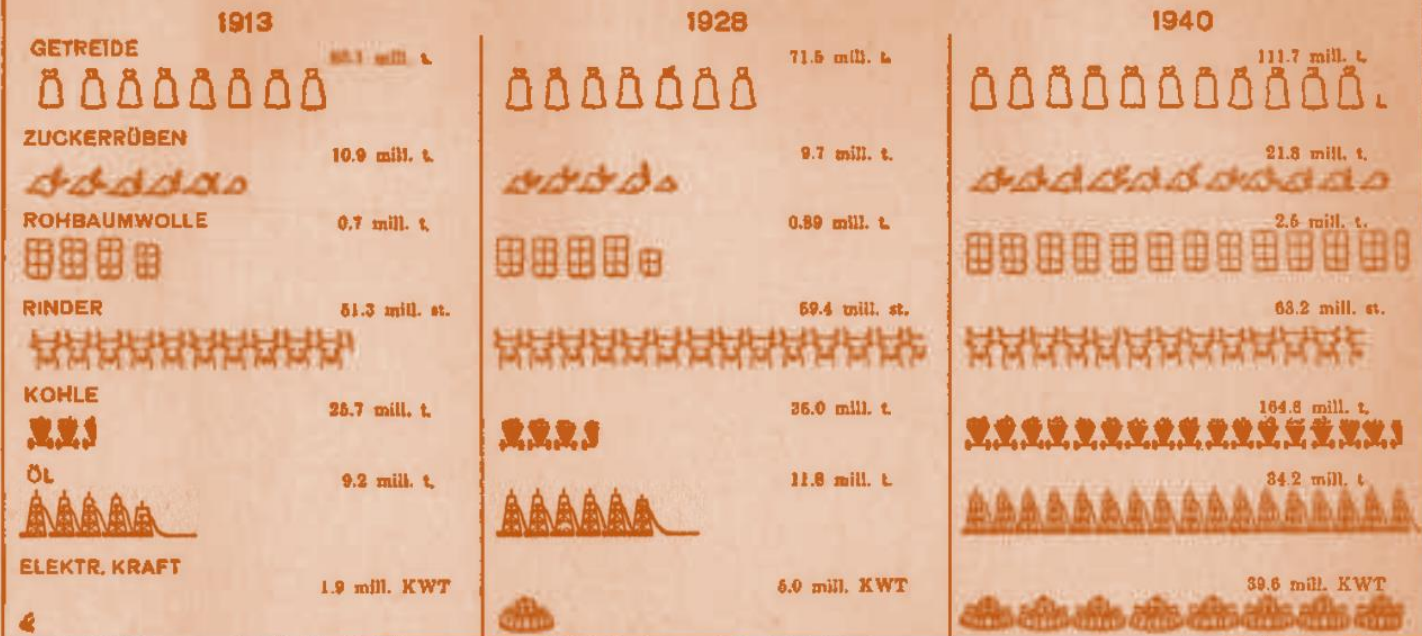
Man wird ohne Weiteres einsehen, dass die Entwicklung der Wirtschaft und Industrie direkt oder indirekt auf die Ausdauer im Kampf und auf die Fähigkeit, die Kriegsanstrengungen zu intensivieren, einwirkt, natürlich unter der Voraus-

setzung, dass die betreffenden Produktionsgebiete ausserhalb des Bereiches der militärischen Aktionen des Feindes liegen. Ebenso selbstverständlich ist es, dass das Kriegspotential eines Landes sinken muss, wenn es dem Feinde gelingt, ansehnliche Teile seiner Landwirtschafts- und Industriegebiete zu besetzen. Stalin wäre nicht der scharfsichtige und weitschauende Mann gewesen, der er ist, wenn er nicht bei dem Entwurf des Industrialisierungsplanes obige Gesichtspunkte soweit als möglich berücksichtigt hätte.

Die fruchtbare Schwarzerde der Ukraine konnte aus der gefährlichen Nachbarschaft der Grenze nicht abtransportiert werden. Die Massnahmen zur Steigerung des Bodenertrages in dieser Gegend waren daher hauptsächlich in Friedenszeiten von Bedeutung. Hingegen konnten die Landwirtschaft in Westsibirien intensiviert und die Steppen Kasakstans bewässert und urbar gemacht werden, und dies ist denn auch geschehen. Die hier investierten Gelder dürften in den Friedensjahren kaum besonders rentabel gewesen sein, aber in den Kriegsjahren 1941 bis 1943, als die ukrainischen und nordkaukasischen Kornkammern Kriegsschauplatz oder in den Händen des Feindes waren, hatten jene entlegenen Wirtschaftsdistrikte unschätzbaren Wert. Man kann ruhig behaupten, dass die grossen Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung Russlands im Kriege, als gut die Hälfte seiner Überschussgebiete vom Feinde besetzt war, zur Hungersnot schlechthin ausgeartet wären, wenn die Produktion der sibirischen und zentralasiatischen Getreidedistrikte nicht durch voraussehende Massnahmen eine Steigerung erfahren hätte. Der militärische Hintergrund dieser Massnahmen ist somit bewiesen.

Die Wassermengen des Dnjepr, das Eisenerz von Kriwoj Rog und die Kohlenfelder des Donezbeckens, welche die gemeinsame Grundlage für die ukrainische Grossindustrie bilden, liegen strategisch ebenfalls ungünstig. Infolgedessen ist der Wert dieser Gebiete für die Kriegsindustrie bedeutend verringert. Die grossen Traktorenfabriken in Charkow, die mit Leichtigkeit auf Kampfwagenproduktion hätten umgestellt werden können, mussten, um ein Beispiel zu nennen, stattdessen nach Osten evakuiert werden. Ebenso dürfte es sich mit vielen der grossen Industrieanlagen bei Dnjepropetrowsk, Saporoschje und in andern Orten am Dnjepr verhalten. Alle diese während der ersten beiden Fünfjahrpläne entstandenen Anlagen waren daher zur Deckung des Friedensbedarfes, der vielleicht gerade in der fruchtbaren Ukraine am grössten ist, bestimmt.

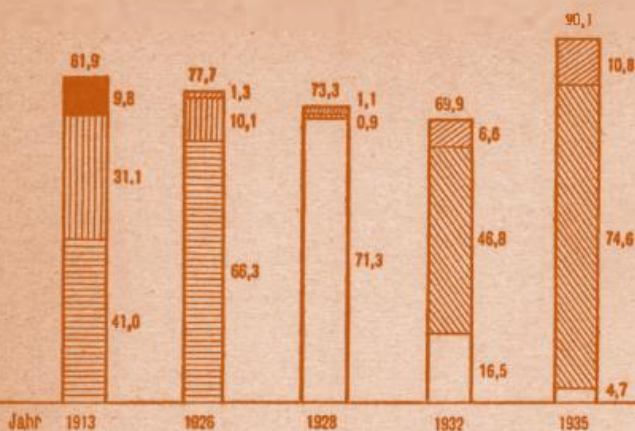
ENTWICKLUNG DES WIRTSCHAFTSLEBENS



ENTWICKLUNG DER INDUSTRIE

Produktion 1913 und 1928 in % (Jahresproduktion 1937 = 100)

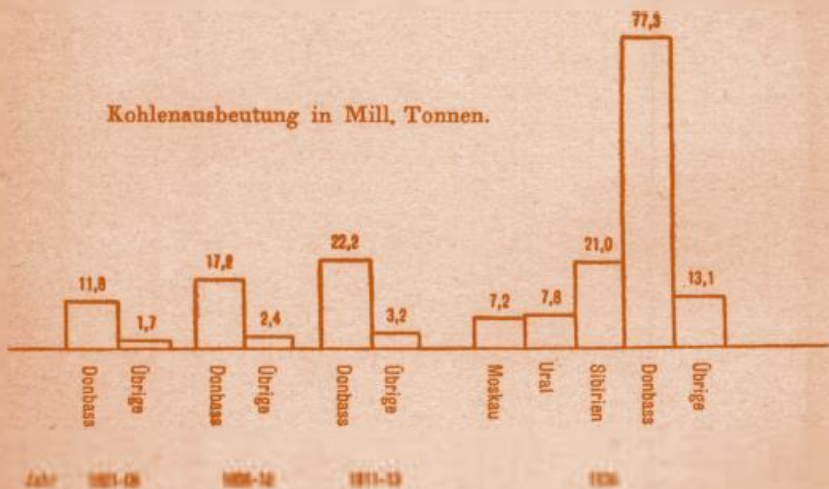


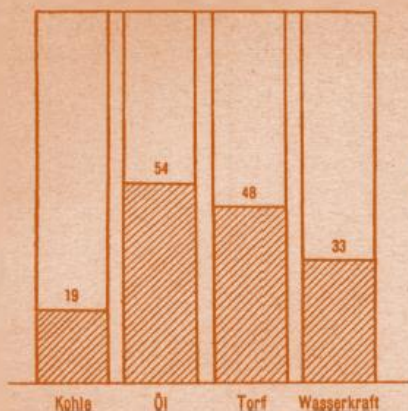


Die Landwirtschaftsproduktion, verteilt auf verschiedene Produzentenkategorien, in Mill. Tonnen.



Kohlenausbeutung in Mill. Tonnen.





Rußlands prozentualer Anteil an den Energiequellen der Welt.



Die Herstellung von Roheisen in Mill. Tonnen.

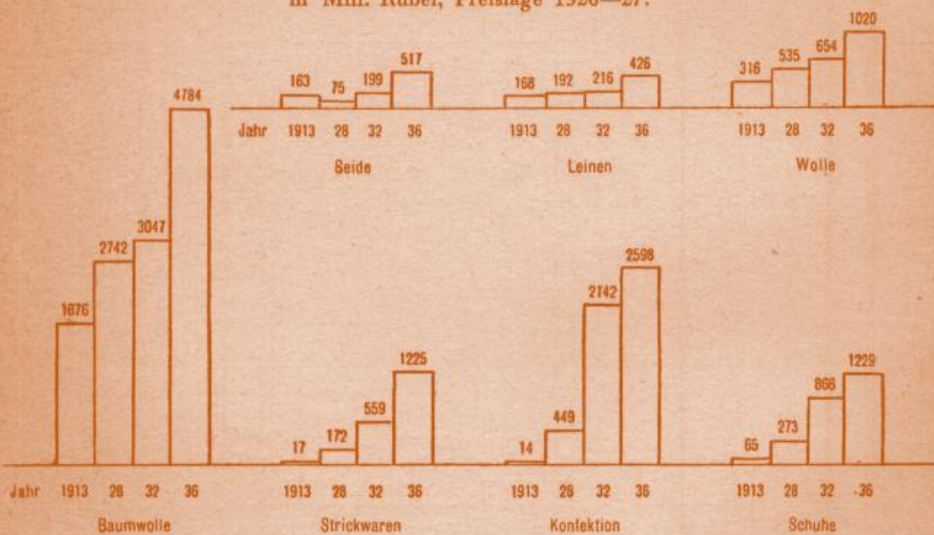


Die Herstellung von Maschinen in Mill. Rubel laut Preislage 1926—27.





Produktionswert der Leichtindustrie
in Mill. Rubel, Preislage 1926—27.



Ähnlich dürften auch die Industrieanlagen in und um Moskau herum keine Kriegsindustrietzwecke verfolgen. Die Rüstungsfabriken dieses Gebietes sind meist älteren Datums, allerdings aber stark erweitert und modernisiert worden. Viele von ihnen, besonders die Flugzeugwerkstätten sind in das Uralgebiet evakuiert worden.

Gelangt man hingegen zu den weiter östlich gelegenen Industrieanlagen, so findet man oft diametral entgegengesetzte Verhältnisse. Dort machen sich die kriegsindustriellen Gesichtspunkte immer mehr geltend, nicht selten auf Kosten der Wirtschaftlichkeit der Anlagen. Bereits an der Wolgalinie stösst man auf neue Anlagen von grosser kriegsindustrieller Bedeutung, wie die umfangreichen Automobilfabriken in Nischni-Nowgorod (dem heutigen Gorki) und die Traktoren- und Maschinenfabriken in Stalingrad.

Die Ereignisse haben jedoch bewiesen, dass nicht einmal diese scheinbar gesicherten Industrieanlagen ungestört Weiterarbeiten konnten. Umso grössere Bedeutung erhielt daher im jetzigen Konflikt das gewaltige Industriegebiet im Ural, das faktisch das Rückgrat der russischen Kriegsindustrie gebildet hat.

Eine Darstellung der Naturreichtümer dieses Gebietes ist in grossen Zügen bereits gegeben worden. Es bleiben nur noch einige Einzelheiten hervorzuheben, welche die Bedeutung des Gebietes als Waffenschmiede Russlands beleuchten.

Gemäss festgelegten Plänen sollten etwa zweihundert verschiedene Industrien im Uraldistrikt angelegt werden. Viele Anzeichen deuten darauf hin, dass diese Zahl überschritten worden ist, und zwar teils dadurch, dass Fabriken aus den westlichen Teilen des Landes nach dem Ural evakuiert worden sind, teils dadurch, dass ganz neue Fabriken entstanden sind. Ausserdem sind im Laufe des Krieges zahlreiche Industrieanlagen erheblich ausgebaut worden. Man weiss zum Beispiel, dass eine komplette Waffenfabrik mit Personal und allem Zubehör von Leningrad nach Magnitogorsk übersiedelt wurde. Die Traktorenfabriken von Charkow dürften nach allem, was bekannt wurde, nach Tscheljabinsk übergeführt worden sein, wo eine ähnliche Fabrik schon früher angelegt worden war. Diese beiden Fabriken dürften vollständig zur Fabrikation von Kampfwagen übergegangen sein und sollen nach gewissen Angaben eine Produktion von monatlich 4'000 Kampfwagen erreicht haben. Wahrscheinlich umfasst jedoch diese Zahl die gesamte russische Kampfwagenproduktion.

Tscheliabinsk ist ausserdem das Zentrum für die Zinkgewinnung im Ural.

Die chemischen Fabriken in Beresniki und Solikamsk erzeugen hauptsächlich Sprengstoffe-verschiedener Art.

In Perm befindet sich eine bedeutende Anlage zur Herstellung von Flugzeugmotoren, und in Nischni-Tagil werden bedeutende Mengen von Eisenbahnmaterial erzeugt. Grossartige Motorenfabriken liegen in Ufa, dessen Öltraffinerien heute ein hochwertiges Flugzeugbenzin liefern dürfen.

Fügt man noch hinzu, dass Elektrobestandteile in Swerdlowsk und Aluminium an verschiedenen Orten erzeugt werden, so weiss man, dass der Uraldistrikt, streng genommen, alles Nötige für die Fabrikation von Kampfswagen, Lastwagen, Flugzeugen und schweren Geschützen und Munition sowie auch Treibstoffe für verschiedenartige Motoren erzeugt. Bei Kriegsausbruch 1941 hatte die Herstellung von Kriegsmaterial ihren Höhepunkt jedoch noch nicht erreicht, obgleich erhebliche Vorbereitungen hierfür getroffen worden waren. Im Gegenteil dürfte es sich so verhalten haben, dass viele Industrieanlagen damals noch nicht vollendet waren oder die geplante Produktionskapazität noch nicht erreicht hatten, während gleichzeitig eine grosse Zahl solcher Anlagen aus den westlichen Gebieten des Landes nach Osten übersiedelt wurde. Auch dürfte die erforderliche Anzahl geschulter Arbeiter noch nicht zur Verfügung gestanden haben, bevor die Regierung das Personal mit Machtspruch zur Übersiedlung nach Osten zwang. Aus all diesen Gründen war es der Kriegsindustrie nicht möglich, den erheblichen Materialverbrauch der ersten Kriegsmonate zu ersetzen. Infolgedessen entstand ein empfindlicher Mangel, der bis Anfang 1942 dauerte, in gewissen Beziehungen noch länger. Von diesem Zeitpunkt an tritt eine Verbesserung der Lage ein, die es ermöglichte, mit dem grossen Verbrauch des Sommers 1942 und den durch den deutschen Vormarsch nach Osten verursachten Betriebsstörungen einigermassen Schritt zu halten. Seitdem ist die Fabrikation stetig gestiegen, wodurch in dieser Hinsicht die Lage der russischen Kriegsmacht sich entsprechend gebessert hat. Allerdings ist die Zufuhr von gewissen Materialien aus den alliierten Staaten bedeutend gewesen, aber die wirkliche Ursache für die stetig wachsende und verbesserte Materialausrüstung der russischen Kriegsmacht muss doch in der eigenen Landesindustrie gesucht werden, die von dem Manne, der mit stählernem Willen das Schicksal des Landes leitet, mit Umsicht geplant und entwickelt wurde.

Die Entbehrungen und Leiden, die dem russischen Volke während der beiden ersten Fünfjahrpläne auferlegt wurden, sind, wie man sieht im Gros-

sen Ganzen nicht vergebens gewesen. Wohl sind Millionen russischer Bürger in der einen oder andern Weise auf dem Altar der Industrialisierung geopfert worden, aber dieses Opfer ist für künftige Geschlechter gebracht worden, welche die Früchte ernten dürfen, die aus «dem Blut, dem Schweiss und den Tränen» der Väter gereift sind.

DIE ROTE ARBEITER- UND BAUERNARMEE

Die zaristische Armee wird enterbt

Die jetzige russische Kriegsmacht, die lange offiziell die Rote Arbeiter- und Bauernarmee oder nach der russischen Abkürzung RKKKA genannt wurde, leitet ihren Ursprung von den Roten Garden her, die schon in den ersten Tagen der Februar-Revolution auf Veranlassung des Petrograder Sowjets gebildet wurden. Vorbilder dieser Roten Garden wiederum waren die Roten Kampfgruppen von drei bis fünf Mann, die auf Lenins Initiative zur Zeit der revolutionären Bewegung von 1905 gebildet wurden.

Die Oktober-Revolution wurde mit Hilfe der damals zwischen 15'000 und 20'000 Mann zählenden Roten Garden Petrograds, mit Teilen der Hauptstadtgarnison und mit der gesamten Ostseeflotte durchgeführt. Diese Verbände waren durch die andauernde und unter Trotzki's Leitung geschickt betriebene Agitation veranlasst worden, sich der bolschewistischen Partei zur Verfügung zu stellen. Die Fronttruppen leisteten anfangs keinen ernsthaften Widerstand gegen das neue Regime. Die Autorität der Offiziere war bereits früher untergraben, teils in der Kerenski-Periode durch den Kampf der Parteien um die Gunst der Armee, teils und vor allem durch den schicksalsschweren «Prikas (Befehl) Nr. 1 betreffend Soldatenratswahlen usw.», der von dem Petrograder Sowjet für die Garnison der Hauptstadt ausgefertigt worden war, sich aber rasch unter allen Truppenverbänden an und hinter der Front verbreitete. Diese Soldatenräte erhielten mit der bolschewistischen Revolution die ganze militärische Macht. Sogar das Hauptquartier des Feldheeres wurde gezwungen, sich der Sowjetleitung zu unterwerfen, und ein «Fähnrich» (Leutnant) namens Krylenko wurde zum Oberbefehlshaber ernannt.

Damit war jedoch die bolschewistische Revolution noch nicht gesichert. Nachdem die Bürgerlichen sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, traten an vielen Orten des Landes – wie früher erwähnt – gegenrevolutionäre Bewegungen auf. Die aufgestellten «Weissen» Truppen erhielten

bald die kräftige Unterstützung der Ententemächte. Dazu kam, dass der Kriegszustand mit Deutschland weiterhin andauerte.

Das Sowjetregime sah sich daher von Beginn seiner Existenz an gezwungen, seine Machtstellung mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Die alte zaristische Armee befand sich in voller Auflösung und konnte weder gegen innere noch gegen äussere Feinde eingesetzt werden. Man beschloss daher, die alte Armee aufzulösen und unter Ausnützung der bei der Gründung der Roten Garden gemachten Erfahrungen eine absolut zuverlässige Rote Armee zu organisieren. Dies stimmte vollkommen mit Lenins Ansicht überein, dass die Bildung einer Armee des Proletariats eine der Hauptaufgaben der Partei sei. Der prinzipielle Beschluss wurde im Dezember 1917 gefasst, und ungefähr einen Monat später wurde ein von Lenin verfasstes und vom Rat der Volkskommissare bestätigtes Dekret über die Aufstellung der Roten Armee erlassen. Nach diesem Dekret sollte die Rote Armee, die zugleich auch eine Stütze für die kommende sozialistische Revolution in Europa bilden würde, aus zuverlässigen und organisierten Arbeitern und Bauern bestehen, die, mindestens achtzehn Jahre alt, von den militärischen Komitees oder von den Partei- und Berufsorganisationen empfohlen worden und bereit waren, den sozialistischen Sowjetstaat mit ihrem Leben zu verteidigen. Die Armee erhielt somit von Anfang an einen bestimmten Klassencharakter und ein revolutionäres Gepräge.

Das Dekret enthielt keine Einzelheiten über die Organisation der Kriegsmacht; sie wurden erst am 23. Februar 1918 festgelegt. An diesem Tage dürfte die Organisationsarbeit begonnen haben, jedenfalls ist dieser Tag seitdem stets als Jahrestag der Roten Armee gefeiert worden. Vielleicht wurde die Wahl des Jahrestages auch dadurch bestimmt, dass es einer aus Roten Garden zusammengesetzten Truppe am 23. Februar gelang, einen von Süden her angesetzten deutschen Vorstoss gegen die Hauptstadt abzuschlagen.

Die Armee der Arbeiter und Bauern

Lenins Absicht war, dass der Anschluss an die Rote Armee völlig freiwillig und deshalb individuell erfolge. Doch sollten auch ganze Truppenverbände, die eine besondere Zuverlässigkeit an den Tag gelegt hatten, kollektiv sich anschliessen können. Auf diese Weise gelang es, binnen dreier Monate etwa 150'000 Mann zu sammeln.

Gleichzeitig jedoch wurde der junge Sowjetstaat aus allen Himmelsrichtungen von Feinden angegriffen, gegen die die Rote Armee ziemlich machtlos war. Deshalb erliess das «Allrussische Zentrale Exekutivkomitee» ein vom 29. Mai 1918 datiertes Dekret, durch das die Arbeiter gewisser Distrikte mobilisiert wurden. Kurz darauf folgte ein neuer Erlass, durch den in jenen Gebieten, wo Aufstände der «Weissgardisten» stattgefunden hatten, fünf Jahresklassen der Arbeiter und Bauern zum Kriegsdienst aufgeboten wurden. Nachdem der Bürgerkrieg in immer neuen Teilen des Landes ausbrach, mussten fortgesetzt neue Truppen mobilisiert werden. So kam es, dass die freiwillige Rekrutierung der Armee durch die obligatorische Wehrpflicht ersetzt wurde, und dieses Prinzip ist seitdem in Russland beibehalten worden. Daraus ergab sich, dass das Gros der Armee aus in der zaristischen Armee ausgebildeten Soldaten bestand und dass diese, wenn auch in neuer Gestalt, wieder auferstanden war.

Während des Bürgerkrieges galt die Wehrpflicht selbstverständlich nur für die klassenbewussten und revolutionär gesinnten Arbeiter und Bauern; dieser Klassencharakter wurde jedoch auch nach Eintritt friedlicher Verhältnisse beibehalten. Nach dem russischen Wehrgesetz von 1925 war die Verteidigung der Sowjetunion allerdings Pflicht eines jeden Bürgers, aber der Waffendienst blieb als besonderes Privileg den «Arbeitenden» vorbehalten. Wer davon ausgeschlossen war, wurde dem «hinteren Landsturm» zugeteilt und konnte in Friedenszeiten zu «gemeinnützigen Arbeiten» einberufen oder aber mit einer Wehrsteuer belegt werden.

Von besonderem Interesse ist, dass das russische Wehrgesetz beide Geschlechter umfasst: Frauen können demnach bereits in Friedenszeiten freiwillig in den aktiven Dienst eintreten und sogar zu Offizieren ausgebildet werden. Im Kriege können sie theoretisch so ziemlich im gleichen Ausmass wie die Männer für Verteidigungszwecke in Anspruch genommen werden. Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne ist somit auch in Bezug auf die Pflichten gegenüber dem Staat konsequent durchgeführt.

Durch die russische Verfassung von 1936, die teils jedem Sowjetbürger unabhängig von Herkunft und Beschäftigung das politische Stimmrecht gewährleistet, teils im Artikel 132 bestimmt, dass «der Militärdienst in der Roten Arbeiter- und Bauernarmee Ehrenpflicht der Bürger der UdSSR» sei, ist der Klassencharakter der Roten Armee formell beseitigt worden. In der Praxis jedoch dürfte die Auslese der Wehrpflichtigen unter Berücksichti-

gung ihrer Herkunft nicht ganz aufgehört haben, bis das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht vom 1. September 1939, das wenigstens formell die besondere Klassenbetonung der Kriegsmacht aufhob, eingeführt wurde. Diese Massnahme bildet ein Glied in der Reihe der Bestrebungen des Sowjetregimes während der letzten Jahre, in seinem Verhältnis zum Volke im Allgemeinen und zur Bauernklasse im Besonderen eine Entspannung zu erzielen. Diese Massnahme entspricht jedoch an und für sich nur der Billigkeit, da die wehrpflichtige Jugend von 1939 unter dem Sowjetregime geboren und aufgewachsen ist und ihm daher restlos ergeben sein dürfte.

Die Auslese der Wehrpflichtigen nach politischen Gesichtspunkten, die das Wehrgesetz von 1925 und seine provisorischen Vorläufer festlegten, wurde im Zusammenhang mit den Aushebungen vorgenommen und machte ein ziemlich kompliziertes Verfahren nötig, bei dem oft anonyme Denunziationen und persönliche Racheakte eine grosse Rolle spielten. Da die Erfüllung der Wehrpflicht zahlreiche soziale Vorteile mit sich brachte, suchten junge Bürger- und Kulakensöhne ihre Herkunft zu verbergen, um sich durch den Militärdienst menschenwürdigere Lebensbedingungen zu sichern. Ein Teil dieser Schwindeleien wurde bei der Einberufung selbst aufgedeckt, ein anderer Teil erst während des Dienstes. Nur wenigen dürfte es gelungen sein, unerkant durch das politische Fegefeuer zu schlüpfen. Alle derartigen «Enthüllungen», die besonders bemerkenswert oder von allgemeinem Interesse waren, wurden in der militärischen und zivilen Tagespresse mitgeteilt, die den Aushebungsbehörden ein Lob für ihre «Wachsamkeit» spendete und Bürger- und Kulakensöhne wegen ihrer hinterlistigen Versuche, den revolutionären Geist der Roten Armee zu vergiften, streng verurteilte. Gegen Ende der zwanziger Jahre und zu Beginn der dreissiger Jahre, als die Landwirtschaftspolitik der Sowjetregierung bei den Bauern starke Unzufriedenheit hervorrief, bedeutete die Auslese ein wirksames Mittel zur Steigerung des Prozentsatzes der Industriearbeiter in der Armee, besonders in den Kaderverbänden. Die Strenge der Auslese richtete sich also nach der jeweiligen innenpolitischen Lage.

Der Umfang des Massenaufgebotes

Die Wehrpflicht dauerte gemäss Wehrgesetz von 1925 vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahre, ist aber später bedeutend verlängert

worden. Nach dem Wehrgesetz von 1939 werden die meisten Bürger mit achtzehn, die Mittelschüler mit siebzehn Jahren ausgehoben, und die Wehrpflicht ist bis zum fünfzigsten Altersjahre verlängert worden. Dazu kommt, dass die Altersgrenze für den Eintritt in den aktiven Militärdienst zuerst von zweiundzwanzig auf zwanzig, später auf neunzehn bzw. achtzehn Jahre herabgesetzt worden ist. Die Zahl der für eine Mobilisierung verfügbaren ganz oder teilweise ausgebildeten Altersklassen ist mithin so ziemlich verdoppelt worden.

Das jährliche Kontingent an Wehrpflichtigen betrug im Anfang der dreissiger Jahre etwa 1'200'000 Mann. Später ist es gestiegen und dürfte sich nun auf etwa 1'600'000 Mann belaufen. Ursprünglich wurde von diesem Kontingent ungefähr ein Drittel wegen politischer Unzuverlässigkeit, körperlicher Untauglichkeit usw. ausgeschaltet, so dass nur etwa 800'000 Mann eine militärische Ausbildung erhielten. Nachdem nunmehr die Ausschaltung aus politischen Gründen weggefallen und die Wehrpflicht allgemein geworden ist, werden jährlich mindestens 1,2 Millionen Mann zum Waffendienst ausgebildet. Gestützt auf diese Zahlen und auf den Umstand, dass die verfügbare russische Kriegsmacht im Jahre 1935 rund 8'000'000 Mann betrug, gelangt man zu dem Schluss, dass Russland beim Kriegsausbruch 1941 über elf bis zwölf Millionen ausgebildete Soldaten verfügen konnte. Es ist nicht bloss möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dass diese Zahl später noch mehr, vielleicht bis auf fünfzehn Millionen gestiegen ist.

Damit ist jedoch nicht gesagt, dass alle diese Millionen Wehrpflichtiger beim Kriegsausbruch gleichwertig und vollständig ausgebildet gewesen wären. Dies dürfte nur für das Gros der fünf bis sechs jüngsten Jahresklassen und für ungefähr 20 Prozent der folgenden zehn Jahresklassen gegolten haben, so dass damals im Ganzen fünf bis sechs Millionen Soldaten in wenigstens zweijähriger Dienstzeit gut ausgebildet gewesen wären. Eine wahrhaft achtungsgebietende Kriegsmacht, falls sie auf eine Front konzentriert wird! Doch dürfte dies, wie wir später nachweisen werden, in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen und im Gegenteil eine beträchtliche Zahl ungenügend ausgebildeter Wehrpflichtiger in die ersten Linien, sowohl gegen Finnland im Jahre 1939 als auch gegen die Achsenmächte im Jahre 1941, eingesetzt worden sein.

Die grundlegende Organisation der Kriegsmacht

Die Ursache, weshalb nicht alle russischen Wehrpflichtigen eine gleichwertige Ausbildung erhalten haben, liegt in folgendem Umstand: Im letzten Jahre des Bürgerkrieges und dem damit zusammenhängenden Krieg gegen Polen im Jahre 1920 belief sich der Bestand der Roten Armee auf 500'000 Mann. Nach glücklich beendeter Kriege galt es, diese Soldatenmassen zu demobilisieren und eine Friedensorganisation für die Rote Armee festzusetzen. Der Bürgerkrieg und der Kriegskommunismus hatten, wie bereits gesagt, die Sowjetunion an den Rand des wirtschaftlichen Ruins gebracht. Der Hauptteil der Staatseinnahmen musste daher für den Wiederaufbau des Wirtschaftslebens verwendet, und nur ganz geringe Teile konnten militärischen Zwecken zugewiesen werden. Der junge Sowjetstaat besass ganz einfach nicht die nötigen Mittel, um dem ganzen jährlichen Wehrkontingent eine vollwertige Ausbildung zuteil werden zu lassen oder es mit der nötigen militärischen Ausrüstung zu versehen. Dies hatte sich übrigens nicht einmal das zaristische Regime leisten können. Ausserdem trugen sich die führenden Männer des Sowjetregimes mit der Absicht, «eine allgemeine Volksbewaffnung», das heisst ein Milizsystem mit verhältnismässig kurzer Dienstzeit nach schweizerischem Muster einzuführen.

Als Resultat dieser Erwägungen einigte sich der Zehnte Allrussische Rätekongress im Jahre 1922 auf den Kompromiss eines zweigliedrigen Verteidigungssystems, das teils aus einer stehenden Armee von aus dem ganzen Reich rekrutierten Kaderverbänden mit langer Ausbildungszeit bestand, teils aus einer Milizarmee sogenannter Territorialverbände mit verhältnismässig kurzer, über mehrere Jahre verteilter Ausbildungszeit, die in dem Gebiete, in dem der jeweilige Verband gebildet wurde, rekrutiert und daher als «territorial» bezeichnet wurde. Dieses Verteidigungssystem war 1924 bis 1925 im Wesentlichen allgemein durchgeführt und wurde dann grundsätzlich unverändert zehn Jahre lang beibehalten.

Im Einzelnen wurde die Wehrmacht folgendermassen organisiert: Von den im Frieden aufgestellten ungefähr neunzig Infanterie- oder Armeedivisionen gehörten 26 Prozent den Kader- und 74 Prozent den Territorialverbänden an. Die Kaderdivisionen wurden hauptsächlich in die westlichen Grenzgebiete verlegt und ihre Angehörigen besonders in politischer Hinsicht mit grosser Vorsicht ausgewählt. Sie erhielten eine ununterbrochene

zweijährige Ausbildung. Sodann mussten sie in den fünf Jahren ihrer Zugehörigkeit zur aktiven Armee zwei Wiederholungskurse leisten.

Die Territorialverbände hingegen bestanden teils aus einem verhältnismässig starken Wehrpflichtkader mit zweijähriger erster Dienstzeit und Wiederholungskursen, wie sie für die Kaderverbände vorgeschrieben waren, teils aus dem sogenannten Wechselbestand, mit einer über fünf Jahre verteilten acht bis elf Monate währenden Dienstzeit, von denen drei Monate auf das erste Jahr, zwei Monate auf das dritte und ein Monat auf die folgenden Jahre fielen.

Die Dienstzeit für Wehrpflichtige der Marine betrug vier Jahre für jene, die eine Spezialausbildung erhielten, und drei Jahre für die übrigen sowie zwei Jahre für Wehrpflichtige der Luftwaffe. Dazu kamen Wiederholungskurse wie bei den Kaderverbänden der Armee.

Nach offiziellen Angaben betrug die Gesamtstärke der Kaderarmee, der Kader der Territorialverbände sowie der Marine und der Luftwaffe, das heisst also der ganzen stehenden Kriegsmacht 562'000 Mann, im Grossen Ganzen auf zwei Jahresklassen verteilt. Da der Wechselbestand der Territorialtruppen jährlich auf etwa 200'000 Mann geschätzt wurde, blieben noch etwa 350'000 Mann des total 800'000 Mann betragenden Jahreskontingentes, die ihre Ausbildung, im Ganzen während zwei Monaten über zwei Jahre verteilt, «ausserhalb der Truppenverbände» erhielten und eine Art Landsturm bildeten.

Ausser der genannten eigentlichen militärischen Ausbildung musste die männliche russische Jugend einen militärischen Vorunterricht durchmachen, der an den zivilen Lehranstalten, bei den Truppenverbänden oder von besonderen freiwilligen Organisationen erteilt wurde. Dieser umfasste ausserdem zwei Monate dauernde Übungen in dem oder in den Jahren, die zwischen der Aushebung zur Wehrpflicht und dem Eintritt in den aktiven Dienst lagen, und überdies im Ganzen drei Monate dauernde Reservetruppenübungen, welche die Wehrpflichtigen vom siebenundzwanzigsten bis zum vierzigsten Altersjahre absolvieren. Vor dem Eintritt in den aktiven Dienst erhielten die Wehrpflichtigen eine grundlegende Einzelausbildung von solchem Umfang, dass später der Hauptteil der Übungszeit bei den Territorialtruppenverbänden den grossen Truppenmanövern gewidmet werden konnte. Fügt man noch hinzu, dass die Wehrpflichtigen zwischen den verschiedenen Dienstzeiten und nach beendetem Aktivdienst mehr oder weniger freiwillig an Schiess- und andern militärischen Übungen, die von halbstaatlichen Wehrvereinigungen veranstal-

tet wurden, teilnahmen, so erhält man eine klare Vorstellung von der Gründlichkeit, mit der die russische männliche Bevölkerung seit 1925 für ihre militärische Aufgabe vorbereitet wurde.

Der Zuwachs der Kriegsmacht

Eine der Ursachen für die Industrialisierung Russlands und vor allem für den raschen Ausbau der Industrie lag, wie früher erwähnt, in der drohenden Gefahr einer neuen militärischen Intervention von Seiten der kapitalistischen Staaten. Aus den gleichen Gründen musste natürlich auch die russische Kriegsmacht möglichst rasch verstärkt werden. In dem Masse, als die vermehrte Leistungsfähigkeit der Industrie direkt oder indirekt, und zwar in der Form einer vermehrten und verbesserten Ausrüstung, der Kriegsmacht zugutekam, ging die Verstärkung der Kriegsmacht im gleichen Tempo mit der Industrialisierung vonstatten. Jedoch bereits nach Ablauf des ersten Fünfjahrplanes hatte die Kriegsindustrie eine so grosse Produktionskapazität erreicht, dass die Kriegsmacht einerseits gewisse Veränderungen in ihrer Organisation vornehmen musste, um sich die zur Verfügung stehende technische Ausrüstung zunutze machen zu können, und andererseits die Möglichkeit erlangt, sich auszudehnen. Die organisatorischen Neuerungen bestanden unter anderm darin, dass gewisse Territorialdivisionen allmählich in die Kaderverbände übergeführt und eine Anzahl von diesen motorisiert oder ganz mechanisiert wurden. Gleichzeitig wurden neue Panzer- und besonders Fliegerverbände in ziemlich rascher Folge aufgestellt. Auch die Marine wurde verstärkt und namentlich durch leichte U-Boote ergänzt. Die wirtschaftlichen Rücksichten, die den Ausbau der Kriegsmacht zuvor gehemmt hatten, wurden somit aufgegeben.

Der Machtantritt des Nationalsozialismus in Deutschland im Jahre 1935 verschlechterte die aussenpolitische Lage der Sowjetunion. r Diese Verschlechterung führte zu einer Beschleunigung und der offiziellen Bekanntgabe der bereits begonnenen Reorganisation und Verstärkung der russischen Kriegsmacht. So wurde schon im Jahre 1934 die offizielle Friedensstärke von 562'000 Mann auf etwa 940'000 Mann erhöht, um noch vor Beginn des Jahres 1936 auf 1'500'000 Mann und vor Ablauf desselben Jahres im Zusammenhang mit der Senkung der Altersgrenze für die Einberufung auf 1'750'000 Mann zu steigen. Gleichzeitig

wurde die Umbildung der Territorialdivisionen in Kaderdivisionen durchgeführt, so dass das Verhältnis sich von 74 Prozent bzw. 26 Prozent auf 23 Prozent bzw. 77 Prozent änderte. Selbst wenn der Personalbestand der Kaderverbände, wie offiziell behauptet wurde, auf volle Kriegsstärke erhöht worden war, dürfte doch diese Reorganisation der Territorialdivisionen nicht die ganze, jetzt durchgeführte Verdreifachung des Friedensbestandes beansprucht haben. Es musste daher eine Vermehrung der Zahl der Verbände stattgefunden haben. Diese war schlechterdings unerlässlich, damit die Senkung der Altersgrenze für den Eintritt in den aktiven Dienst in angemessener Zeit die damit bezweckte Vermehrung der Zahl ausgebildeter Altersklassen herbeiführte.

Nach deutscher Quelle soll die Zahl der Infanteriedivisionen im Frieden bereits im Jahre 1935 auf 101 und die der Kavalleriedivisionen auf 30 angewachsen sein. Gleichzeitig erhöhte sich die Zahl der Panzer-, Artillerie-, Flotten- und Flugzeugverbände verhältnismässig noch stärker. Die Zunahme dauerte jedoch weiter an. Es kann daher als sicher betrachtet werden, dass die russische Kriegsmacht schon zu Friedenszeiten und bei Ausbruch des Weltkrieges 1939 über bedeutend mehr als 100 Infanteriedivisionen verfügte. Sicher ist auch, dass alle diese Divisionen schon vor Beginn desselben Jahres in Kaderverbände reorganisiert worden waren, wenn dies auch nicht bedeuten muss, dass diese Reorganisation sich bereits auf allen Gebieten der Rekrutierung geltend gemacht hatte. Die Ereignisse deuten vielmehr darauf hin, dass die Reorganisation gewisse Schwächemomente zur Folge hatte, deren Ursachen in einem späteren Abschnitt behandelt werden sollen.

Das am 1. September 1939, das heisst am Tage des Ausbruchs des neuen Weltkrieges angenommene Wehrgesetz verlängerte unter anderm die Dienstzeit für die Unteroffiziere der Landarmee und für alle Wehrpflichtigen der Luftwaffe auf drei Jahre, für die Angehörigen der Küstenverteidigung auf vier und für diejenigen der Marine auf fünf Jahre. Ausserdem wurde die Zahl der Wiederholungskurse in der Reserve erheblich erhöht. Infolge des Krieges dürfte das Gesetz in der Praxis nie durchgeführt worden sein. Es wird hier nur erwähnt, um zu zeigen, welche Entwicklungsmöglichkeiten es der russischen Kriegsmacht eröffnete.

Die zaristischen Offiziere und die Revolution

Die Mannschaften der zaristischen Armee wurden lange ausschliesslich unter den Bauern rekrutiert, die in ihrer Rückständigkeit auch nicht im Traume gewagt haben würden, ihre Offiziere zu kritisieren. Die bereits an und für sich grosse soziale Distanz zwischen Soldat und Offizier wurde vom Zarenregime im neunzehnten Jahrhundert durch verschiedene Vorschriften absichtlich noch mehr erweitert. Trotzdem herrschte im Grossen Ganzen ein patriarchalisches, geradezu herzliches Verhältnis zwischen dem Offizier und dem Bauernsoldaten. Dies hing teils mit der russischen Mentalität, teils mit dem Umstand zusammen, dass Offiziere und Mannschaften jahrelang in oft weit entlegenen Garnisonen Dienst tun mussten.

Von 1870 an wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, und dadurch erhielt die Armee Elemente, die entweder eine gewisse Bildung besaßen oder mit den sozialistischen und revolutionären Strömungen in Berührung gekommen waren. Auch eine Kombination dieser beiden Erscheinungen in ein und derselben Person war ziemlich verbreitet. Die Kritik am Offizierskorps wagte sich hervor, und damit zeigte und vertiefte sich die Kluft, die den zaristischen Offizier von seinen Untergebenen trennte. Diese Kluft war indessen nicht so gross, dass sie nicht hätte überbrückt werden können, was denn auch manchenorts geschah, denn gewissen Schichten des Offizierskorps war eine liberale Gesinnung nicht fremd. Im Gegenteil, die freisinnigen Anschauungen in Russland hielten ihren Einzug mit jenen Offizieren, die zur Zeit der napoleonischen Feldzüge Gelegenheit gehabt hatten, den Unterschied zwischen den Lebensverhältnissen der breiten Massen im damaligen Russland und in Westeuropa an Ort und Stelle zu entdecken. Dieselben Offiziere konnten 1812 zum Teil mit unverhohlenem Erstaunen beobachten, wie der russische Bauer aus seiner Passivität aufgerüttelt, als Partisane im Rücken des Feindes wirken und das Vaterland retten kann. Die Behauptung, der Feldzug von 1812 sei die eigentliche Geburtsstunde der russischen Revolution gewesen, ist daher nicht ganz unbegründet. Die auf diese Art zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts im Offizierskorps entstandenen liberalistischen Strömungen blieben bestehen; wenn sie sich auch nicht auffällig geltend machten. Dennoch trugen sie dazu bei, die Gegensätze zwischen den Offizieren und den Mannschaften zu mildern. Von ganz besonderem Interesse ist, dass einzelne der liberalen Offiziere später der Roten Armee über die schlimmsten Kinderkrankheiten

hinweghalf en, indem sie ihr ihre Fachkenntnisse zur Verfügung stellten.

Bei Kriegsausbruch 1914 wurde das aktive Offizierskorps sehr stark durchsetzt mit der grossen Zahl von Reserveoffizieren, die zur Ausfüllung der Kader einberufen wurden. Viele von ihnen waren nicht geeignet, das ihnen übertragene Kommando zu führen, noch die Stellung, zu der ihr Offiziersgrad sie dem Soldaten gegenüber verpflichtete, streng einzuhalten. Statt die Lücke zwischen Offizieren und Mannschaften auszufüllen, vertieften die Reserveoffiziere sie, und zwar in dem Masse, wie die Kriegsdauer sich verlängerte. Die Gegensätze zwischen den Offizieren und den Mannschaften, oft eine Parallelerscheinung zu den Gegensätzen zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern, steigerten sich schliesslich bei den Mannschaften zu einem wahren Klassenhass.

Hierin liegt die Ursache der grossen, beinahe explosiven Wirkung, die der früher erwähnte «Prikas Nr. 1» ausübte, indem er die Errichtung von Soldatenräten mit unumschränkter Machtbefugnis in politischen Angelegenheiten verordnete, und indem er den Gruss und die besondere Anrede, die bisher den Offizieren der verschiedenen Grade zugekommen war, abschaffte. Die kriegsmüden Soldaten, entdeckten plötzlich, dass sie weder rechtlose, der Willkür ihrer Offiziere ausgelieferte Individuen, noch eine willenlose Masse waren, die als Kanonenfutter dienen musste, um die Interessen der privilegierten Stände, besonders der Gutsbesitzer, zu wahren. Die Offiziere ihrerseits sahen sich durch den «Prikas Nr. 1» ihrer Privilegien beraubt und sahen ausserdem ihren eigenen Wohlstand wie den ihrer Familien und ihrer ganzen Gesellschaftsklasse durch die Revolution bedroht. Am härtesten betroffen wurden in dieser Hinsicht gerade jene Reserveoffiziere, die durch die Mobilisierung aus Verhältnismässig unbedeutenden zivilen Stellungen zu Offizieren erhoben worden waren. Infolgedessen verschärften sich die Gegensätze zwischen Offizieren und Mannschaften durch die Revolution noch mehr.

Mit Beginn der bolschewistischen Revolution erhielten die Soldatenräte die ganze Macht, auch in rein militärischer Beziehung. Die Offiziere wurden der wenigen Vorteile beraubt, die sie bis dahin noch hatten behalten dürfen, und damit verschwanden auch alle ihre Titel gleich den Achselklappen, in denen die grosse Masse das Symbol des alten Regimes sah. In Übereinstimmung mit dem von Lenin verfochtenen Prinzip, dass der Militärdienst freiwillig sei, erhielten die Soldaten das Recht, ihre Befehlshaber selbst zu wählen.

Infolgedessen wurden in gewissen Verbänden sämtliche Offiziere entfernt und durch mehr oder weniger unwissende Kommandierende ersetzt. In andern Verbänden wurden die Offiziere allerdings wieder in ihre früheren Stellungen eingesetzt, hingegen kehrten die Mannschaften in ihre Heimat zurück, so dass der Verband aufgelöst werden musste.

Das Offizierskorps wurde somit seiner Stellung und seines Einkommens beraubt. Diejenigen Offiziere, die Gutsbesitzer waren, verloren ausserdem ihr ganzes Eigentum. Viele wurden ums Leben gebracht. Die Offiziere versuchten daher, in die südlichen Landesteile zu gelangen, wo sich die gegenrevolutionären Kräfte sammelten, oder sie hielten sich verborgen, um der Schande zu entgehen und ihrer Familie Existenz zu retten.

Die zaristischen Offiziere und die Rote Armee

Infolge dieser Umstände litt die junge Rote Armee an einem schreienden Mangel an tauglichen Offizieren, vor allem an solchen, die es verstanden hätten, grössere Verbände zu führen und den Reservedienst zu ordnen. Zwar hatte man bereits in der Kerenski-Periode Soldaten und Unteroffiziere aus verschiedenen Verbänden zu Kursen für Instruktoren und Führer der Roten Aufständischen gesammelt. Sie reichten auch aus, um den Kern des Führerkaders zu bilden, das die Rote Armee bei ihrem ersten Hervortreten brauchte. Aber ihre Zahl erwies sich als viel zu gering, sobald es galt, Millionenarmeen aufzustellen. In dieser Verlegenheit blieb dem Sowjetregime nichts anderes übrig, als auf die noch verfügbaren Teile des zaristischen Offizierskorps zurückzugreifen.

Anfangs versuchte man auch hier, den Weg der Freiwilligkeit einzuschlagen. Als das gewünschte Ergebnis jedoch ausblieb, wandte man das Dekret der obligatorischen Wehrpflicht nun auch auf die Offiziere an, die man kurz zuvor als schlimmste Klassenfeinde entfernt hatte.

Natürlich versetzte diese Zwangseinberufung die früheren zaristischen Offiziere in eine äusserst heikle Lage, besonders weil sie mit starkem Misstrauen betrachtet wurden und oft gegen ihre eigene Überzeugung handeln mussten. In der Regel hatten sie eine Rolle zu spielen, die viel Selbstbeherrschung, Takt und guten Willen von ihnen erforderte. Ihre Hingabe zu dem Beruf half ihnen dabei über

die schlimmsten Schwierigkeiten hinweg, obgleich mancher von ihnen dem Sowjetregime keineswegs von ganzem Herzen zu Diensten stand. Sicherlich gab es solche darunter, die nur auf eine Gelegenheit warteten und sie manchmal auch fanden, sich den gegenrevolutionären Truppen anzuschliessen, oder die auf irgendeine Weise die Interessen ihrer Roten Beherrscher sabotierten. Manche dürften jedoch der Roten Armee auch beigetreten sein, um in Erwartung besserer Zeiten, die einst kommen würden, dem neuen Regime mit blindem Gehorsam zu dienen. Zu dieser Kategorie zählten zweifellos die sehr kenntnisreichen Professoren und Lehrer der Militärakademien und Hochschulen, die später direkt oder durch ihre Schüler den Roten Marschällen und Generälen, welche heute Lorbeeren auf dem Schlachtfeld ernten, die Grundlagen zu ihrer militärwissenschaftlichen Bildung geliefert haben. Zu ihnen gehört in gewisser Beziehung auch eine Gruppe freisinniger Generalstabsoffiziere mit Sergej Sergejewitsch Kamenew an der Spitze, die zur Gestaltung und Durchführung der Organisation und Ausbildung der Roten Armee wirksam beigetragen haben. Wahrscheinlich hat dabei einerseits die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen in der zaristischen Armee und vor allem mit dem Kerenski-Regime und andererseits das Bestreben, die vorhandenen Avancierungsmöglichkeiten auszunützen, eine Rolle gespielt, und zwar sowohl bei Kamenew, Schaposchnikow, Kork und Jegorow als auch bei andern, die bei Revolutionsausbruch alle den Oberstoder Oberstleutnantsgrad im Generalstab erreicht hatten, ohne – mit Ausnahme Kamenews – sich dabei auf ihre Herkunft oder auf gute Beziehungen stützen zu können.

Weiterhin gab es eine Kategorie, die in der Revolution eine Gelegenheit sah, die Gipfel der Ehre rasch zu erklimmen. Ein typisches Beispiel hierfür bildet der junge Adlige und Gardeleutnant Tuchatsch ewski, dem es nach wiederholt gescheiterten Versuchen schliesslich gelang, aus der deutschen Gefangenschaft zu fliehen, um rechtzeitig den Revolutionären seine Dienste anzubieten; laut eigener Ansicht war er zum «Roten Napoleon» bestimmt. Sein Grössenwahn wurde jedoch durch den Misserfolg bei Warschau 1920 schwer erschüttert und 1937 von dem Kriegsgerichtshof, der ihn und sieben andere höhere Offiziere, darunter Kork, zum Tode verurteilte, vollständig vernichtet. Kamenew verschwand ungefähr gleichzeitig unter Umständen, die nie ganz aufgeklärt wurden. Jegorow wurde später «liquidiert». Schaposchnikow – gestorben 1945 – war der einzige Überlebende aus dem Kreise der einstigen zaristischen Generalstabsoffiziere.

Endlich schloss sich auch eine Gruppe revolutionär gesinnter Offiziere aus Überzeugung oder Abenteuerlust der Roten Armee an. Zum grössten Teil waren es Reserveoffiziere oder Studenten, die nach einer Blitzschulung Offiziere geworden waren. Wahrscheinlich träumten auch einige von ihnen vom Marschallstab . . .

Die Rote Armee dürfte während des Bürgerkrieges nicht weniger als 50'000 einstige zaristische Offiziere in ihren Reihen gezählt haben, was 40 Prozent des ganzen Offizierskorps ausmachte. Die Zahl der einstigen Unteroffiziere wird auf etwa 200'000 geschätzt. Die alte Armee hat somit, allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz, im Bürgerkrieg kräftig zum Sieg des Sowjetregimes beigetragen. Sie bildete tatsächlich auch noch nachl. Beendigung des Bürgerkrieges und nachdem die Feldarmee demobilisiert worden war, den Kern der Roten Armee.

In Anbetracht dieser Tatsache ist man versucht, zu fragen, ob die Auflösung der zaristischen Armee nicht ein Fehler gewesen sei, der das russische Volk viel Blut und Mühe gekostet habe. Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Die alte Armee «litt an Wurzelfäule», wie sich der damalige Kriegskommissar Woroschilow einst ausdrückte, und der Grund hierfür lag darin, dass die Autorität des Kommandos, das heisst des Offizierskorps, durch die bolschewistische Propaganda und die in Ausführung des schicksalsschweren «Prikas Nr. 1» gewählten Soldatenräte untergraben war. Die Frage ist daher, ob die russische Gesellschaft nach Durchführung der Februar-Revolution rascher und ohne die umfangreiche Zerstörung von grossen, teilweise unersetzlichen Werten zu gesunden vermocht hätte, wenn die Autorität des Offizierskorps unverändert geblieben wäre und dessen aufgeklärtere und fortschrittlichere Elemente die Führung erhalten hätten. Es ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, dass schliesslich ein gutes Resultat erzielt worden wäre, wenn alle diese Elemente, die nun durch die Macht der Umstände gezwungen wurden, einander zu bekämpfen, auf ein gemeinsames Ziel hingearbeitet hätten. Die hohe Anpassungsfähigkeit des Russen und seine grosszügige Natur würden eine solche Entwicklung ermöglicht haben, wenn ein Mann mit Lenins Scharfsinn und Stalins eisernem Willen, aber ohne den verblendeten Hass dieser beiden gegen die Bourgeoisie, das Staatsruder den schwachen Händen Nikolaus' II. entrissen hätte. Nun fiel aber diese heikle Aufgabe dem parlamentierenden und stets zu Kompromissen geneigten Kerenski zu. Leider sah er mehr auf den Schein als auf die Wirklichkeit, warb um die niedrigsten Instinkte der Massen

und schlug damit den besonnenen Elementen, die sonst eine, wenn auch geringe Möglichkeit besessen hätten, das sturmgepeitschte russische Staatschiff in einen einigermaßen sicheren Hafen zu lenken, das Ruder aus den Händen.

Das Rote Offizierskader

Für Lenin war die Mobilisierung der zaristischen Offiziere nur ein bitterer Notbehelf. Er strebte stattdessen danach, aus den Reihen des Proletariats möglichst bald ein neues Offizierskader zu schaffen. Die alten Offiziersschulen waren zum Teil noch vorhanden, die meisten mit ihren einstigen Lehrern. Eine Kampagne zur Werbung von Schülern für diese Schulen wurde unter den Arbeitern und Bauern eingeleitet, und es wurden Blitzkurse zur Förderung der Allgemeinbildung veranstaltet, um die Aspiranten für den Eintritt in diese Schulen vorzubereiten. Auf Grund der Forderungen des Augenblicks waren die Offizierskurse äusserst kurz – sie dauerten bloss etwa drei Monate –, und bereits Ende 1918 erhielt die Rote Armee einen neuen Offizierstyp, der geradenwegs aus den untersten Schichten der Bevölkerung, von der Drehbank, dem Pflug oder aus einem Partisanenverband kam und vielleicht noch vor einem halben Jahr nicht lesen und schreiben konnte. Die militärischen Kenntnisse des neuen Offiziers waren zumeist höchst oberflächlich und mangelhaft, jedoch verstand er es in der Regel, sich bei seinen Untergebenen Autorität zu verschaffen und war ausserdem von revolutionärem Enthusiasmus, von Hingabe an das Sowjetregime und von einer unüberwindlichen Energie, seine Pflicht gegen Partei und Proletariat zu erfüllen, beseelt. Er fühlte sich selbst in vielen Hinsichten den früheren zaristischen Offizieren, die sich unter den obwaltenden Umständen gern im Hintergrund hielten, überlegen; dennoch strebte der junge Befehlshaber danach, es dem alten zaristischen Offizier in Manieren und Auftreten gleichzutun. Die bunt zusammengewürfelte Schar, die das Rote Offizierskorps bildete, verwertete somit nicht bloss die Kenntnisse des zaristischen Offiziers, sondern wurde auch unbewusst und unfreiwillig zu seinem Ebenbild.

Während der drei Jahre des Bürgerkrieges arbeiteten die Kriegsschulen unermüdlich, und neue Scharen von proletarischen Offizieren wurden der Roten Armee zugeführt. Manche der Schüler besaßen schon vor dem Eintritt in die Kriegsschule eine langjährige Kriegserfahrung als Soldaten oder Partisa-

nen, die sie nach beendetem Offizierskurs noch erweiterten. Die Unternehmungslustigeren erklommen rasch verhältnismässig hohe Kommandoposten, die sie, mit oder ohne Beistand und fachmännische Ratschläge früherer zaristischer Offiziere, nicht ohne einen gewissen Erfolg versahen. Natürlich bildeten diese Proletarieroffiziere dann die Hauptmasse des Offizierskadets, das nach beendetem Bürgerkrieg bei der Demobilisierung der Roten Armee im Dienste behalten wurde. Sie waren an ihrem relativ hohen Grad und an ihrem als Auszeichnung für Tapferkeit bestimmten «Orden der Roten Fahne» leicht erkennbar. Das Gros der zaristischen Offiziere, die oft uneigennützig der Roten Armee gedient, es aber nicht verstanden hatten, sich unentbehrlich zu machen, wurde hingegen entlassen. Der Prozentsatz der früheren zaristischen Offiziere im Roten Offizierskorps sank dadurch von 40 Prozent auf 17 Prozent, um später, hauptsächlich durch natürliches Ausscheiden und infolge der Vergrösserung der Kriegsmacht, allmählich auf 11 Prozent im Jahre 1928 und auf 7 Prozent im Jahre 1935 hinunterzugehen. In der grossen Säuberungsaktion von 1937 bis 1938 wurden sie, soviel man erkennen kann, ziemlich restlos ausgemerzt. Das Verschwinden der alten, erfahrenen Offiziere dürfte die schicksalsschwere Wirkung der Säuberung des Offizierskorps keineswegs verringert haben, besonders da die Kriegsmacht gleichzeitig stark erhöht wurde.

Die Auswahl nach sozialen und politischen Gesichtspunkten

Da die Industriearbeiter stets die sicherste Stütze des Sowjetregimes gebildet haben, strebte man danach, das Offizierskorps aus ihren Kreisen zu rekrutieren. Die Bedeutung dieser einseitigen Klassenrekrutierung war bis Mitte der dreissiger Jahre umso grösser, als das Interesse der Bauernbevölkerung für die Revolution und die Sozialisierung in demselben Masse abnahm, wie die Sowjetregierung das uralte Verfügungsrecht der Bauern über den Bodenertrag beschränkte. Es ging sogar so weit, dass – wie bereits erwähnt die Bauern sich wiederholt, besonders während der zwangsweisen Durchführung der Kollektivierung, dem Sowjetregime gegenüber feindlich verhielten. Die Offiziersrekrutierung aus der Klasse der Industriearbeiter war umso wichtiger, als gut die Hälfte der Wehrpflichtigen – aller Auswahl zum Trotz – auch in diesen kritischen Jahren der Provinzbevölkerung entnommen werden musste.

Seitdem die Kollektivierung der Bauernwirtschaft nunmehr ziemlich vollendet ist und die Regierung eine bauernfreundlichere Politik treibt, haben sich diese Verhältnisse von Grund aus geändert. Die kollektivierte Bauernbevölkerung bildet heute eine ebenso sichere Stütze für das Sowjetregime wie die Industriearbeiter. Hierfür hat der Krieg unwiderlegliche Beweise geliefert. Die sozialen Gesichtspunkte, die bei der Offiziersrekrutierung der russischen Kriegsmacht früher die gleiche Rolle wie die politischen spielten, dürften daher heute vollständig den letzteren gewichen sein.

Auf die politische Zusammensetzung des Offizierskorps ist von jeher grosses Gewicht gelegt worden. Die Schüler der Kriegsschulen sind mit Vorliebe in den Reihen der Kommunistischen Jugend Vereinigungen der sogenannten Komsomolen – ausgewählt worden, und man hat danach gestrebt, dass der Offizier – wenigstens vom Grad des Regimentskommandanten an – Mitglied der Kommunistischen Partei sein solle. Dieser Wunsch ist wohl nie in Erfüllung gegangen, hingegen dürften die meisten Generäle seit Mitte der dreissiger Jahre Parteimitglieder gewesen sein. In Anbetracht dessen, dass die Zahl der Parteimitglieder beschränkt ist und nur 1,3 Prozent der ganzen Bevölkerung ausmacht, muss der Anschluss von 75 Prozent der Regiments- und höheren Offiziere an die Partei auch vom Zuverlässigkeitsstandpunkt aus als äusserst befriedigend angesehen werden. Die Loyalität des Offizierskorps dem Regime gegenüber wurde ausserdem von dem politischen Kommando überwacht. Die grosse Säuberung des Offizierskorps im Jahre 1937 ist daher in vielen Beziehungen unerklärlich. Die Entwicklung der Ereignisse im jetzigen Krieg spricht dafür, dass die Loyalität des Offizierskorps dem Lande und dem Regime gegenüber auch ohne die vorgenommene Säuberung; untadelig gewesen wäre.

Die Eintrittsbedingungen für die Kriegsschulen

Die für die Auswahl der Kriegsschulzöglinge massgebenden sozialen und politischen Gesichtspunkte erschweren lange die Aufrechterhaltung der Forderung einer gewissen Allgemeinbildung, die gestellt werden musste, wenn man in den Kriegsschulen einigermaßen einheitliche Ausbildungspläne befolgen wollte und wenn die Schüler aus der Ausbildung überhaupt Nutzen ziehen sollten. Solange der Bürgerkrieg dauerte, sah man oft von diesen Bil-

dungsforderungen völlig ab. Zu jener Zeit musste ein Analphabet, der militärischen Draufgängergeist bewiesen hatte, häufig zu einem Befehlshaber gemacht werden, der wenigstens zur Not einen schriftlichen Befehl oder eine Karte zu lesen vermochte.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges wurden die an die Aspiranten gestellten Forderungen verschärft, und die Schüler mussten vielfach vorbereitende Kurse in Fächern der Allgemeinbildung absolvieren, die sie befähigten, die besondere Prüfung in jenen Lehrfächern zu bestehen, der alle Kriegsschulaspiranten unterzogen wurden. Obgleich die Eintrittsbedingungen nicht sehr schwierig waren, dauerte es bis in die Mitte der dreissiger Jahre, bis sie einigermassen konsequent durchgeführt werden konnten. Dies beruhte in der Hauptsache darauf, dass der zur Zarenzeit vernachlässigte Volksunterricht, dem es an Lehrkräften und an Unterrichtsmaterial fehlte – wegen Papiermangels konnten noch im Jahre 1933 nicht genügend Lehrbücher und Schreibhefte aufgetrieben werden/–, mehr als ein Jahrzehnt für seinen Aufbau benötigte. Aber auch die unter den verschiedenen Bevölkerungsschichten herrschende, durch die forcierte Industrialisierung und die Kollektivierung der Provinz hervorgerufene Spannung spielte dabei eine Rolle. Erst seit der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre haben für den Eintritt in die Kriegsschulen bestimmte und etwas verschärfte Normen zur Anwendung gelangen können. Im Folgenden geben wir eine kurze Darstellung der im Jahre 1939 gültig gewesenen Bestimmungen.

Der Aspirant für die Kriegsschulen der Landstreitkräfte soll mindestens 17, höchstens 22 Jahre alt sein. Für Wehrpflichtige, die eine gewisse militärische Ausbildung hinter sich haben, kann die Maximalaltersgrenze auf 25 bzw. 25 Jahre erhöht werden. Vom Aspiranten werden allgemeine, mindestens acht Klassen Mittelschulbildung umfassende Kenntnisse verlangt, ausser an den Kriegsschulen der Artillerie, für die ein vollständiger Mittelschulkurs von zehn Klassen gefordert wird. Diese Mittelschulvorbildung entspricht ungefähr der Abschlussprüfung der schwedischen Realschule.

Die meisten Kriegsschulkurse dauern drei Jahre. Ein Schüler, der eine bestimmte Normalschulbildung besitzt und die Eintrittsprüfung besteht, hat nach zwei Jahren die Möglichkeit, die Offiziersprüfung zu bestehen, während ein Schüler, der eine Mittelschule nicht vollständig durchlaufen hat, die entsprechenden Kenntnisse in den drei Jahren des Kriegsschulkurses erwerben muss. Nach Absolvierung der Kriegsschule werden die Schüler, unter Berück-

sichtigung ihrer Zeugnisse, in verschiedene Kategorien eingeteilt. Jene, welche die Hauptnote «mit Auszeichnung» bekommen haben, erhalten eine Prämie von 500 Rubel und eine besondere Ehrung. Dies sichert ihnen ein erhebliches Vortrittsrecht bei künftigen Beförderungen wie für den Eintritt in die Militärakademie. Schüler, die die Hauptnote «mit Lob» erhalten, bekommen eine Prämie von 300 Rubel und auch ein Vortrittsrecht bei Beförderungen.

Die Zahl der Kriegsschulen betrug im Jahre 1939 im Ganzen 63. Die Schülerzahl ist nicht genau bekannt und variiert an verschiedenen Schulen. An den grösseren Schulen dürfte sie nach gewissen Angaben wenigstens 500 betragen. Die russische Armee erhält somit jedes Jahr eine bedeutende Anzahl neuer Offiziere. Im Jahre 1938, als besondere Massnahmen ergriffen worden waren, wurden nicht weniger als 10'000 Kadetten vorzeitig zu Offizieren ernannt, um die durch die grosse Säuberung im Offizierskader entstandenen Lücken auszufüllen.

Die höhere militärische Ausbildung

Von Anfang an sorgte die Rote Armeeleitung für die weitere Ausbildung der Offiziere. Für die grosse Masse wurden verschiedene Ergänzungs- und Beförderungskurse eingerichtet, deren Absolvierung in der Regel als Bedingung für die Beförderung zum Kompagniechef oder auf höhere Befehlsstellen gestellt wurde. Diese Kurse festigten und erweiterten nicht bloss die Fachkenntnisse der jungen russischen Offiziere, sie steigerten auch noch den für den Russen im Allgemeinen charakteristischen Wissensdrang. Sie trugen somit kräftig dazu bei, unter den Offizieren das Selbststudium militärischer und allgemeinbildender Fächer zu fördern.

Für die höhere militärische Ausbildung wurde ein System von Militärakademien ausgebaut. Auch in dieser Hinsicht ahmte man die zaristische Armee nach, deren Generalstabs-, Artillerie- und Ingenieursakademien wieder eingerichtet wurden, zum grössten Teil unter Verwendung der gleichen Lehrer und Professoren, die früher an ihnen unterrichtet hatten. Der Anfang wurde mit der Generalstabsakademie gemacht, die nach Moskau verlegt und nach Frunse, dem zweiten Volkskommissar für die Landesverteidigung der Sowjetunion, benannt wurde.

Ausser den obgenannten drei Akademien entstanden bald weitere.

Die Leitung der Roten Armee zeigte dabei einen offenen Blick für die grosse Bedeutung der modernen Technik für die Kriegsmacht, indem Militärakademien für Mechanisierung und Motorisierung, für Militärtechnik, Militärchemie, Militärelektrotechnik usw. eingerichtet wurden. Bezeichnend ist ausserdem, dass bereits im Jahre 1922 eine militärische Fliegerakademie als erste der Welt eröffnet wurde.

Die Anzahl der verschiedenen militärischen Hochschulen dürfte heute 13 mit einer totalen Zahl von 16'000 Offiziersschülern betragen. Die Kurse dauern in der Regel mindestens drei Jahre.

Die Generalstabsakademie bot in den ersten Jahren hinsichtlich ihres Personalbestandes einen recht sonderbaren Anblick. Das Lehrpersonal war, wie bereits erwähnt, aus der Zarenzeit übernommen worden. Streng genommen waren nach der Revolution nur der Chef, das politische Kommando und die politischen Lehrkräfte hinzugekommen. Viele der Professoren waren zur Zarenzeit sowohl in russischen als auch in ausländischen Militärkreisen auf verschiedenen militärwissenschaftlichen Gebieten anerkannte Autoritäten gewesen. Ein Professor der Kriegsgeschichte zum Beispiel hatte in enger Zusammenarbeit mit der schwedischen kriegsgeschichtlichen Forschung gestanden und war gut bewandert in sämtlichen Kriegen Gustav Adolfs und natürlich Spezialforscher auf dem Gebiete der Feldzüge Karls XII. Der Lehrer der Strategie war im Weltkrieg Generalquartiermeister des kaiserlichen russischen Hauptquartiers gewesen. Äusserlich war er ein typischer Bücherwurm, aber seine Vorlesungen waren mustergültig und ausserordentlich lehrreich. Alles deutet darauf hin, dass er in seiner Wissenschaft und Lehrtätigkeit ganz aufging. Es war ihm offenbar ziemlich gleichgültig, welche politische Richtung seine Schüler vertraten, wenn sie nur Russen waren und sich für die taktischen und strategischen Prinzipien einsetzten, die nach seiner Auffassung im russischen Terrain massgebend und den besonderen russischen Verhältnissen angepasst waren.

Wenn somit die rein militärische Lehrerschaft der Akademie verhältnismässig einheitlich war, so war die Schar der Schüler bis zu Beginn der dreissiger Jahre umso mannigfacher. Kaum ein einziger Schüler besass einen niedrigeren Grad als den eines Regimentskommandanten, und die meisten waren wenigstens Brigade- oder Divisionschefs. Das Alter wechselte zwischen dreissig und fünfzig Jahren. Dies hing damit zusammen, dass allé Offiziere, vom Regimentskommandanten aufwärts, die, ohne höhere militärische Ausbildung zu besitzen, ihre Be-

fehlsposten im Bürgerkrieg erhalten hatten, als Schüler an die Akademie abkommandiert waren. Nicht einmal für die höchsten Spitzen der Armee wurden Ausnahmen gemacht, doch sassen sie nicht gerade auf der Schulbank, sondern erhielten Privatunterricht. So verhielt es sich zum Beispiel mit dem damaligen Kavallerieinspektor, dem berühmten Chef der «Ersten Reiterarmee», Budjonny, der seinen Kurs an der Kriegsakademie 1931 oder 1932 beendigte.

Eines war jedoch sämtlichen Schülern gemeinsam, unabhängig davon, ob sie des Lesens unkundige Partisanen waren oder als junge Studenten der Roten Armee sich angeschlossen hatten: das war ihr ^w Wissensdrang, Fleiss und glühendes Interesse für den Unterricht. Das Ergebnis der Ausbildung darf auch als erstaunlich gut bezeichnet werden, wenn man das unterschiedliche, oft niedrige Bildungsniveau und den Altersunterschied der Schüler berücksichtigt.

In den späteren Jahren sind die Schülergruppen natürlich hinsichtlich der Alters- und Dienstjahre wie auch der Vorkenntnisse gleichartiger gewesen.

Im Ganzen genommen muss anerkannt werden, dass die russischen Militärakademien eine bewunderungswürdige Arbeit geleistet haben, besonders wenn man Gelegenheit gehabt hat, die Schwierigkeiten – Mangel an Unterrichtsmaterial, vor allem an Lehrbüchern und Papier, und die zur Verfügung stehenden elenden Wohn- und Lebensverhältnisse –, mit denen Lehrer und Schüler zu kämpfen hatten, aus nächster Nähe zu betrachten. Die von der russischen Armee in den beiden letzten Jahren errungenen Erfolge sind gewiss in nicht geringem Masse das unvergängliche Verdienst der militärischen Hochschulen.

Der heutige russische Offizier

Die militärischen Ereignisse des Bürgerkrieges trugen mehr das Gepräge einer Partisanenfehde, als jenes eines regulären Krieges. Das erste bunte Offizierskorps der Roten Armee vermochte sich daher, trotz seiner Blitzausbildung, ganz gut in seinen Kommandostellen zu behaupten, solange es nur galt, die ebenso losen Haufen der «Weissgardisten» zu bekämpfen. Die Befehlsführung verlor dagegen an Sicherheit im Kriege gegen Polen 1920, als die Rote Armee mit der allerdings in Eile zusammengestellten, aber von nationaler Begeisterung zusammengehaltenen und von westeuropäisch ausgebildeten Chefs angeführten polnischen Armee zusammenstiess. Es erwies sich

nun, dass auch die Rote Armee, die keine alten Traditionen besass oder wenigstens keine solchen anerkennen wollte, mehr als sie erwartet hatte, an Schema und Schablone gebunden war. Diese Bindung, die letzten Endes mit dem übertriebenen Respekt der Halbbildung für das gedruckte Wort und mit der Unfähigkeit, den wirklichen Sinn hinter der Form zu sehen, zusammenhing, war lange bezeichnend für das russische Unteroffizierskorps. Das in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre herausgegebene Exerzier- und Feldreglement der Roten Armee lud förmlich zur Schematisierung der Kampfhandlungen ein. Wahrscheinlich lag hierin eine Anpassung an die ziemlich niedrige, allgemeine und militärische Bildung des Offizierskorps. Erst ein anfangs 1937 ausgefertigtes provisorisches Feldreglement brachte eine Änderung der diesbezüglichen Verhältnisse. In diesem Reglement wird einleitend hervorgehoben, dass «das Reglement keine Schablone aufstellt und seine Anweisungen unter genauer Berücksichtigung der Kampf läge verwertet werden sollen». Manches deutet jedoch darauf hin, dass es sehr viel Zeit brauchte, bis das neue Reglement in der vielköpfigen Menge des russischen Offizierskorps sich eingebürgert hatte. Die Ursachen hierfür waren wahrscheinlich folgende: In der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre wurde die russische Armee erheblich vergrössert. Die grosse Säuberung, der ungefähr die Hälfte des Offizierskorps zum Opfer fiel, fand gerade in den Jahren 1937 und 1938 statt und betraf hauptsächlich die erfahreneren Mitglieder des Korps. Als Ersatz wurden in aller Eile Unteroffiziere zu Offizieren ausgebildet, und im Jahre 1938 erhielten im Ganzen 10'000 «jüngere Leutnants» mit sehr kurzer Ausbildung ihr Offizierspatent. Diese Zeiten der Unruhe und Verschiebungen waren für die Einführung von prinzipiell neuen Reglements Vorschriften wenig geeignet. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn die erwähnte Schematisierung sogar noch im Winterkriege gegen Finnland im Jahre 1939/40 weiterlebte und dabei zu unverhältnismässig grossen Mannschafts- und Materialverlusten führte.

Russlands militärische Leitung suchte zweifellos die Lehren des Winterkrieges möglichst rasch zu verwerten, doch hatte man allem nach diese Lehren noch nicht tief genug beherzigt, als der deutsche Angriff kam, der wahrscheinlich unter anderm die Einberufung einer Menge Reserveoffiziere ohne moderne Ausbildung nötig machte. Die Menschenverluste während der Rückzugskämpfe im Jahre 1941 verminderten sicherlich beträchtlich die Zahl der erfahrenen Offiziere. Ausserdem wurden die tüchtigsten unter den jungen

Offizieren von der Front zurückgezogen, um für höhere Posten ausgebildet und alsdann in neu aufgestellte Verbände eingesetzt zu werden. Infolgedessen konnte man noch in den Winterkämpfen 1941/42 und sogar im Sommer 1942 während der Operationen um Charkow eine gewisse Unfähigkeit der russischen Truppen, die bei manchen Gelegenheiten vorhandenen grossen taktischen Vorteile gut auszunützen, beobachten.

Erst im Herbst 1942 scheinen die neuen taktischen Grundsätze und Kriegserfahrungen Allgemeingut des russischen Offizierskorps geworden zu sein. Dies trug sicher dazu bei, dass die geschickt geplante Operation um Stalingrad zum durchschlagenden Erfolg wurde, und dass die jungen, begabten Generäle, die seit jenem Zeitpunkt mit unverkennbarem Zielbewusstsein die russischen Armeen führen, in rascher Zeitfolge einen bedeutenden Sieg nach dem andern errungen haben. Gänzlich ist in der russischen Armee die Bindung an schematische Formen wohl noch nicht ausgerottet. Darauf deuten die immer noch grossen Mannschaftsverluste sowie der von den Finnen Ende Juli 1944 bei Bornants errungene Sieg hin.

Dass sich diese Gebundenheit so zäh behauptet hat, hängt – ausser mit der vorerwähnten Anhäufung unglücklicher Umstände – wohl mit der strengen Überwachung zusammen, welcher der russische Offiziersaspirant und der junge Offizier besonders in politischer Hinsicht ausgesetzt sind. Bereits in den «Komsomolen», vor dem Eintritt in die Kriegsschule, werden die jungen Männer durch eine strenge und einseitig aufgezugene Propaganda bearbeitet. Diese Bearbeitung wird in der Kriegsschule wie auch während der ersten Offiziersjahre fortgesetzt. Alle werden daher nach derselben Form gemodelt, *gezwungen*, eingepackte Lehren zu wiederholen – was dem gelehrigen Russen nicht schwerfällt –, und an schematisches und vorschriftsgemässes Denken gewöhnt. Dies wird dann leicht auf das rein militärische Gebiet übertragen, besonders weil der Russe zum Reproduzieren neigt. Der Offiziersdienst nimmt den jungen Mann auch in Friedenszeiten vollständig in Anspruch. Wenn er auch, formell gesehen, in der Wahl seines Verkehrs mit Zivilisten volle Freiheit besitzt, wird er darin doch durch seine tägliche Arbeit mit der Truppe und sein für die weitere Offiziersausbildung nötiges Selbststudium behindert. Er wird von seinem allgemeinen Wissensdrang und dem Reiz des Vorwärtkommens im Leben, wohl auch von der Notwendigkeit, sich an den Dienst zu klammern, falls er nicht riskieren will, seine einmal erreichte Stellung zu verlieren, angetrieben, gehören heute die Offiziere

doch zu den hestbezahlten Beamten der Sowjetunion. Die jüngeren Offiziere wohnen und essen in der Kaserne, wo sie in der Regel auch noch nach ihrer Verehelichung bleiben. Die Offiziersfrauen werden oft in die politische und soziale Arbeit innerhalb der Kaserne hineingezogen und teilen bald die Anschauungen ihrer Männer in Bezug auf Arbeit und Leben. Dies alles führt dazu, dass der russische Offizier ein ausgesprochener Berufsmensch wird und als solcher der Unselbständigkeit und der Vorliebe für Schablonen unterliegt.

Die harte Schule und die unerbittlichen Forderungen des Krieges haben jedoch nichtsdestoweniger bei vielen russischen Offizieren Selbständigkeit, Initiative und eine geschmeidige Anpassungsfähigkeit an die Bedingungen der jeweiligen Lage zur Folge gehabt. Das beweisen die ununterbrochenen Erfolge. Ein neuer, im Kriege geschulter Offizierstyp scheint emporzuwachsen. Es ist natürlich schwer, vorauszusagen, wie dieser Typ sich gestalten wird. Alte Erfahrungen sprechen jedoch dafür, dass die Gruppe von jungen, erfolgreichen höheren Offizieren, die den Siegeszug der russischen Armee von der Wolga zur Donau und von Moskau bis in die Vorstädte Warschaus und weiter geführt haben, dem jetzigen und künftigen russischen Offiziersgeist ihren Stempel auf drücken werden. Zwar ist in Russland alles unberechenbar, und sogar altbegründete Anzeichen können irreführen. Die Parteipolitik und die Sorge des Selbstherrschers um die eigene Machtvollkommenheit können für die Zukunft Verhältnisse schaffen, die heute noch nicht vorauszusehen sind.

Der russische Offizier besitzt, unabhängig von allen äusseren Einflüssen, alle Krieger tugenden, aber auch alle menschlichen Schwächen des einfachen Soldaten. Zu den Schwächen ist ausserdem eine gewisse Eitelkeit zu zählen, die sich in der Regel in der Wespentaille, in Reitanzügen mit mächtigen Pluderhosen und in schmalen Stiefelschäften aus dünnstem Leder, alles nach kaukasischem Vorbild, verrät. Auch jene Offiziere, die nicht geradezu stutzerhaft wirken, machen stets einen geschmiegelten, eleganten Eindruck. Dies war bereits Ende der zwanziger Jahre der Fall, als sie eine allerdings einfache und äusserst praktische, aber schmucke Uniform trugen. Seitdem diese Uniform nun gewisse Verzierungen erhalten hat und die breiten gold- und silberbestickten Achselklappen aus der Zarenzeit wieder eingeführt worden sind, dürfte es der russische Offizier in seiner äusseren Erscheinung mit seinem Vorläufer aus der kaiserlichen Armee aufnehmen können. Die Ent-

wicklung hat auch in dieser Beziehung ihren ewigen Kreislauf vollendet.

Weder die zaristische Armee noch ihr Offizierskorps erfreuten sich der Popularität der breiten russischen Massen, denn das Militär und vor allem die Kosaken waren doch allzu oft dazu verwendet worden, Aufstände und andere Unruhen niederzuschlagen. Der Wehrdienst kam manchem schlimmer vor als eine Gefängnisstrafe, und weder die Regierung noch die militärische Leitung unternahmen irgendwelche Versuche, die Kriegsmacht auf dem Propagandaweg zu popularisieren. Für das heutige russische Militär hingegen liegen die Dinge ganz anders. Der Militärdienst hat dem Einzelnen schon lange manche Vorteile geboten, die dem Zivilisten nicht zu Gebote stehen. Die jungen Sowjetbürger haben sich daher – wie schon gesagt – förmlich danach gesehnt, zum Aktivdienst ausgehoben zu werden. Ausserdem haben die Behörden durch geschickte Propaganda, durch die Militarisierung der ganzen Gesellschaft und durch mancherlei Bemühungen, die Zivilisten mit dem Militär zusammenzubringen, die Kriegsmacht zu popularisieren versucht. Diese Bestrebungen sind denn auch von Erfolg gekrönt worden.

Die Popularität der Armee wirkt sich zweifellos vorteilhaft aus auf die Stellung des russischen Offiziers in der Gesellschaft. Diese Stellung wird weiterhin dadurch erhöht, dass der Offizier aus der breiten Masse des Volkes stammt, dass er oft der Stolz seiner armen Eltern und seiner weniger begüterten Geschwister ist, und dass man infolgedessen die Schranken meist nicht gewahrt, die der anhaltende Militärdienst zwischen Offizier und Volk tatsächlich errichtet. Hierzu kommt noch, dass der heutige russische Offizier sowohl in als ausser dem Dienst mit seinen Untergebenen bedeutend enger zusammenlebt als seine zaristischen Vorgänger. Zweifellos interessiert er sich auch mehr für den Dienst und ist darin tüchtiger als jener, und alles das verschafft ihm grössere Möglichkeiten, seine Untergebenen mit sich zu reisen. Alles zusammen verleiht dem routinierten Sowjetoffizier eine grössere Fähigkeit, aus dem russischen Wehrpflichtigen die angeborenen soldatischen Qualitäten herauszuholen, als sie die meisten zaristischen Offiziere besaßen. Das gute Verhältnis des Sowjetoffiziers zu seinen Untergebenen und sein Verständnis für sie hat sicher weit mehr zu den endgültigen russischen Erfolgen beigetragen als die Sonderpropaganda und vor allem als die nach finnischen Frontberichten im Winterkrieg vom Politischen Kommando der Roten Armee hinter der Front ausgesprochenen Drohungen.



Schütze mit Zielfernrohr in Winterausrüstung. Wenn russische Truppen Gelände aufgeben müssen, werden solche Schützen zurückgelassen, die sich in dichten Baumkronen usw. verbergen und vor allem höhere feindliche Offiziere zu töten haben.



Schützen mit Zielfernrohr in Sommerausrüstung und Tarnungsgewand.



Mit Schwimmsäcken und Paddeln zum Überqueren der Flüsse ausgerüstete Erkundungspatrouille.



Kosaken in nationaler Uniform, aber mit moderner Ausrüstung und Bewaffnung.



Maschinengewehrfourgon, sogenannte *Tatjanka*, der dem galoppierenden Kavallerieverband folgt. Das Maschinengewehr kann vom Fourgon aus feuern.



Russische Feldkanone in Winterverhältnissen. Die Pferde sind nach schwedischem Vorbild gespannt.



Russische Sturmartillerie. 15,2-cm-Kanone, montiert auf das Chassis eines 60-Tonnen-Tanks, Typ *Klim Woroschilow*.

Sicher hat es auch dazu beigetragen, die Machtbefugnis der «Politruken» stark einzuschränken und in gewisser Hinsicht sogar ganz zu brechen, desgleichen zu dem Umstand, dass Stalin – wahrscheinlich um den lange gehegten Wünschen des Offizierskorps entgegenzukommen – es gewagt hat, die Offizierstitel und Achselklappen der Zarenzeit wieder einzuführen.

Es liegt in der Natur des russischen Soldaten, dass er trotz allen ihm im Laufe der Jahre eingetrichterten revolutionären Ideen gerne zu seinem Vorgesetzten aufsieht. Kann er dies und fühlt er, dass er gut geführt und betreut wird, dann folgt er seinem Offizier durch dick und dünn. Der russische Wehrpflichtige besitzt ungewöhnliche soldatische Eigenschaften, die in all den Kriegsjahren, nicht am wenigsten während der Winterfeldzüge, deutlich in Erscheinung getreten sind. Er ist von Natur stark und zäh, abgehärtet, frohmütig und genügsam, gelehrig, geschickt und erfindungsreich und besitzt einen Mut und eine Todesverachtung, die an Fatalismus grenzen. Ein deutscher Offizier, der im Jahre 1915 in einen eroberten russischen Schützengraben kam, in dem alle Soldaten auf ihren Posten gefallen waren, während der Offizier fehlte, hat die bezeichnende Äusserung getan: «Bei guter Führung könnte man mit einem solchen Volke die ganze Welt erobern.»

Zweifellos liegt ein guter Teil Wahrheit in dieser Äusserung. Der russische Offizier von heute hat während des ganzen Krieges mit seinen Untergebenen zusammengelebt, gekämpft und den Tod erlitten. In letzter Zeit hat er auch noch die Fähigkeit erworben, seine Truppen auf eine den Bedingungen des modernen Krieges entsprechende Art zu führen. Gemeinsam haben sie ihr Land zurückerobert, und die russischen Armeen dringen unaufhaltsam jenseits der alten Grenzen weiter, um die endgültige Entscheidung herbeizuführen.

Das Politische Kommando

Die Nachricht von der Abdankung des Zaren und der Bildung einer Provisorischen Regierung erreichte rasch die russischen Truppen an der Front; aber genaue und fortlaufende Berichte über die innen- und aussenpolitische Lage fehlten beinahe gänzlich. Infolgedessen wurde die Armee von einer Flut phantastischer und einander oft widersprechender Gerüchte überschwemmt, und bald wussten weder die Offiziere noch die Soldaten, was Wahrheit und was leeres

Gerede war. Dies trug natürlich dazu bei, eine allgemeine Verwirrung zu schaffen, und verschärfte die Gegensätze zwischen den Offizieren und Mannschaften noch mehr.

Um diese Missstände zu beseitigen, wurden an alle Frontabschnitte besondere Kriegskommissare entsandt, welche die Truppen über die politische Lage aufklären und zu einer raschen Lösung aller im politischen Leben der Armee entstehenden Fragen beitragen sollten. Sie hatten daher unter anderen die Aufgabe, zwischen den militärischen Führern und den Soldatenräten das innere Verhältnis zu regeln sowie alle von den Soldaten oder der Ortsbevölkerung vorgebrachten Klagen zu behandeln. Hierzu kam später die Aufgabe, bei der Reorganisation der Armee auf demokratischer Grundlage mitzuwirken und ihre Widerstandskraft gegen konterrevolutionäre und andere Umsturzversuche zu festigen. Hierdurch gerieten die Kriegskommissare in ein gegensätzliches Verhältnis zu den Bolschewiki, die daher auch, kaum waren sie zur Macht gelangt, die Organisation der Kriegskommissare abschafften.

Lenin hatte ursprünglich die Absicht, dass die Soldaten der auf freiwilligem Weg rekrutierten Roten Armee ihre Vorgesetzten selbst wählen sollten. Darin sah er eine Garantie für die politische Zuverlässigkeit der Offiziere. Es zeigte sich jedoch bald, dass man auf diese Art keine genügend grosse und verwendbare Armee erhalten konnte. Man musste, wie schon erwähnt, zu Zwangseinberufungen von Mannschaften und früheren zaristischen Offizieren schreiten. Da letztere in ihrem Verhältnis zum Sowjetregime nicht als ganz zuverlässig angesehen wurden und es wohl auch nicht immer waren, wurde das System der Politischen Kommissare wieder eingeführt, wenn auch zu andern Zwecken als das wenige Monate zuvor abgeschaffte. Die neuen Kommissare, von denen anfangs zwei, später nur noch einer auf jeden Befehlshaber kamen, hatten nun die Aufgabe, die Loyalität des vom Kommando erteilten Befehls zu kontrollieren, der daher erst durch die Unterschrift des Politischen Kommissars Gültigkeit erlangte. Solche Kontrollbeamte gab es nicht bloss in den höheren Stäben, sondern auch in jedem Regiment, jedem Bataillon und jeder Kompagnie. –

Den Kommissaren oblag es ausserdem, den Kampfgeist und den Kampfwillen der Soldaten anzufeuern, unter der Ortsbevölkerung bolschewistische Propaganda zu treiben, das Verhältnis zwischen dieser und den Truppen zu regeln und – was in einem Bürgerkrieg nicht am unwichtigsten war – durch direkte oder unterirdische Propaganda den Gegner auf die eige-

ne Seite herüberzulocken. Die Aufgabe war demnach sowohl vielseitig als auch mühselig und verlangte agitatorische Fähigkeiten vom Kommissar selbst und vom Mitarbeiterstab, den er sich zu schaffen verstand. Letzterer entwickelte sich bald genug zu einem wahren Netz von Spionen, welche die politische Zuverlässigkeit des Verbandes, dem sie zugeteilt waren, kontrollierten und zu Handlangern der neugebildeten politischen Polizei, der Tscheka, wurden.

Das Kommissarsystem leistete dem Sowjetregime sicher manchen Dienst, wurde aber andererseits auch oft, besonders wenn der Kommissar mit den Truppen allzu eifrig sprach und verhandelte, zu einem direkten Hindernis für die militärischen Aktionen und damit für die zielbewusste Ausführung der Operationen. Dieser Umstand und die Zusammenarbeit mit der Tscheka verließen dem System mit der Zeit ein äusserst schlechtes Ansehen, besonders bei den militärischen Chefs, auch wenn diese strenggläubige Bolschewiki waren.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges wurde das Kommissarsystem im grossen ganzen unverändert bis 1925 beibehalten. In diesem Jahre wurde es dahin abgeändert, dass ein Befehlshaber, der Mitglied der Partei war, gleichzeitig als sein eigener Politischer Kommissar galt und somit in seiner Eigenschaft als «Einheitskommandant» sowohl die militärische als auch die politische Machtbefugnis in seiner Person vereinigte. Zur Seite stand ihm jedoch ein politischer «Gehilfe» – ein sogenannter «Pomoschtschnik» –, der die politische Schulungsarbeit in dem Verbands leitete und für dessen politisch-moralischen Geist verantwortlich war. Obgleich dieser politische Offizier in die Befehle oder Massnahmen des Truppenchefs sich formell nicht einmischte und sie auch nicht abändern konnte, war seine wirkliche Macht doch erheblich. Er beherrschte nämlich die politische Organisation des Verbandes vollkommen und stand in engem Kontakt mit den vorgesetzten politischen Instanzen, die ihrerseits wiederum dem allmächtigen allrussischen Parteiapparat nahestanden.

Bezeichnend für diese Machtvollkommenheit ist die Sicherheit, um nicht zu sagen Überlegenheit, mit welcher der politische Gehilfe eines Regimentskommandanten zum Beispiel nicht bloss gegenüber den Bataillons- und den unter ihnen stehenden Chefs, sondern auch gegenüber dem Regimentschef selbst auftrat, besonders wenn dieser ein früherer zaristischer Offizier war. Für den erfahrenen Beobachter ist es daher ziemlich leicht gewesen, bei einem Zusammentreffen mit russischen Offizieren die «Po-

litrabotniki», das heisst die «politischen Arbeiter» vom Truppenkommando zu unterscheiden. Der Einfluss der ersteren war laut Aussage eines Regimentskommissars so gross, dass «jede von der Generallinie der Partei abweichende Äusserung mir binnen weniger Stunden berichtet wird, worauf ich die Mittel habe, den Sünder auf den rechten Weg zurückzuführen».

Die politische Überwachung von oben nach unten durch die ganze militärische Organisation hindurch war ein Teil des Systems. Die Leitung wurde von der PURKKA, das heisst der Politischen Verwaltung der Roten Armee, ausgeübt, die lange unter der Leitung Bubnows, eines erprobten Mitarbeiters von Lenin, stand und dessen Nachfolger Gamarnik wurde, der im Zusammenhang mit dem Prozess gegen die Generäle im Jahre 1937 Selbstmord begangen haben soll. In jedem Militärdistrikt, jedem Armeekorps und jeder Division gab es eine Politische Abteilung unter einem Chef, der oft den gleichen Grad wie der militärische Chef des Verbandes innehatte. Jeder Kommissar beim Regiments- und Bataillonsstab besass seinen «Pomoschtschnik» und andere Gehilfen. Der «Politruk» einer Kompanie hingegen war in der Regel allein und hatte bisweilen darüber hinaus noch eine rein militärische Aufgabe. In jeder Kompanie oder jedem Stab gab es ausserdem eine Parteizelle, die von einem verantwortlichen Sekretär und einem «Organisator» der Komsomolen der Kompanie geleitet wurde. Diese beiden Beamten erledigten die eigentliche Parteiarbeit im Verbands.

Im Felde hatte der «Politruk» – nach dem 1929 geltenden Reglement – die Aufgabe, «durch rechtzeitig ergriffene und gut überlegte Massnahmen die Rotarmisten zusammen zu schweissen und sie unablässig zu politisch bewussten, ausdauernden, unentwegtem und gut disziplinierten Soldaten zu erziehen. Durch persönliches Beispiel soll er Angriffsgeist, Begeisterung und Ehrgeiz wecken». Die entsprechenden Vorschriften des Feldreglements von 1936 sind ungefähr im gleichen Sinn gehalten, fügen aber noch hinzu, dass «die politische Arbeit bei allen Offizieren und Rotarmisten die Liebe zum Vaterland und die Bereitschaft, das Leben zur Erfüllung der heiligen Pflicht der Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes hinzugeben, zu wecken hatte». Interessant sind der nationale Tonfall und die Forderung zur Opferbereitschaft, die sich hier geltend machen.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, dass die russische Militärpresse um das Jahr 1930 die Möglichkeiten behandelte, eine feindliche Armee durch geschickte Propaganda zu zersetzen. Von gewissen Seiten wurde be-

hauptet, «eine solche Wirkung wäre so rasch zu erreichen, dass wirkliche Schlachten überhaupt nicht mehr ausge.tragen werden müssten».

In seiner Tätigkeit benützte das Politische Kommando die verschiedensten Propagandamittel und Agitationsmethoden, wie individuelle Beeinflussung und Massendemonstrationen, Kino, Radio, Konzerte und Theatervorstellungen, oft mit Schauspielern aus den Reihen der Soldaten selbst. Ein unablässig verwendetes Mittel waren die Zeitungen. Das Organ der Politischen Verwaltung der Roten Armee, «Krasnaja Swjesda» – »Der rote Stern«¹¹, ist eine Tageszeitung, die besonders im zweiten Weltkrieg auch im Ausland bekannt geworden ist.

Die Politische Abteilung eines jeden Militärdistrikts gab in der Regel eine Tageszeitung heraus. Auch die Divisionen und Regimenter besaßen eigene Presseorgane, von einfacherem Typus, die unregelmässig und oft nur hektographiert erschienen. Sogar die Kompagnien besaßen ihr eigenes Blatt, die sogenannte «St'jengaseta» oder «Wandzeitung», die aus handgeschriebenen, auf einer Tafel angeschlagenen Notizen bestand. Diese Zeitung befand sich im Zimmer der Kompagnie oder in einer besonderen «Leninecke» und enthielt nicht selten eine recht scharfe Kritik an Offizieren wie an Mannschaften. Sie wurde von den Angehörigen der Kompagnie mit grossem Interesse gelesen.

Es stand jedem frei, in der Zeitung des Verbandes zu schreiben, jedoch durfte nicht alles behandelt werden, auf jeden Fall keinerlei politische Irrlehren. In den meisten Fällen waren jedoch die «ingesandten» Artikel von parteitreuen und besonders ausgewählten sogenannten Armeekorrespondenten verfasst, die in jeder Abteilung der Kriegsmacht die «Augen und Ohren der Partei» bildeten.

Einen Beweis für die Bedeutung, die in der Roten Armee der politischen Arbeit beigemessen wird, liefert die Tatsache, dass sie Gegenstand einer besonderen Ausbildung ist, die lange Zeit hindurch einen Drittel der totalen Ausbildungszeit beanspruchte. Ausländische Militärrattachés, die russische Truppenverbände besuchten, mussten daher auch immer einem solchen Übermass an politischen Lektionen beiwohnen, sodass ihnen verhältnismässig wenig Zeit übrig blieb, die rein militärischen Übungen zu verfolgen.

Während des Bürgerkrieges und der darauffolgenden Zeit waren die Politischen Kommissare zivile Parteimitglieder, in der Regel Industriearbeiter oder Berufssagitatoren. Stalin und Woroschilow begannen, wie erwähnt, ihre militä-

rische Laufbahn als Kommissare bei höheren Militärverbänden. Nachdem die militärische Organisation und die Offiziersausbildung gefestigt worden waren, wurde es zur Regel, dass auch das politische Personal eine gründliche, dem Posten, den der Betreffende bekleiden sollte, angepasste militärische und Kommandoausbildung erhielt. Die Politischen Offiziere absolvierten daher die Kriegsschule der jeweiligen Waffengattung und mussten, falls sie nach Beförderung strebten, die «Militärpolitische Akademie Lenins» in Moskau absolvieren.

In dem Masse, wie die Zahl der Parteimitglieder unter den militärischen Chefs wuchs, trat ein allmählicher Übergang zum Einheitskommando ein. Nachdem sich dann die Nachwehen der gewaltsamen Kollektivierung der Provinz gelegt hatten und die ersten Früchte der Industrialisierung geerntet werden konnten, war die Zeit reif für eine vollständige Abschaffung der politischen Kontrolle. Dies schien bereits Ende 1935 der Fall zu sein, als die alten Offizierstitel – mit Ausnahme des Generalsgrades, dessen Titel mit den entsprechenden Funktionen verknüpft blieb – für das Truppenkommando, nicht aber für die Politischen Offiziere, die spezielle Dienstgradbezeichnungen erhielten, wieder eingeführt wurden. Die grosse Säuberungsaktion begann indes im Jahre 1936, und im Frühling 1937 folgte der aufsehenerregende Prozess gegen eine Anzahl höherer Offiziere. Marschall Tuchatschewski, einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Einführung des Einheitskommandos in der ganzen Kriegsmacht, wurde hingerichtet und eine umfassende Säuberung des Offizierskorps vorgenommen. Dies gab das Signal zu einer vollständigen Rückkehr zu der alten Doppelführung im Kommando und sogar zu dem während des Bürgerkrieges praktizierten System eines aus drei Personen bestehenden Kriegsrates, von denen eine immer ein von der Parteiorganisation gewählter Zivilist sein musste. Durch Regierungsbeschluss vom 10. Mai 1937 wurden derartige Kriegsräte in jedem Militärdistrikt, in jeder Marinestation und in andern höheren Verbänden errichtet; ebenso wurden in sämtlichen Truppenverbänden, Kriegsindustrien, militärischen Verwaltungen besondere Kommissarämter geschaffen. Allerdings war der betreffende Truppenchef Vorsitzender im Kriegsrat oder in dem betreffenden Amt, aber seine Befehle mussten, um gültig zu sein, von mindestens einem der andern Mitglieder des Kriegsrates gewöhnlich dem Kommissar – gegengezeichnet werden. Die Machtbefugnis des Kommissars wurde im Jahre 1937 erheblich erweitert, und zwar durch das

«Reglement für den Inneren Dienst in der Roten Armee», das vorschreibt: «Der Militärische Kommissar des Regiments übt, ähnlich wie der Regimentskommandant, den direkten Befehl über alle Angehörigen des Truppenverbandes aus. Er ist verantwortlich für den politisch-moralischen Zustand des Verbandes, für die Erfüllung der militärischen Pflichten und für die Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin aller Angehörigen, vom untersten bis zum obersten Mann, für die Kampf- und Mobilisierungsbereitschaft des Regiments und für den Zustand der Bewaffnung und des Versorgungsdienstes.» Er hatte somit die Verantwortung für den ganzen Dienst im Regiment und konnte daher so ziemlich in jeden Zweig der Amtsausübung des wirklichen Regimentschefs eingreifen.

Nach Beendigung der Säuberungsaktion wurden die besonderen Kriegsräte abgeschafft, aber die Machtbefugnis der Politischen Kommissare blieb allem nach noch im russisch-finnischen Winterkrieg 1939/40 und ebenso im ersten Jahre des deutsch-russischen Krieges unverändert. In diesem Jahre bitteren Kampfes, schwerer Entbehungen und vieler harter Niederlagen wurde die Loyalität der Roten Armee und ihres Offizierskorps gründlich auf die Probe gestellt und als vollkommen befunden. Dazu kam, dass beinahe alle überlebenden Generäle und Marschälle vom Revolutionstypus der Woroschilow, Budjonny und Timoschenko verbraucht und von ihren einflussreichen Posten entfernt worden waren. Schaposchnikow, der sich dem Regime gegenüber immer loyal verhalten und sich ausserdem in seiner Eigenschaft als Generalstabschef als erfolgreich und unentbehrlich erwiesen hatte, blieb als einziger aus der alten Garde des Bürgerkrieges übrig. Junge Generäle, die keinerlei Verbindung mit dem vorrevolutionären, bürgerlichen Russland und keinen Grund gehabt hatten, sich in den Kampf um die Macht innerhalb der Partei zu mischen, führten an allen Fronten den Befehl. Sie alle waren Schüler der Sowjetrussischen Generalstabsakademie Frunse in Moskau gewesen, und alle haben im gegenwärtigen Krieg Erfahrungen gesammelt und die Probe bestanden.

Das System der Politischen Kommissare hatte sich in allen Lagen, die rasche Entschlüsse erheischten, als ungeeignet erwiesen. Der achtunddreissigjährige General Konstantin Rokossowski, der den Oberbefehl an der Front von Stalingrad erhalten hatte, soll die Entfernung der Kommissare und der Parteipolitik aus der Armee sowie volle und einheitliche Befehlsgewalt für die militärischen Chefs verlangt haben. Stalin gab seine Genehmigung dazu und fasste damit einen Entschluss, von dem bereits 1935 die

Rede gewesen, der aber wieder in den Hintergrund geschoben worden war.

Dieser Beschluss wurde im Oktober 1942 in einem Prikas verkündet und mit den grossartigen Beweisen der Loyalität gegen Vaterland und Regime begründet, die der ganze Bestand der Kriegsmacht, Offiziere wie Soldaten, während der harten Prüfungen, die der «vaterländische Krieg» ihnen auf erlegt, bewiesen hatten. Gleichzeitig wurde befohlen, jene Angehörigen des bisherigen Politischen Kommandos, die eine gewisse Offiziersausbildung genossen hatten und die nötigen Qualifikationen besaßen, unmittelbar mit Truppenkommandos zu betrauen. Andere Politische Offiziere sollten zu militärischen Vervollkommungskursen befohlen werden, um nach absolvierter Prüfung ebenfalls in Truppenkommandos Verwendung zu finden. Die russische Armee erhielt somit durch die Reform ausserdem einen unter den herrschenden Verhältnissen äusserst willkommenen Zuschuss an vielseitig routinierten Offizieren. Dieser Zuschuss war sogar von solcher Bedeutung, dass mancher ausländische Beobachter in der ersten Überraschung glaubte, die Abschaffung der Kommissare sei auf den herrschenden Offiziersmangel zurückzuführen.

Es wurden jedoch nicht alle Politischen Offiziere entfernt. Hingegen sind die Befugnisse der übriggebliebenen beschränkt worden, und sie gehen nun ihren Chefs für die Mannschaftsbetreuung, Feldbibliotheken, Zeitungen, Zerstreuungen usw. an die Hand. Wahrscheinlich haben sie eine grosse Aufgabe zu erfüllen, wenn es gilt, den Kontakt mit der Bevölkerung in den allmählich von der feindlichen Besetzung befreiten Gebieten wieder herzustellen. Vielleicht können sie sich jetzt bei der Zersetzung der gegnerischen Armeen durch «Agitation» betätigen.

Leitung und Organisation der Kriegsmacht

Der Allrussische Kongress und, nach seiner Abschaffung, der Oberste Sowjet der UdSSR oder, wenn dieser nicht versammelt ist, sein Präsidium, ist die höchste Behörde für die militärischen Angelegenheiten der allgemeinen Organisation der Streitkräfte des Landes, des Militärbudgets und der Entscheidung über Mobilmachung und Kriegszustand.

Die Vollzugsbehörde für die ganze Kriegsmacht war lange das Volkskommissariat für Militär- und Marineangelegenheiten, später umbenannt in «Volks-

kommissariat der Landesverteidigung» und seit 1937 aufgeteilt in ein Volkskommissariat der Landesverteidigung und Volkskommissariat der Marine. Es umfasst sowohl die Armee als auch die Luftwaffe.

Der Volkskommissar für Militär- und Marineangelegenheiten war gleichzeitig Vorsitzender in dem sogenannten «Revolutionären Kriegsrat», einem besonderen Kollegium des Kommissariats, durch dessen Vermittlung die Befehle des Landesverteidigungskommissars an die Streitkräfte ausgefertigt wurden, und das somit sämtliche Anordnungen des Kommissars kontrollierte. Der Revolutionäre Kriegsrat bestand ausser aus dem Landesverteidigungskommissar und seinem Stellvertreter aus dem Oberbefehlshaber der gesamten Kriegsmacht der Union und aus vom Rat der Volkskommissare ernannten Mitgliedern. Dem Revolutionären Kriegsrat unterstanden der Oberbefehlshaber, seine Mitarbeiter aus der Marine, der Generalstab der Roten Armee, die Ausrüstungsabteilung, die Politische Verwaltung, die Leitung der Luftwaffe, die Militärdistriktschefs, die Truppeninspektoren usw., mit andern Worten die ganze militärische Zentraleitung und -Verwaltung.

Ende 1934 wurde eine Umgestaltung vorgenommen, die unter anderm dazu führte, dass das höchste militärische Organ in «Volkskommissariat für die Landesverteidigung» umbenannt wurde und dass der Revolutionäre Kriegsrat verschwand. Das Volkskommissariat für die Landesverteidigung hat seitdem die direkte Leitung der ihm unterstehenden Teile der Kriegsmacht übernommen. Ein Oberster Kriegsrat, bestehend aus elf Mitgliedern mit Beschlussrecht in wichtigeren Organisationsfragen, ist an Stelle des Revolutionären Kriegsrates eingesetzt worden. Stalin ist augenblicklich Vorsitzender des Obersten Kriegsrates.

Gleichzeitig mit dieser Reorganisation erhielt die Politische Verwaltung der Roten Armee eine etwas veränderte Stellung. Allerdings ist sie immer noch dem Volkskommissar für die Landesverteidigung unterstellt, fungiert aber gleichzeitig als Militärische Abteilung der Allrussischen Kommunistischen Partei. Diese Doppelstellung ist augenblicklich, da Stalin selbst Verteidigungskommissar ist, ziemlich bedeutungslos, kann aber natürlich äusserst einflussreich werden, wenn sich die Machtkonstellation einmal ändert.

Lew Dawidowitsch Trotzki (Bronstein) war der erste Landesverteidigungskommissar der Sowjetunion und Vorsitzender des Revolutionären Kriegsrates. Ihm wird der Ruhm für die Organisation der Roten Armee zugeschrieben und hin-

sichtlich der politischen und agitatorischen Seite der Sache mit Recht. Der Mann jedoch, der die sachkundige Organisationsarbeit geleistet hat, ist der frühere Generalstabsobers und spätere sowjetrussische Oberbefehlshaber Sergej Sergejewitsch Kamenew. Nachdem Trotzki von Stalin hinausmanövriert worden war, wurde er durch Michael Frunse und, nach dessen Hinschied im Jahre 1925, von Klimenti Jefremowitsch Woroschilow ersetzt, der dieses Amt bis 1940 innehatte, worauf Timoschenko es für kurze Zeit übernahm.

Der Stab der Roten Armee, heute Generalstab genannt, das Truppeninspektorat und die Verwaltungsorgane sind im Grossen Ganzen gleichermassen organisiert wie die entsprechenden Organe der Armeen der übrigen Grossmächte.

Im Jahre 1939 war Sowjetrussland in militärischer Hinsicht in vierzehn Militärdistrikte, zwei Militärkommissariate (das nordrussische und das kasachstanische) und in zwei selbständige Armeen im Femen Osten eingeteilt. Dem Chef eines Militärdistrikts unterstehen alle in dem betreffenden Gebiet stationierten Truppen, militärischen Schulen und Behörden. Die Zahl der Armee- und Kavalleriekorps sowie der selbständigen Infanterie- und Kavalleriedivisionen usw. innerhalb des Militärdistrikts wechselt je nach der militärpolitischen Lage des Distrikts. In Friedenszeiten befand sich die grösste Konzentration von Verbänden lange an der westlichen Grenze, das heisst in der Gegend von Leningrad, in Weissrussland und in der Ukraine.

Die Organisation und Ausrüstung der russischen Armeekorps, der Infanteriedivisionen, der Artillerie- und der Kampfwagenverbände entspricht im Grossen und Ganzen den Verhältnissen in den Armeen der westeuropäischen Grossmächte. Bezeichnend für die russische Armee ist jedoch der verhältnismässig starke Anteil der Kavallerie-, Artillerie- und Kampfwagenverbände.

Die grossen Ebenen und die offenen Steppen sind von jeher das gelobte Land der Kavallerie gewesen. Budjonny von beinahe legendenhafter Heldenglorie umgebene Reiterarmee wurde daher vielfach nachgebildet, als die Rote Armee eine feste Friedensorganisation bekam. Gewisse Verbände sind sogar in Kosakenregimenter umgetauft worden, obgleich die kaiserlichen Kosaken von den vorrevolutionären Proletariern grimmig gehasst gewesen waren. Die gleiche Vorurteilslosigkeit hat das Sowjetregime bewiesen, als es während des Krieges gegen Deutschland für die im Kampfe besonders ausgezeichneten

Verbände die Benennung «Gardedivision» usw. wieder einführt. Die Kavalerieverbände haben sich in den letzten Kriegsjahren zweifellos als äusserst wertvoll erwiesen, besonders in Perioden, wo das Gelände die Verwendung von Panzern und motorisierten Truppen unmöglich machte, sowie auch bei Verfolgungskämpfen.

Die Russen sind stets hervorragende Artilleristen gewesen, und die sowjetrussische Armee ist in dieser Beziehung nicht aus der alten Art geschlagen. Im Gegenteil, schon vom ersten Beginn an ist sie reichlich mit Artillerie ausgerüstet gewesen und hat ihre Waffe auch vollauf zu verwenden gewusst. Ohne Übertreibung darf behauptet werden, dass die Rote Armee in diesen beiden Hinsichten in den ersten Reihen, ja, zuweilen sogar an der Spitze der Armeen der Grossmächte gestanden hat. Eine leichte, aus zwei Batterien bestehende Artilleriedivision hat z.B. seit Mitte der zwanziger Jahre einen Teil der Ausrüstung des russischen Infanterieregiments gebildet, wobei die speziellen Pakgeschütze noch nicht eingerechnet sind.

Die russische Artillerie war es, die die finnischen Verteidigungsstellungen auf der Karelischen Landenge sowohl 1940 als auch 1944 zertrümmerte. Bei Stalingrad und während der Wiedereroberung des Landes hat der russische Artillerist immer neue Lorbeeren geerntet und seine Erfahrungen erweitert. Die Raketenkanone, in der Zukunft vielleicht das wichtigste Artilleriegeschütz, wurde zuallererst von der russischen Armee und der russischen Luftwaffe hergestellt und verwendet. Diese «Stalinorgeln», wie die Finnen, oder «Katuscha», wie die Russen selbst sie nennen, waren ursprünglich von dem Artillerieingenieur Andrej Kostikow konstruiert worden, der dafür zum «Helden der sozialistischen Arbeit» ernannt wurde.

Bis Ende 1928 verfügte die Rote Armee nur über eine geringe Zahl von Kampfwagen, und zwar eines deutschen Modells von 1918. Einige Exemplare dieser plumpen Ungeheuer schleppten sich bei der grossen Militärparade vom 7. November 1928 mühsam und unter ohrenbetäubendem Motorengknatter über den Roten Platz in Moskau. Einige von ihnen vermochten nicht einmal diese verhältnismässig geringe Leistung zu vollbringen; sie machten «Halt und Front» vor Lenins Mausoleum und mussten durch ein paar brave Ziviltraktoren, die als «Rettungsautos» bereit st and en, weggeschafft werden. Schon im folgenden Jahre wurde auf demselben Paradeplatz als erstes Ergebnis der aufstrebenden russischen Maschinenindustrie eine Anzahl mit Lizenz gebauter leich-

ter Kampfwagen vom französischen «Renault»-Typ vorgeführt. Gleichzeitig erschienen neue Panzerautos, ein Kampfmittel, das während der Revolution und im Bürgerkrieg eine grosse Rolle gespielt hatte und aus diesem Grunde einermassen überschätzt wurde. Bezeichnend ist, dass es hauptsächlich zur Sonderausrüstung der GPU-Truppen gehörte. Die Panzerwaffe entwickelte sich alsdann rasch. Im Herbst 1930 wurden im Moskauer Militärdistrikt die ersten motorisierten und mechanisierten Felddienstübungen abgehalten, an denen vollständig motorisierte Divisionen und ganze Kampfwagenbataillone teilnahmen. Ähnliche Übungen veranstaltete man im Jahre darauf in den Militärdistrikten an der westlichen Grenze, vor allem im Leningrader Militärdistrikt, dessen Chef, Tuchatschewski, mit grossem Eifer die Mechanisierung der ihm unterstellten Truppenverbände beschleunigte.

Nachdem der erste Fünfjahrplan in einer um dreiviertel Jahre kürzeren Zeit erfüllt worden war, sollte an der 1.-Mai-Parade 1933 das russische Volk das kriegsindustrielle Ergebnis der von der Propaganda so hochgepriesenen Schwerindustrie zu sehen bekommen. Infolgedessen gestalteten sich die Militärparaden, die an diesem Tage in den wichtigsten Garnisonsorten abgehalten wurden, zu einer interessanten Demonstration aller neuen Kampfmittel, mit denen in den letzten Jahren die Rote Armee und ihre Luftwaffe ausgestattet worden waren. In Moskau allein wurden rund dreihundert Panzerwagen und vierhundert Flugzeuge, darunter etwa sechzig mehrmotorige schwere Bomber vom neuesten Modell vorgeführt. Ähnliche Militärparaden fanden in Leningrad, Minsk, Kiew und Charkow sowie in andern Garnisonen statt. Sie liessen vermuten, dass die russische Kriegsmacht bereits bei Ablauf des ersten Fünfjahrplanes über tausend Kampfwagen und mehr als zweitausend Flugzeuge erhalten hatte. Allerdings waren die vorgeführten Panzerwagen zum grössten Teil englische und amerikanische Modelle, viele davon aber mit Lizenz in Sowjetrussland gebaut, und ein Dutzend schwerer Kampfwagen war einheimischer Konstruktion, und sie bildeten zweifellos den Urtypus des später so gepriesenen «Klim-Woroschilow»-Panzers. Die einheimische Kampfwagenfabrikation war daher das Interessanteste anlässlich der Parade, indem sie zeigte, dass Russland bereits über eine Kriegsindustrie verfügte, die wohl noch mit gewissen «Kinderkrankheiten» behaftet war, aber dennoch ziemlich bald eine beachtenswerte Produktionsfähigkeit zu versprechen schien. Dies schien umso fragloser, als man sich schon zuvor darüber im Klaren war, dass sämtliche Flugzeugtypen in Russland konstruiert und

gebaut waren, mit der einzigen Einschränkung, dass vielleicht gewisse Motoren mit ausländischer Lizenz hergestellt, wenn nicht sogar importiert worden waren.

Der Lauf der Ereignisse des jetzigen Krieges gegen Deutschland hat diese Schlussfolgerungen aus dem Jahre 1933 vollkommen bestätigt, selbst wenn die überraschend schwache Eröffnung der russischen Kampfhandlungen gegen Finnland im Jahre 1939 und gegen Deutschland im Jahre 1941 sie zu widerlegen schienen. Teilweise mag die Ursache vielleicht auch darin gelegen haben, dass die Kinderkrankheiten der Kriegsindustrie schwieriger zu überwinden gewesen sind, als erwartet worden war, und dass die durchgreifende Säuberungsaktion unter den führenden Männern und qualifiziertesten Spezialisten der Industrie und Kriegsmacht die Konsolidierung der Kriegsindustrie verzögert hatte. Dennoch ist die russische Kriegsmaterialerzeugung seit 1938, in gewissen Beziehungen sogar schon früher, auf eigenen Beinen gestanden und hat ausschliesslich mit einheimischen Modellen gearbeitet. Sie war ausserdem in der vorteilhaften Lage, die modernen, zeit- und arbeitssparenden Fabrikationsmethoden und -prinzipien sofort anwenden zu können, welche die westeuropäische und amerikanische Industrie erst auf Grund vieljähriger, mühsamer Experimente ausgearbeitet haben. Hieher gehört unter anderm das Standardisierungsprinzip, das bei jeder Kriegsmaterialproduktion von äusserster Wichtigkeit ist und in der neugegründeten und von staatlichen Organen einheitlich geleiteten russischen Industrie natürlich leicht durchführbar war. Die Ursachen der Schwächeperiode, die man in der russischen Kriegsindustrie wahrzunehmen geglaubt hat, müssen daher anderweitig gesucht werden.

Der spanische Bürgerkrieg wurde sowohl von Russland als auch von Deutschland dazu ausgenützt, die in Friedenszeiten hergestellten Modelle verschiedener Kampfmittel in eigentlichen Kriegsverhältnissen auszuprobieren. Wahrscheinlich sind diese Nachprüfungen nicht in jeder Hinsicht zum Vorteil für die russischen ausgefallen. Noch deutlicher dürften ihre Schwächen besonders unter den Bedingungen der Kälteperiode im Winterfeldzug gegen Finnland, der mit verhältnismässig altem Material eingeleitet wurde, hervorgetreten sein. Die Kriegserfahrungen dürften sicher in manchen Fällen die Herstellung stärkerer und leichter beweglicher Kampfmittel zur Folge gehabt haben. Nachdem diese Proben gegenüber einem wahrscheinlich künftigen Gegner bestanden waren, wurde es für notwendig erachtet, möglichst rasch Neukonstruktionen, und zwar

in Serienfabrikation auszuführen. Diese beiden Prozeduren beanspruchen jedoch viel Zeit, selbst wenn die Serienfabrikation in mancher Hinsicht durch eine vorsorglich durchgeführte Standardisierung begünstigt werden kann. Vermutlich befand sich demnach Russland schon im Jahre 1939, ganz sicher aber 1941, in einer Periode der Reorganisation seiner Ausrüstung. Gleichzeitig wurden – wie bereits erwähnt gewisse Rüstungsfabriken nach dem Osten übergesiedelt. Daher die teils scheinbare, teils wirkliche Schwächeperiode des Jahres 1941.

Polizei- und Grenzbewachungstruppen

Die Tätigkeit der Geheimpolizei – der Tscheka oder GPU – ist, wie bereits hervorgehoben, hauptsächlich gegen die inneren Feinde des Sowjetregimes gerichtet. Da diese von beträchtlicher Stärke sein und sogar Teile der regulären Kriegsmacht irreführen könnten, erachtete das Regime es für notwendig, zu seinem eigenen Schutze eine nicht unter der Kommandogewalt der militärischen Behörden stehende Waffenmacht zu schaffen. Dies veranlasste die Entstehung jener militärisch organisierten Spezialtruppen, die streng genommen die Erben der kaiserlichen Gendarmerie sind und zur Verfügung der Geheimpolizei oder, wie es heute offiziell heisst, des Volkskommissariates für Innere Angelegenheiten stehen.

Zum Ressort dieses Volkskommissariates, das eine rein militärische Behörde ist, gehören auch das Grenzbewachungskorps, die Ordnungspolizei und ein besonders zum Schutze und zur Überwachung der Eisenbahnen usw. errichtetes Korps. Der frühere Tscheka- oder GPU-Chef trägt nunmehr Titel und Grad eines Generals. Das ihm untergeordnete Personal trägt dieselben militärischen Titel, Gradbezeichnungen und Uniformen wie die Rote Armee. Die Truppen bestehen aus verschiedenen Waffengattungen und sind mit den modernsten Waffen und raschesten Beförderungsmitteln ausgerüstet. Die totale Feuerkapazität einer GPU-Kompagnie übertrifft die einer gewöhnlichen Infanteriekompagnie. Sie haben eine spezielle Ausrüstung für Strassen- und Häuserkämpfe. Ganze Motorradbataillone mit im Seitenwagen eingebauten Maschinengewehren und Maschinenpistolen – die übrigens mit der typischen Waffe der amerikanischen Gangster, der «Thompson gun», identisch sind – als persönliche Bewaffnung für den einzelnen Mann, pflegen auf dem Roten Platz in Moskau zu paradiere.

Die Mannschaft ist in politischer wie in physischer Hinsicht besonders sorgfältig ausgewählt, hervorragend gut uniformiert und genießt grössere Vorteile als ein gewöhnlicher Soldat. Die GPU-Soldaten sind leicht erkenntlich an ihren kornblumenblauen Mützenköpfen und ihren Stahlhelmen französischen Modells. Das Grenzbewachungskorps hat grüne, der Eisenbahnschutz karmesinrote Mützenköpfe. Ihre Mitglieder besorgen unter anderm die Passkontrolle, weshalb die in Russland einreisenden Fremden zuerst mit ihnen Bekanntschaft machen.

Die Zahl der besonderen GPU-Truppen ist nicht mit Sicherheit bekannt. Im Jahre 1935 wurde sie offiziell mit 60'000 angegeben, dürfte, aber später erheblich erhöht worden sein und heute wohl mehr als 100'000 Mann betragen.

Die Ordnungspolizei, die ebenso militärisch organisiert ist und offiziell «Arbeiter- und Bauernmiliz» genannt wird, besteht aus mindestens 550'000 Mann. Der innere Schutz ist somit ausserordentlich stark, wie es für einen totalitären Staat nötig ist und sich gebührt.

Die Ausbildung der Armee

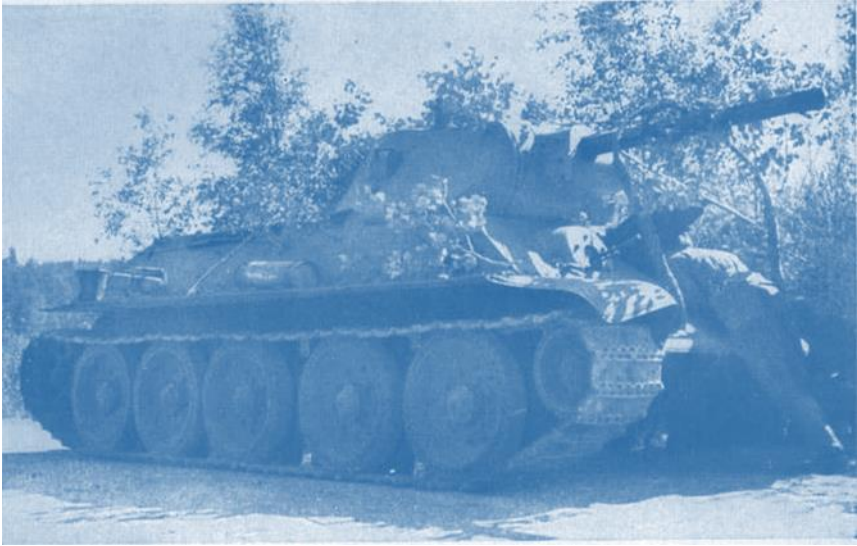
Die Ausbildung der zaristischen Armee liess in mancher Hinsicht viel zu wünschen übrig. Der Bürgerkrieg hatte, wie bereits erwähnt, mehr den Charakter eines dilettantischen Partisanenkampfes. Selbst wenn die sowjettreuen Offiziere und Unteroffiziere aus der früheren zaristischen Armee dank ihrer Ausbildung eine gewisse Routine besaßen, stand doch der sowjetrussischen militärischen Leitung eine schwere Arbeit bevor, bis die Ausbildung der Armee den hohen Anforderungen des modernen Krieges entsprach. Höhere Stäbe und Hochschulen widmeten sich mit lobenswerter Energie dieser Aufgabe. Die Kriegsgeschichte, besonders die russische, wurde zum Gegenstand gründlicher Studien, die durch die Erfahrungen aus dem Welt- und Bürgerkrieg ergänzt wurden. Man erstrebte auf diese Art eine den russischen Verhältnissen angepasste, nationale Taktik. Über den Verteidigungskampf, dem die Organisation der sowjetrussischen Infanterie entsprach, vermochte man sich ziemlich bald eine feste Ansicht zu bilden; schwerer zu lösen war aber das aufs Engste mit den modernsten Kampfmitteln verbundene Angriffsproblem. Hierbei erhielt man jedoch Hilfe von unerwarteter Seite.

Der Versailler Friedensvertrag untersagte der Deutschen Reichswehr die An-

schaffung aller modernen Kampfmittel, darunter auch von Kampfwagen und Kampfflugzeugen. Russland besass volle Rüstungsfreiheit, aber keine Erfahrung. Als eine der Folgen des deutschrussischen Rapallo-Vertrages von 1922 ergab sich nun, dass die Deutsche Reichswehr zum Lehrer der Roten Armee und die Sowjetunion somit zum Experimentierfeld der verkappten deutschen Aufrüstung wurde. Diese Zusammenarbeit bestand darin, dass höhere russische Offiziere kürzere oder längere Zeit in Deutschland militärische Studien trieben, und hauptsächlich darin, dass deutsche Offiziere Russland besuchten, wo sie als Lehrer spezieller Ausbildungskurse tätig waren und Versuche mit neuen Waffen-, Kampfwagen- und Flugzeugmodellen anstellten. Zu diesem Zwecke wurden Übungsplätze eingerichtet, und ein permanenter deutscher Militärstab in Moskau organisierte und regelte die Zusammenarbeit, die zweifellos beiden Partnern wertvolle Erfahrungen brachte. Die von den Junkerwerken erstellte Flugzeugfabrik in Moskau dürfte eine Frucht dieser militärischen Zusammenarbeit sein, ebenso eine Reihe von neuen Kampfmitteln, die nicht zum wenigsten auf deutscher Seite entstanden.

Diese Zusammenarbeit dauerte bis 1932 und kam somit der russischen Armeeführung bei der militärischen Planung im Zusammenhang mit dem ersten Fünfjahrplan wie bei dessen Durchführung zugute. Sie beruhte keineswegs auf gegenseitiger Sympathie, sondern war durch die Macht der Umstände erzwungen. Sehr wahrscheinlich erfolgte das Zusammenspiel auch nicht mit offenen, sondern mit sorgfältig verdeckten Karten, und besonders wertvolle, bei den Experimenten gewonnene Erfahrungen dürften dem Partner nicht immer mitgeteilt worden sein. Die künftige Geschichtsforschung mag klarlegen, wer von beiden seine Karten am schlauesten ausspielte, der Lehrer oder der Schüler.

Die Ostchinesische Bahn sowie die Grenzziehung zwischen japanischen und russischen Gebieten im Fernen Osten verursachten, oft blutige Zusammenstöße von zuweilen erheblichem Umfang. In Europa würden derartige Verletzungen des Hoheitsgebietes unfehlbar zu offenem Kriege geführt haben, aber dank der orientalischen Mentalität der beiden Kontrahenten wurden die «Zwistigkeiten» jeweils auf diplomatischem Wege beigelegt. Diese Ereignisse wurden zur praktischen Probe für den Geist und die Ausbildung der jungen Roten Armee. Die Erfahrungen wurden von den Russen mit rühmenswerter Eilfertigkeit ausgenutzt.



Der am meisten verwendete mittelschwere russische Tank T 34.
Gewicht: 28 Tonnen. Hauptbewaffnung: 7,62-cm-Kanone.



Rote Amazonen einer russischen Erkundungsabteilung.



Raucherrast. Ein Hauptmann bietet seinen Soldaten Zigaretten an. Aus der Zeit der Friedensausbildung 1931.



Freiwillige Verteidigungsbewegung: *Osoawiachim* – *Wer schießt am besten?*
Bild aus dem Anfang der dreissiger Jahre.

Der spanische Bürgerkrieg lieferte ein Experimentierfeld für das Kriegsmaterial und wurde zur Schule für eine Anzahl russischer Offiziere. Die eigentliche Generalprobe folgte im Winterkrieg gegen Finnland 1939/40.

Vieles spricht dafür, dass die Russen die Widerstandskraft der finnischen Armee unterschätzt und das Ganze mehr als einen militärischen Spaziergang denn als einen wirklichen Feldzug sich vorgestellt hatten. Die neu erworbenen baltischen und polnischen Gebiete beanspruchten sicherlich erhebliche Truppenkontingente, und noch umfangreichere wurden als strategische Reserven zurückbehalten, um eventuellen Angriffen von Seiten der Westmächte, Japans oder gar des eigenen Bundesgenossen begegnen zu können. Diese Reserven bestanden ohne Zweifel aus erstklassigen Truppen. All dies trug dazu bei, dass Teile der gegen Finnland eingesetzten russischen Truppen nicht erstklassig waren und dass die russischen Erfolge im Winterkrieg lange auf sich warten liessen.

Die finnischen Berichte über gefangene russische Soldaten jeden Alters und mit zuweilen äusserst mangelhafter Ausbildung hängen wahrscheinlich mit dem russischen Mobilisierungssystem zusammen. Dieses ist regional, das heisst, statt dass man eine gewisse Anzahl jüngerer Jahresklassen innerhalb eines grösseren Rekrutierungsgebietes mobilisiert, werden alle waffenfähigen Männer eines relativ begrenzten Gebietes in die dortigen Verbände eingegliedert. Dieses System ist zweifellos durch die ungeheuren Entfernungen und die spärlichen, oft sehr schlechten Verkehrswege Russlands bedingt. Es hat aber zugleich einen bestimmten Vorteil, der besonders bei den Rückzugoperationen der Jahre 1941 und 1942 in Erscheinung trat. Das regionale Mobilisierungssystem zieht den Hauptteil der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung aus einem von feindlicher Besetzung bedrohten Landesgebiet ab und verhindert somit, dass sie in die Hände des Gegners fällt. Wird der Verband auseinandergesprengt, so verwandelt sich der bewaffnete Bauer, dessen Heim und Herd sich in der Gewalt des Feindes befinden, zum aktiven Partisanen im Rücken des Gegners. Natürlich hat dieses System seine bestimmten Nachteile, falls Wehrpflichtige aller Alters- und Ausbildungsstufen im gleichen Verband miteinander vermischt werden. Hält man jedoch die verschiedenen Elemente auseinander und erteilt jedem Verband Aufgaben, für die er zuständig ist, so können sich die Vorteile des Systems voll auswirken.

Hingegen bleibt die in den Kämpfen gegen Finnland im Jahre 1939

beobachtete mangelhafte Winterausbildung des russischen Soldaten ziemlich unerklärlich. Eine solche Ausbildung ist nämlich in der russischen Armee besonders im Leningrader Militärdistrikt wenigstens seit 1930 betrieben und auch der Skilauf in der Zivilbevölkerung in jeder Weise gefördert worden. Anweisungen für die Kampftätigkeit usw. im Winter sind im provisorischen Feldreglement von 1937 enthalten. Skifabriken existierten in Russland bereits vor Kriegsausbruch. Sie waren, wie man weiss, unter Mitwirkung finnischer Fachleute angelegt worden. Die einzige annehmbare Erklärung liegt darin, dass der Skilauf beim russischen Volke im Allgemeinen noch nicht lange eingebürgert und ihm daher noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die teuer bezahlten Erfahrungen aus dem finnisch-russischen Winterkrieg sind jedoch verwertet worden. Bereits im Winter 1941/42 verursachten gut ausgebildete russische – wahrscheinlich sibirische – Skitruppen dem Gegner viel Schwierigkeiten und grosse Verluste. Die seit langer Zeit ausgezeichnete russische Winterausrüstung bildete einen scharfen Gegensatz zu den diesbezüglichen schreienden Mängeln auf deutscher Seite. Auch in den darauffolgenden Wintern haben die russische Winterausbildung und die ihr angepasste Ausrüstung zu bemerkenswerten Erfolgen geführt.

Der Grenzschutz

Nach französischem Vorbild begann die Sowjetunion bereits im Zusammenhang mit dem Start des ersten Fünfjahrplanes ihre Grenzgebiete zu befestigen. Das bekannteste Ergebnis dieser Bemühungen ist die sogenannte Stalinlinie längs der russischen Westgrenze. Man weiss, dass das Grenzgebiet bis auf eine Tiefe von fünfzig Kilometern gesperrt war, und dass in dieser Zone Befestigungen in mehreren Linien mit Stützpunkten auf den Flanken und starken Hindernissen sowie bomben- und gassicheren Schutzräumen angelegt wurden. Der Luftschutz dürfte in den Grenzgebieten sehr gut vorbereitet gewesen sein. Auf gewisse Einzelheiten werden wir in anderem Zusammenhang zurückkommen.

Die militarisierte Gesellschaft

Die Diktatur des Proletariats sollte sich nach Lenins Ansicht auf eine allgemeine Volksbewaffnung stützen. Weder die unmittelbar nach der bolschewistischen Revolution organisierten Roten Garden noch die von Trotzki mit unbeugsamer Energie aus dem Boden gestampften Armeen aus früher im Waffendienst ausgebildeten Arbeitern und Bauern genügte für diesen Zweck. Es war im Gegenteil unerlässlich, dass sämtliche klassenbewussten waffenfähigen Mitbürger zur Landesverteidigung bereit waren, und dass sogar die Frauen sich an der Verteidigung der sozialistischen Gesellschaft beteiligten. Deshalb wurde die Organisation «Wseobutsch» oder «Allgemeine Militärausbildung» geschaffen, deren Aufgabe es war, allen noch nicht im Waffendienst ausgebildeten Bürgern die nötigen Kenntnisse für ihre Aufgabe im Dienste der Landesverteidigung beizubringen.

Die Organisation erhielt jedoch nie eine richtige Festigkeit, noch gewann sie auch nur die allgemeine Beteiligung des russischen Volkes. Die Kriegsmüdigkeit nach sieben Jahren ununterbrochenen Kampfes gegen äussere und innere Feinde und die allgemeine Verwirrung und Not zur Zeit des Kriegskommunismus waren allzu gross. Die «Wseobutsch» fristete daher nach beendetem Bürgerkrieg ein kümmerliches Leben. Es bedurfte eines kräftigen Antriebes, um die freiwillige Verteidigungsbereitschaft neu anzufachen.

Der Beginn wurde mit dem provisorischen Wehrgesetz von 1923 gemacht, das für alle neueingetragenen Wehrpflichtigen vor dem Antritt des aktiven Dienstes gewisse militärische Übungen vorschrieb. Diese Übungen wurden in Fabriken und Lehranstalten und an speziellen «Sammelstellen» in Städten und Dörfern, wo die Ausbildung mehrmals in der Woche betrieben wurde, abgehalten. Auch ältere Wehrpflichtige und nichtkriegsdienstpflichtige Bürger konnten an diesen Übungen teilnehmen, die durch eine besonders inszenierte Propaganda kräftig ' unterstützt wurden.

Die führenden politischen und militärischen Kreise der Sowjetunion erkannten schon früh die grosse Bedeutung der Luftwaffe in einem künftigen Kriege. Die ökonomischen und technischen Mittel zum sofortigen Aufbau einer modernen russischen Luftwaffe waren jedoch nicht vorhanden. Die Massnahmen mussten sich daher einstweilen darauf beschränken, das Interesse des russischen Volkes für das Fliegen, das so gut zu seinem beweglichen Geist und seiner grosszügigen Natur passt, aufrechtzuerhalten

und zu fördern. Diese Aufgabe wurde der «Vereinigung der Freunde der Luftwaffe» anvertraut.

Daneben wurde die «Vereinigung der Freunde der chemischen Verteidigung» gegründet, der die Aufgabe zufiel, das russische Volk im Gaschutz auszubilden.

Diese beiden Vereinigungen hatten dank der geschickten Propaganda gewisse Anfangserfolge. Es zeigte sich jedoch bald, dass sie einander gegenseitig behinderten und ineinandergreifende Aufgaben hatten. Anfangs 1927 wurden sie daher zu einer einzigen Vereinigung verschmolzen, und so entstand der heute weit über die Grenzen Russlands hinaus bekannte «Osoawiachim», eine Abkürzung der Bezeichnung «Zentralverband der Freunde der Landesverteidigung, der Luftwaffe und der chemischen Organisation».

Dieser Verband hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Interesse an der Landesverteidigung und die allgemeine Kriegsbereitschaft der Zivilbevölkerung zu fördern, alle diejenigen Sowjetbürger, die zu Friedenszeiten nicht in der Roten Armee dienen, aber doch im Krieg verwendet werden können, militärisch auszubilden, die Fachkenntnisse der Reserveoffiziere und -mannschaften lebendig zu erhalten und zu fördern, die Ausbildung im Luftschutz zu leiten, Segelflieger und Flugzeugführer auszubilden und Geldmittel für verschiedene Verteidigungszwecke zu sammeln.

Weil die Kriegsmüdigkeit des russischen Volkes noch nicht überwunden war, beschränkte der «Osoawiachim» seine Tätigkeit anfangs auf Demonstrationen und Propagandamärsche, um das Interesse für die Verteidigung wachzuhalten. Im Sommer 1927 ereignete sich die sogenannte «Arcos»-Affäre in London, die einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen England und der Sowjetunion zur Folge hatte. Das Geschehnis wurde von der russischen Propaganda geschickt ausgenützt, nicht zum wenigsten, um das Interesse des eigenen Volkes für die Landesverteidigung zu steigern. Trotz allen Gerüchten von einer wachsenden Kriegsgefahr liess sich jedoch keine Zunahme der «Osoawiachim»-Tätigkeit feststellen. Als dann folgte im Jahre 1929 der russisch-chinesische Konflikt im Fernen Osten, wo es zu regelrechten Zusammenstössen kam, mit Töten und Verwundeten auf beiden Seiten. Damit war der Augenblick gekommen, den bereits errichteten Fünfjahrplan für die Entwicklung der freiwilligen Verteidigungsarbeit zu verwirklichen.

Der «Osoawiachim» erhielt vor allem eine militärische Organisation

mit einem General als Chef. Zum ersten Inhaber dieses Postens wurde der Chef der Kriegsakademie, der Armeekorpschef Eidemann, ernannt, der sicherlich der rechte Mann am rechten Platze war. Seine hochgewachsene, von Leben und Energie sprühende Kämpfergestalt, seine offene, zugängliche Art und die Erinnerung an seine Heldentaten im Bürgerkrieg konnten auf alle jene, die mit ihm in Berührung kamen, nicht anders als hinreissend wirken. Seine Tätigkeit führte denn auch zu ausserordentlichen Erfolgen. Die Mitgliederzahl, die im Jahre 1927 etwa drei Millionen und im Jahre 1929 etwa fünf Millionen betrug, stieg im Jahre 1934 auf vierzehn Millionen und erreichte im Jahre 1939 zwanzig Millionen. Trotz dieser verdienstvollen und aufopfernden Arbeit fiel Eidemann im Jahre 1937 bei Stalin in Ungnade und wurde gleichzeitig mit Tuchatschewski als Landesverräter füsiliert.

Die Organisation des Verbandes schliesst sich der administrativen territorialen Einteilung des Landes an, läuft aber gleichzeitig parallel mit den Berufskorporationen und Fachvereinen. Sie verzweigt sich daher zu einem Netz, das sämtliche Gebiete des russischen Gesellschaftslebens umspannt. Die Bezeichnung «die militarisierte Gesellschaft» ist somit nicht ein Schlagwort, sondern, was Russland anbelangt, eine grimmige Wirklichkeit, die sich den Invasions- und Okkupationstruppen der Achsenmächte in vielfältigen Formen gezeigt hat.

Die kleinste organisatorische Einheit ist die dreissig bis fünfzig Mitglieder zählende Zelle. Zellen gibt es in jeder Fabrik, jedem Institut, jedem Amt, jedem Truppenverband, jeder Lehranstalt usw. sowie in jedem Dorf, jeder Gemeinde und andern Gesellschaftsorganen oder Berufsvereinigungen. Diese Zellen treiben Verteidigungspropaganda und üben eine rein militärische Ausbildungsarbeit in der Form von militärischem Vorunterricht, «Ausbildung ausserhalb der Truppenverbände» und Reserveoffiziersausbildung aus. Der «Osoawiachim» erfüllt somit allein die Aufgaben, die zum Beispiel in Schweden den Schützen-, Kommandoausbildungs-, Luftschutz-, Lotta-, Heimwehr- und Segelfliegerorganisationen sowie den freiwilligen Automobil- und Motorradkorps obliegen. Der Verband hat jährlich Tausende von Schützen, Fliegern, Fallschirmspringern, Gasschutztechnikern, Kampfwagenführern und Reserveoffizieren aller Grade ausgebildet. Bezeichnend ist, dass etwa 30 Prozent der Mitglieder Frauen sind.

Wie gross in dem Verband das Interesse an der Fliegerei ist, geht unter

andern daraus hervor, dass er im Jahre 1939 rund 300 Fliegerklubs, über 500 Segel- und Modellfliegerklubs und 1500 Fallschirmspringervereine in sich zusammenfasste. Bis zu jenem Jahre dürften durch den Verband im Ganzen über 25'000 Flugzeugführer ausgebildet worden sein.

Der Verband ist völlig militärisch organisiert und besitzt eine eigene Uniform. Der höchste Vorsitzende ist ein General, der gleichzeitig Mitglied im Kriegsrat des Landesverteidigungskommissariates ist. Sämtliche Instrukturen sind aktive oder frühere aktive Offiziere oder Reserveoffiziere, die über ein erstklassiges Ausbildungsmaterial, besondere Übungs- und Flugplätze, Schiessplätze usw. verfügen. Sogar gewisse Industrieanlagen stehen dem Verband ganz zur Verfügung.

Die bescheidenen Mitgliedergebühren reichen natürlich bei Weitem nicht aus, um alle die verschiedenen Unternehmungen des «Osoawiachim» zu finanzieren. Ein reichlich bemessener Staatszuschuss macht daher den wichtigsten Posten auf der Sollseite des Verbandes aus. Ebenso stehen jährlich Lotterierträge in der Höhe von etwa siebenzig Millionen Rubel zur Verfügung.

Nachdem der «Osoawiachim» im Jahre 1929 umorganisiert worden war und seine Tätigkeit intensiviert werden sollte, schritt man zu einer breit angelegten Propaganda, die sich aller Mittel der Aufklärungstätigkeit bediente. Trotzdem ging die freiwillige Rekrutierung verhältnismässig langsam vor sich. Da griff die Leitung gegenüber den Saumseligen zu den Druckmitteln der Parteiorganisation, unter andern zur Drohung des Lohnabbaus oder der Entlassung aus ihrer Arbeitsstellung. Damit war man von dem Prinzip der Freiwilligkeit abgegangen, aber die Massnahme erzielte die gewünschte Wirkung, und die Mitgliederzahl vermehrte sich, wie bereits gesagt, sehr rasch.

Heute dürfte kein Druck mehr nötig sein. Der Verband kann sich mit dem Anreiz begnügen, der in der Möglichkeit liegt, eine Spezialausbildung sowie Schützenabzeichen und andere Auszeichnungen zu erhalten. Die Mitgliedschaft in dem «Osoawiachim» dürfte für die heutige russische Jugend eine so selbstverständliche Sache sein, dass es keiner besonderen Werbetätigkeit mehr bedarf.

Der Partisanenkrieg wird vorbereitet

Die zunehmende Tätigkeit des «Osoawiachim» fiel zeitlich mit der Zwangskollektivierung zusammen. Die Mitgliederwerbung in der Provinz hatte daher einige Jahre mit starkem Gegenwind zu kämpfen, bald genug aber änderten sich die Verhältnisse ziemlich rasch und radikal. Jede Maschinen- und Traktorenstation, jedes Dorf und jede Kolchose erhielt ihre aus Verbandsmitgliedern gebildete Zelle. Überall wurden Schiessplätze und andere Übungsfelder angelegt. In den südlichen Landesteilen mit ihren grossen Ebenen und endlosen Steppen wurde das Hauptgewicht auf die Ausbildung der Kavallerie gelegt. Bald kam der Gedanke auf, dass der Rekrut auf Kosten der Kolchose mit einem eigenen Pferd ausgerüstet werden sollte, das er jedesmal, wenn er in den aktiven Dienst eintrat, in den Truppenverband mitbrachte. Auf diese Weise erhielt die territoriale Kavallerie einen an die russische Kosakeninstitution erinnernden Charakter.

Es dauerte nicht lange, bis die jungen Bauernburschen durch die Bemühungen des «Osoawiachim» ihre Ausbildung als Traktorenführer erhielten. Daraus ergab sich ihre besondere Eignung für den Dienst in den motorisierten und Panzertruppenverbänden. Hier erhielten sie unter anderm die gründliche Motorenkenntnis und wurden nach der Heimkehr aus dem Militärdienst zu wertvollen Hilfskräften für die eigene Kolchose oder für die in der Nähe gelegenen Maschinen- oder Traktorenstationen. Somit entstand eine stete, für beide Teile nützliche Wechselwirkung zwischen der Provinzbevölkerung und den Truppenverbänden. Der «Osoawiachim» bekam die Bauernbevölkerung immer mehr in seine Hände, und das gegenseitige Vertrauen wurde tief verankert. Im jetzigen Kriege haben die Traktorenführer aus der Provinz eine vielköpfige, äusserst wertvolle Reserve an Kampfwagenführern gebildet, die nicht bloss als Ersatz für erlittene Verluste eingesetzt worden sind, sondern auch die kräftige Zunahme der russischen Panzerwaffe ermöglicht haben.

Die Tätigkeit des «Osoawiachim» beschränkte sich indessen nicht darauf, junge Bauernburschen für ihren Militärdienst vorzubereiten, sie erstreckte sich auch auf die übrigen arbeitsfähigen männlichen und weiblichen Dorfbewohner. Sie wurden alle für irgendeinen militärischen Zweck ausgebildet, zur Verteidigung des eigenen Landstriches oder des Dorfes. Pläne hierfür dürften sowohl ausgearbeitet als auch praktisch verwirklicht worden sein, und zwar nicht zum wenigsten in den Grenzgebieten, deren

ursprüngliche Bevölkerung, wie bereits erwähnt, manchenorts umgesiedelt und gegen politisch voll zuverlässige, im Waffendienst erfahrene Elemente ausgetauscht wurde. Alle diese Massnahmen sind als planmässige Vorbereitungen für den Partisanenkrieg zu bewerten, der schon vom Winter 1941 an zu einer offenen Wunde im Rücken der Armeen der Achsenmächte wurde.

Zwar hatte die russische Militärleitung durch ihr eigenartiges regionales Mobilisierungssystem danach gestrebt, der Kriegsmacht sämtliche arbeitsfähigen Männer eines bedrohten Gebietes zuzuführen, bevor es noch vom Feinde besetzt wurde. Aber alle Anzeichen weisen darauf hin, dass gleichzeitig damit auch der Partisanenkrieg nach einem zuvor genau umrissenen Plan vorbereitet wurde. So dürften sich zum Beispiel gewisse, besonders aktive Mitglieder der «Osoawiachim»-Zellen unter der zurückgebliebenen, scheinbar friedlichen Dorfbevölkerung versteckt gehalten haben. Diese «Zellen» haben sich zu Beginn der Okkupation auf den Spionagedienst beschränkt, um später zu aktiverer Betätigung überzugehen, besonders nachdem Soldaten aus zersprengten Verbänden oder aus der Kriegsgefangenschaft ins Dorf zurückgekehrt waren und sich ihnen angeschlossen hatten.

Damit beginnt das Dorf ein Doppelleben zu führen. Am Tage zeigt es ein friedfertiges Gesicht. Nachts hingegen kann auch eine äusserlich vollkommen harmlos aussehende Frau zur Partisanin werden, die rücksichtslos alles Erreichbare in die Luft sprengt, niederbrennt und tötet, falls es für die Operationen oder den Unterhalt der Okkupationstruppen von Wert ist. Viele deutsche Stabsoffiziere sind den kühnen Unternehmungen der Partisanen zum Opfer gefallen, unzählige Brücken und Eisenbahnlinien, Mengen von Proviant und Munition sind von diesen beherzten, unterirdischen Kämpfern, die die Gewandtheit besaßen, urplötzlich aufzutauchen und ebenso rasch wieder spurlos zu verschwinden, zerstört worden.

Der Partisanenkrieg besitzt in Russland alte Tradition und wurde schon im Bürgerkrieg in grossem Umfang betrieben. Früher dürfte er jedoch immer spontan entstanden sein. Erst in letzter Zeit wurde er gründlich vorbereitet, und zwar durch das eingehende Studium der russischen Kriegsgeschichte, durch die Zellenorganisation des «Osoawiachim» und durch praktische Übungen. Erst im jetzigen Kriege ist den Partisanen im russischen Operationsplan eine besondere, im Voraus bestimmte Rolle zugeteilt wor-

den. Infolgedessen haben die Partisanengruppen sich sogar wiederholt zu grösseren Verbänden zusammengeschlossen, die mit allerlei modernen Kampfmitteln ausgerüstet waren und von eigens zugeteilten Offizieren geführt wurden. Förmliche Feldschlachten sind mit den deutschen Etappen-truppen ausgefochten worden, und diese mussten Waldgebiete oder Gemeinden, in denen sich die Partisanen festgesetzt hatten, richtig belagern.

Vollständige Angaben über die den Streitkräften der Achsenmächte durch die Partisanen zugefügten Verluste dürften wohl nie erhältlich werden. Bereits heute aber weiss man, dass der sogenannte «freie Krieg» zu der für die Wiedereroberung der russischen Erde nötigen Schwächung der Invasionstruppen wirksam beigetragen hat.

Der militarisierte Sport

Der russische Sport ist verhältnismässig jung. Als Massenbewegung zählt er kaum fünfzehn Jahre. Dies hängt ohne Zweifel damit zusammen, dass der Russe von Natur zwar gesund und zäh, gleichzeitig aber auch phlegmatisch und bequem ist. Die Sportbewegung ist daher wie so vieles andere in Russland erst nach kräftiger Propaganda und auf Befehl von Partei und Regierung in Schwung gekommen. Sie hat infolgedessen ein gewisses militärisches Gepräge erhalten und ist bisher auch unter militärischer Leitung gestanden.

Um eine tatkräftige Organisation des Sports durchzuführen, wurde sie in erprobter Weise den bereits existierenden Fachvereinen und industriellen Werken angegliedert. Diese stellten die nötigen Geldmittel und den Boden zur Verfügung, und darum konnten auch gute Sportplätze mit dem dazugehörigen Material binnen Kurzem angeschafft werden.

Von Anfang an war man bestrebt, den Sport von jeder Rekordsucht und jedem «Starkult» frei zu halten und stattdessen eine Massenbewegung zu schaffen, deren Zweck unter Betonung des Militärischen – die physische Erziehung des ganzen Volkes war. Bezeichnend hierfür ist, dass das russische Sportabzeichen die Aufschrift «Bereit zur Arbeit und Verteidigung» trägt und dass auch rein militärische Übungen wie zum Beispiel Handgranatenwerfen zu den Prüfungen zur Gewinnung des genannten Abzeichens gehören. Auch Reitsport, Schwimmen und Skilaufen nehmen im Programm der Sportvereine einen hervorragenden Platz ein, in dem nicht einmal das

Bajonettfechten fehlt. Dank der Kollektivierung hat der Sport sogar in der Provinz, wo er früher gänzlich unbekannt gewesen ist, seinen Einzug gehalten.

Von der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre an, da die gesamte Mitgliederzahl der Sportvereine die Zehn-Millionen-Grenze erreicht hatte, sind Parolen ausgegeben worden, welche die russischen Sportler aufmuntern sollten, die von den westeuropäischen und amerikanischen Kollegen in den verschiedenen Sportzweigen erzielten Rekorde nicht nur zu erreichen, sondern sie sogar zu übertrumpfen. Auch in dieser Beziehung galt es also jetzt, die kapitalistischen Länder «einzuholen und zu überflügeln».

Das russische Militärbudget

Die schon erwähnte Zunahme der Friedensstärke der russischen Kriegsmacht bietet gewisse Anhaltspunkte für die Beurteilung der militärischen Rüstungen Russlands. Einen klaren Einblick in die betreffenden Fragen, vor allem in das Tempo' der Kriegsvorbereitungen und in ihren Zusammenhang mit den Wandlungen der aussenpolitischen Lage, erhält man, wenn man die Steigerung des russischen Militärbudgets seit 1928 verfolgt.

Hiebei muss jedoch bemerkt werden, dass einesteils die innere Kaufkraft des Rubels erheblich variiert hat, obgleich der offizielle Wechselkurs beinahe stabil gewesen ist, und dass andernfalls die Riesenbeträge, die in rein kriegsindustrielle Unternehmen investiert oder zum Beispiel dem «Osoawjachim» bewilligt wurden, in den Militärausgaben nicht enthalten sind. Diese sind daher in Wirklichkeit weit grösser als die offiziell bekannt-

Budget Jahr	Militär-Ausgaben
	Millionen Rubel
1928	744
1933	1'450
1935	8'200
1936	14'900
1937	20'100
1938	27'000
1939	40'900

gegebenen Zahlen. Trotzdem sprechen die unten angeführten, auf offizielle Angaben gestützten Beträge eine deutliche Sprache.

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, dass sich die Militärausgaben während des ersten Fünfjahrplanes verdoppelten, dass die Machtergreifung des Nationalsozialismus in Deutschland binnen zweier Jahre eine Versechsfachung und das kritische Jahr 1938 eine erneute Verdoppelung des bereits stark in die Höhe getriebenen russischen Militärbudgets zur Folge hatten. Russland hat somit die internationale Situation mit klarem Blick erfasst und sich ihr angepasst. Alle militärischen Vorbereitungen verlangen jedoch Zeit, bis sie durchgeführt werden und den Fronttruppen zugutekommen können. Hierin dürfte eine der Ursachen dafür liegen, dass die russische Kriegsmacht sich erst Ende 1942 in ihrer wirklichen Stärke zeigte.

Interessant ist weiter, dass das russische Militärbudget, das 1935 20 Prozent, vier Jahre später 38 Prozent der gesamten Staatsausgaben betrug. In Wirklichkeit dürfte es aus den oben angeführten Gründen jedoch ungefähr der Hälfte des gesamten Budgets entsprechen.

Diese ungeheuren Ausgaben werden teils durch die ordentlichen Staatseinkünfte, teils durch die inländischen, in kurzen Abständen ausgegebenen Anleihen finanziert. Streng genommen sollte eine so typisch kapitalistische Erscheinung wie eine Staatsanleihe in einer rein sozialistischen Gesellschaft wie Russland ein unbekannter Begriff sein. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Es verhält sich im Gegenteil sogar so, dass die Riesenbeträge der Anleihen, die immer wieder aufgenommen werden, heute sogar in wenigen Tagen weit überzeichnet sind. Dies hängt damit zusammen, dass die grosse Masse des russischen Volkes, die keineswegs einen höheren Reallohn für ihre Arbeit erhält, auf Grund der herrschenden Warenknappheit keine Möglichkeit hat, ihr sauer erworbenes Geld für die so notwendigen Gebrauchsartikel zu verwenden. Da die Staatsanleihen stets mit Lotterien verbunden sind und der Russe ein unverbesserlicher Hasardspieler ist, verwandelt er seine Papierrubel lieber in eine Prämienobligation, als sie ohne Ertrag auf die hohe Kante zu legen. Vom Gesichtspunkt des russischen Staates aus gesehen, sind die Staatsanleihen ein wirksames Mittel, um die tatsächlich herrschende Inflation in vernünftigen Grenzen zu halten.

Bezeichnend für den Geldüberfluss in Russland ist, dass sogar die einst so armen Bauern ganz spontan erhebliche Summen für Verteidigungszwe-

cke verschenken. In solchen Fällen, die sich stetig häufen, erhält der Geber nicht einmal eine Staatsobligation. Stattdessen bekommt er einen persönlichen Dankbrief von Stalin, wird in der Presse genannt, und sein Name wird auf den Kampfwagen oder das Flugzeug gemalt, die für das von ihm geschenkte Geld hergestellt worden sind.

Die hier genannten wirtschaftlichen Erscheinungen werden, wie man sieht, im sozialistischen Proletarierstaat durch typisch kapitalistische Heilmittel bemeistert. Man kann dies als eine Vorurteilslosigkeit von Seiten Stalins bezeichnen, doch ist die Frage erlaubt, ob er sich nicht vor einen kategorischen Imperativ ökonomischer Natur gestellt sah, der nicht mit Hilfe marxistischer Dogmen zu umgehen war.

Die Darstellung der Entstehung und des Aufbaus der Roten Armee dürfte gezeigt haben, dass Stalin ein Kriegsinstrument von gewaltigem Ausmass und riesiger Stärke geschaffen hat. Dass es nicht schon im Sommer 1941 zum vollen Ausdruck gelangte, hängt teils damit zusammen, dass das Kriegsinstrument neu, ungeprüft und noch nicht ganz eingedrillt war, teils mit dem Operationsplan, der zuerst vorsichtig die Verwendbarkeit des Instrumentes erproben wollte, bevor er zum entscheidenden Schlag ausholen konnte. Trotz aller Vorsicht spielte Stalin dabei ein hohes Spiel. Es glückte ihm, und jetzt erntet er die Gewinne seiner gewagten Einsätze.

DIE SOWJETRUSSISCHE MARINE

Die maritimen Ambitionen der Kontinentalmacht

Wie erwähnt, versorgt sich Russland im Grossen und Ganzen selbst. Seine Existenz ist daher nicht – im Gegensatz zu beispielsweise derjenigen Grossbritanniens – von stetig offenen Handelsverbindungen über die Meere abhängig. Überdies besitzt das Land keine überseeischen Kolonien und hat eine Bevölkerung, die eigentlich nie maritime Interessen bekundet hat, weder als Forschungsreisende noch als Seeleute oder Fischer. Die Russen haben sich auch nicht als hervorragende Schiffskonstrukteure erwiesen; sie sind bei Schiffskonstruktionen verschiedener Art oft auf die Hilfe ausländischer technischer Leiter und Fachleute angewiesen gewesen.

Russlands Seehandel mit dem Ausland ist nie von grösserer Bedeutung gewesen. Am 1. Juli 1939 bestand die sowjetrussische Handelsflotte aus 716 Fahrzeugen von zusammen 1'315'766 Bruttoregistertonnen und war somit die elfte in der Reihe der Handelsflotten der Welt. In normalen Zeiten macht daher der mit russischen Schiffen beförderte Warenaustausch zur See nur einen geringen Bruchteil des totalen russischen Handelsumsatzes mit dem Ausland aus.

Trotzdem haben die Machthaber des Landes schon seit der Zeit Peters des Grossen wiederholt danach gestrebt, dem Lande eine grosse Flotte zu verschaffen. Die ökonomischen Mittel dazu sind stets in reichem Masse vorhanden gewesen, aber die Versuche, eine hochqualifizierte Kriegsflotte unter tüchtiger Leitung zu errichten, sind auf Schwierigkeiten gestossen, weil Russland gewisse natürliche Voraussetzungen für den Ausbau der Marine fehlten.

Dies hat dazu geführt, dass die Bestrebungen Russlands, seine öfters gehegten politischen Expansionsabsichten mit Hilfe einer Kriegsmarine zu verwirklichen, nicht von Erfolg gekrönt worden sind. Dafür könnten verschiedene Beispiele angeführt werden.

So vernichteten die Japaner im Kriege 1904 bis 1905 sowohl die russische Flotte des Stillen Ozeans wie den grössten Teil der russischen Ostsee-
flotte, die nach einer abenteuerlichen Fahrt die halbe Erde durchschiffte hat-

te. Damit musste die Hoffnung auf eine russische Seeherrschaft im Fernen Osten für lange Zeit aufgegeben werden.

Obleich Russland durch diese Misserfolge seiner ganzen Hochseeflotte beraubt worden war, blieb das Reich als Ganzes vom Ausgang des Krieges ziemlich unberührt. Die Schwarzmeerflotte kann in diesem Zusammenhang beiseitegelassen werden, weil sie durch den Londoner Vertrag von 1841 immer noch innerhalb der Dardanellen verbleiben musste.

Man kann daraus den Schluss ziehen, dass Russland für seinen freien Fortbestand nicht von der Seeherrschaft über die sein ausgedehntes Territorium umgebenden Gewässer abhängt. Das Land ist eine ausgeprägte Kontinentalmacht, die sich bei der Befolgung ihrer politischen Richtlinien hauptsächlich auf ihre Land- und Luftstreitkräfte stützt. Dennoch sind die Pläne, eine einer Grossmacht mit Russlands Ressourcen würdige Marine zu schaffen, nie ganz aufgegeben worden.

Die Marinepolitik bis 1914

Nach Beendigung des russisch-japanischen Krieges wurde es klar, dass die russische Seemacht ihr Hauptgewicht einstweilen in die Ostsee zu verlegen habe. Im Jahre 1909 wurden daher die Mittel zum Bau von vier Schlachtschiffen bewilligt, die nach dem Namen des ersten vom Stapel gelassenen Schiffes die «Gangut»-Klasse genannt wurden (Verdrängung 23'600 Tonnen, zwölf 30,5-cm-Kanonen, 23 Knoten Geschwindigkeit). Diese Schlachtschiffe wurden in den Werften bei St. Petersburg gebaut und 1911 und 1912 vom Stapel gelassen, aber erst in den Jahren 1915 und 1916 fertiggestellt. Sie hatten keine Gelegenheit, sich am ersten Weltkrieg aktiv zu beteiligen.

Nachdem somit für den Bau dieser Schlachtschiffe erhebliche Mittel bewilligt worden waren, wurde im Jahre 1912 ein vollständiger Flottenplan vorgelegt und gutgeheissen. Er umfasste teils ein grösseres, die Entwicklung der Kriegsflotte bis 1930 vorsehendes Programm, teils ein kleineres, das vorderhand angenommen wurde. Dieses sollte in den folgenden fünf Jahren durchgeführt werden und bildete einen Teil des grösseren Programms.

Hätte nicht der Kriegsausbruch im Jahre 1914 die Durchführung des grösseren Programms verhindert, so würde die russische Kriegsflotte im Jahre 1930 nicht weniger als 24 Schlachtschiffe, 12 Schlachtkreuzer, 24

Kreuzer, 108 Zerstörer und 36 U-Boote, ausser Minenlegern, Minensuchern, Hilfsfahrzeugen usw., gezählt haben, alles auf drei Geschwader verteilt, die ihre Basis wahrscheinlich im Ostseegebiet erhalten hätten. Sämtliche Typen waren von kräftiger Bauart, wie die 32'500-Tonnen-Schlachtkreuzer vom «Borodino»-Typ, die 7'500-Tonnen-Kreuzer vom «Swetlana»-Typ und die 1'300-Tonnen-Zerstörer vom «Nowik»-Typ. Alles deutete darauf hin, dass diese Flotte für Offensivzwecke vorgesehen war, und zwar zunächst zur Bekämpfung der rasch wachsenden deutschen Marine.

Vor Kriegsausbruch 1914 hatte jedoch nur eine geringe Zahl von Fahrzeugen vom Stapel gelassen werden können. Infolgedessen bestand die russische Ostseeflotte bei Kriegsausbruch aus älteren, in den Jahren 1901 bis 1907 fertiggestellten Schiffen. Ihre damalige Zusammensetzung war folgende:

- 1 Panzerkreuzer
(15'200 Tonnen; Flottenflaggschiff),
- 1 Schlachtschiffbrigade
bestehend aus 4 Schlachtschiffen (13'000 bis 17'400 Tonnen), wo von 1 bereits 1901 vom Stapel gelassen,
- 1 Kreuzerbrigade
bestehend aus 4 Panzerkreuzern sowie dem Zerstörer «Nowik» (1911 vom Stapel gelassen),
- 2 Zerstörerflottillen
bestehend aus zusammen 45 Zerstörern und 17 Torpedobooten,
- 1 U-Boot-Flottille
bestehend aus 8 U-Booten
- 1 Abteilung von Minenlegern
bestehend aus 6 älteren Einheiten.

Die Reserveflotte bestand aus 5 älteren Kreuzern und einigen Kanonenbooten. 2 leichtere Kreuzer der Ostseeflotte lagen bei Kriegsausbruch in Ostasien.

Die russischen Flottenverluste im russisch-japanischen Krieg führten dazu, dass die in der Ostsee stationierten russischen Seestreitkräfte auf neue Stützpunkte verlegt werden mussten, war man sich doch in der russischen Marine klar darüber, dass jedes offensive Auftreten zur See durch die übermächtige deutsche Flotte vollkommen lahmgelegt werden würde. Man gab daher – ausser für leichte Schiffe – den Hafen von Liban als Marinestützpunkt auf, da dieser mit solchen Schwächen behaftet war, dass er nicht länger als Kriegsstützpunkt beibehalten werden konnte.

Kronstadt wurde stark befestigt, zunächst zum Schutze der damaligen Hauptstadt und der dort gelegenen wichtigen Neukonstruktions- und Reparaturwerften. Da jedoch diese Stadt für eine trotz allem für Offensivzwecke berechnete Flotte zu sehr im Hintergrund gelegen war, wurden an ihrer Stelle Reval und Helsingfors als vorgeschobene Operationsstützpunkte bestimmt. Hierdurch bekam der ganze Finnische Meerbusen den Charakter eines Gebietes von Marinebasen und wurde durch Refestigungen teils auf den Inseln ausserhalb von Reval, teils auf der gegenüberliegenden Porkkala-Landzunge gesichert. Diese letztere Position erhielt den Namen «Peters des Grossen Festung». Die Arbeiten in Reval sollten beschleunigt werden, damit von 1918 an ein Geschwader dorthin verlegt werden konnte. Noch weiter vorgeschobene Operationsstützpunkte wurden sowohl auf den Ålandsinseln als auch im Moonsund bei Ösel-Dagö geplant.

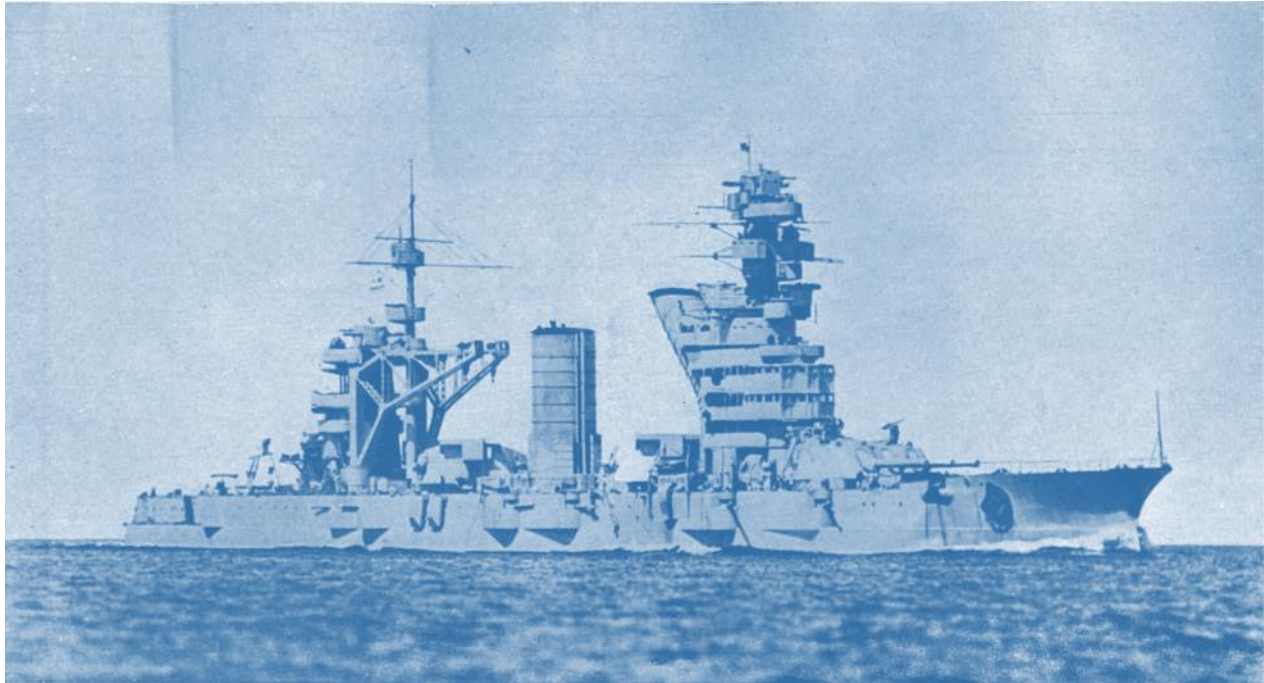
Im Schwarzen Meer, wo man nur mit der türkischen Flotte zu rechnen brauchte, war die marinopolitische Lage verhältnismässig einfach. Hier setzte man sich zum Ziel, dass die russische Flotte anderthalbmal so stark sein sollte wie die totalen Seestreitkräfte des möglichen Gegners.

Ausser den 4 Schlachtschiffen, 2 Kreuzern und einer Anzahl Zerstörer und U-Boote, die bei Kriegsausbruch 1914 alle noch auf Kiel lagen und von denen nur wenige in den Krieg eingesetzt werden konnten, besass die Schwarzmeerflotte folgende Schiffe:

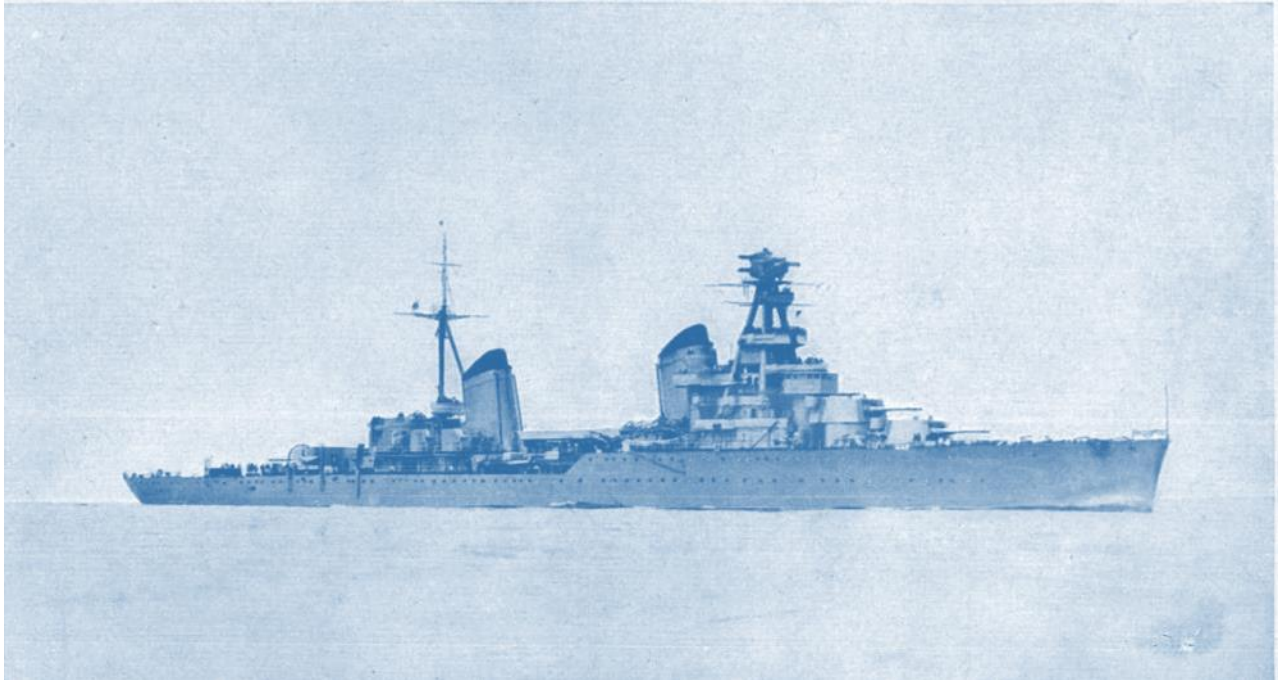
- 5 ältere Schlachtschiffe,
- 2 leichte Kreuzer,
- 9 moderne Zerstörer,
- 15 ältere Zerstörer,
- 10 U-Boote.

Selbst wenn die Fahrzeuge dieser Flotte grösstenteils veraltet gewesen sind, so war ihre totale Schlagkraft doch unvergleichlich viel grösser als diejenige der türkischen Flotte.

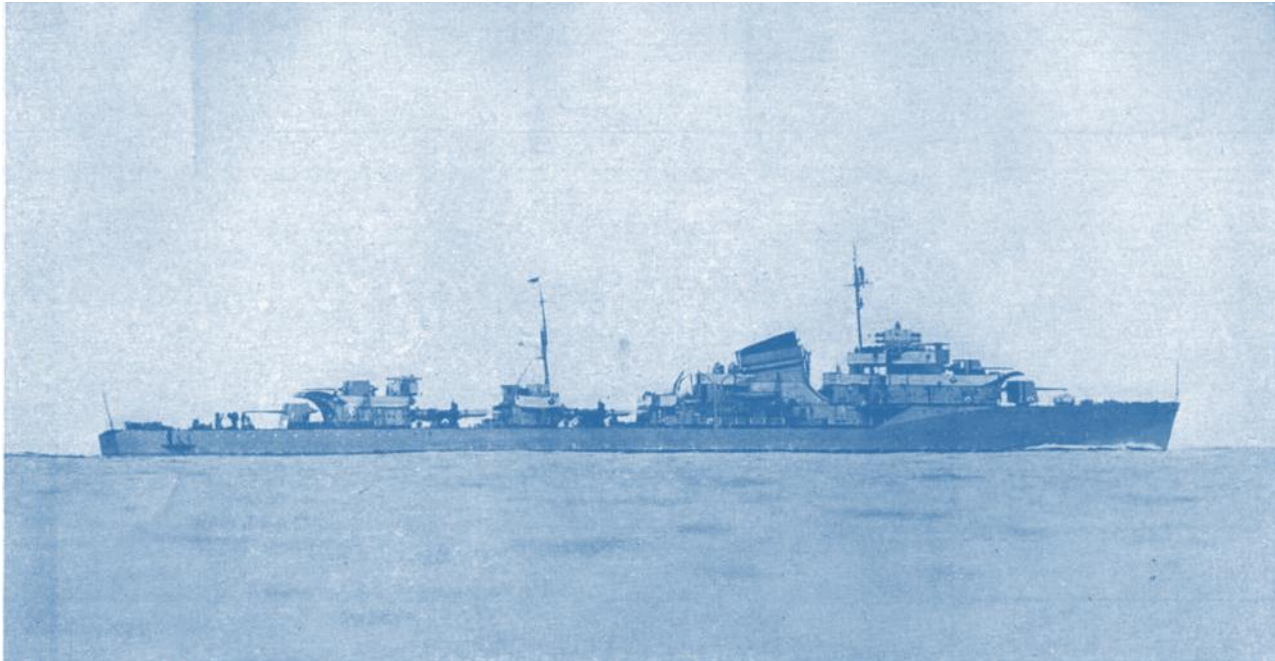
Der Hauptstützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte befand sich in Sebastopol auf der Krim; dieser war stark befestigt und verfügte über gute Werft- und Dockanlagen. Befestigte Marinestützpunkte befanden sich ausserdem in Batum und Kertsch und, für leichtere Fahrzeuge, auch in Feodosia an der Südostküste der Krim sowie bei Cherson an der Dnjeprmündung. Die wichtigste Schiffswerft am Schwarzen Meer war Nikolajew an der Bugmündung, mit 9 Hellinggen, davon 3 für Schlachtschiffe.



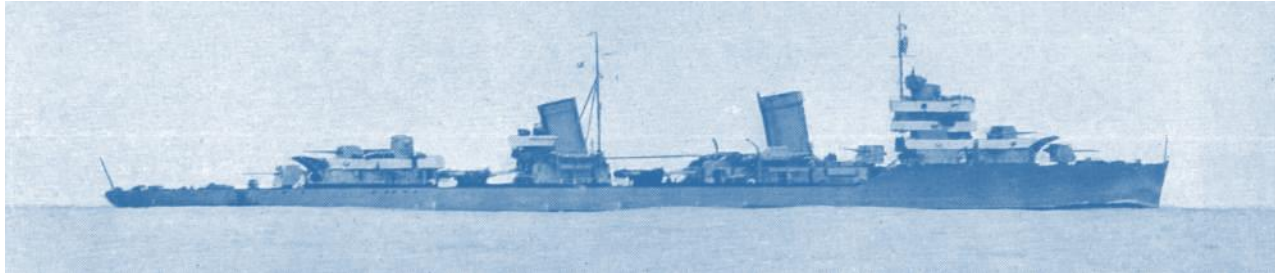
Das Schlachtschiff *Gangut*, früher *Oktjabrskaja Revolutzia*. Stapellauf 1911, fertiggestellt 1914, modernisiert am Anfang der dreissiger Jahre. Wasserverdrängung: etwa 23'600 Tonnen. Geschwindigkeit: 20 bis 23 Knoten. Bewaffnung: 12 30,5-cm- und 16 12-cm-Kanonen sowie 6 10,2-cm-Flakkanonen und Tieffliegerabwehr.



Der mittelschwere Kreuzer *Kirouj*. Stapellauf 1936. Wasserverdrängung: etwa 8'000 Tonnen. Geschwindigkeit: etwa 35 Knoten. Bewaffnung: 9 18-cm-Kanonen in Drillingstürmen, 6 10,2-cm-Lafettenkanonen, Tieffliegerabwehr und 6 53,3-cm-Torpedorohre.



Ein grösserer Zerstörer. Stapellauf einige Jahre vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges. Wasserverdrängung: 1'700 Tonnen. Geschwindigkeit: 37 Knoten. Bewaffnung: 4 13-cm-Kanonen, 2 7,5-cm-Flakkanonen, Tieffliegerabwehr und 6 53,3-cm-Torpedorohre in Drillingsanordnung.



Ein Torpedokreuzer des Leningrader Typs. Stapellauf 1935/36. Wasserverdrängung: etwa 2'900 Tonnen. Geschwindigkeit: etwa 36 Knoten. Bewaffnung: 5 13-cm-Kanonen, 2 7,5-cm-Flakkanonen, Tieffliegerabwehr und 8 53,3-cm-Torpedorohre.

Der Weltkrieg 1914 bis 1918

Als Russland 1914 in den Weltkrieg eintrat, waren seine Streitkräfte in der Ostsee an moderner Qualität und an Stärke der deutschen Flotte erheblich unterlegen. Mit einer wirksamen Unterstützung durch die übrigen Ententefloten konnte auf diesem Kriegsschauplatz kaum gerechnet werden. Es ist daher bis zu einem gewissen Grad erklärlich, dass die russische Ostseeflotte während des Krieges im Grossen Ganzen defensiv auftrat.

Anfangs wurde die operative Tätigkeit dieser Flotte in gewissem Masse dadurch gehemmt, dass sie der Leitung der Landstreitkräfte der Nordfront unterstellt war. Trotzdem unternahm sie unter der geschickten Führung von Admiral Essen mit ihren leichtbeweglichen Verbänden einige Vorstösse gegen die deutsche Küste und legte in den dortigen Gewässern Minen. Diese Erfolge beruhten teilweise darauf, dass von deutscher Seite niemals ernsthafte Versuche gemacht wurden, die russische Ostseeflotte niederzuringen, weil diese in ihrem gut verteidigten Stützpunktgebiet des Finnischen Meerbusens praktisch unangreifbar war. Stattdessen hielt die deutsche Flotte am ihrer wichtigsten Aufgabe, das heisst an der Bekämpfung des Hauptgegners, der britischen Home Fleet, fest und trat daher in der Ostsee nur mit kleineren Verbänden auf.

Erst im Oktober 1917 führten die Deutschen im Zusammenhang mit der Besetzung der Ostseeprovinzen eine kombinierte Aktion gegen das Ösel-Dagö-Gebiet durch. Die Besetzung dieser Inseln gelang nach unbedeutendem Widerstand der russischen Seestreitkräfte, die schon zu diesem Zeitpunkt durch innere Auflösung und mangelhafte Führung so geschwächt waren, dass ein wirksamer Widerstand der Marine kaum mehr zu erwarten war.

Die Stärkeverhältnisse der Marine im Schwarzen Meer waren im ersten Weltkrieg ganz andere. Die dortige russische Flotte war, wie bereits erwähnt, relativ modern und der türkisch-deutschen entschieden überlegen. Trotzdem wurde von russischer Seite nie ein Versuch unternommen, die Seeherrschaft in diesem Operationsgebiet durch Niederringen oder Blockieren des Gegners zu gewinnen. Allerdings stiessen die Russen einige Male gegen den Bosphorus vor und legten dort auch Minen, doch ist die russische Seekriegführung hier wie in der Ostsee im Grossen Ganzen als defensiv zu bezeichnen.

Bereits im Jahre 1916 begann unter den Mannschaften der Ostseeflotte eine gewisse Kriegsmüdigkeit um sich zu greifen, was mit der Untätigkeit

der Flotte und ihrer lange währenden Stationierung in den gleichen Häfen eng zusammenhing. Die Moral der Mannschaften war deutlich im Sinken begriffen. Tendenzen zur Auflösung der Disziplin begannen sich hier wie vielenorts in der Kriegsmacht überhaupt geltend zu machen. Die Marine wurde denn auch einer der ersten und empfindlichsten Herde des Defaitismus, namentlich nach der Februar-Revolution 1917.

Nachdem die Leitung der Marine infolge dieses innenpolitischen Ereignisses den Forderungen der auf den Kriegsschiffen gebildeten «Sowjets» einmal nachgegeben und sich somit die Zügel hatte entgleiten lassen, flammte die Meuterei bald lichterloh auf. Am 25. Oktober 1917 richtete der Kreuzer «Aurora» seine Kanonen gegen den Winterpalast von Petrograd und gab damit – wie manche Beobachter glauben – das Signal zum Ausbruch der bolschewistischen Revolution.

Die revolutionäre Bewegung griff allmählich auch auf die Schwarzmeerflotte über, deren Besatzungen sich jedoch für die die Disziplin auflösenden Tendenzen weniger empfänglich zeigten. Energische Massnahmen wurden von Seiten des Kommandos ergriffen, um Chaos und Blutvergießen zu verhindern. Die Revolution gewann jedoch auch hier allmählich die Oberhand, und vom August 1917 an wurde der Kampf der Schwarzmeerflotte gegen den äusseren Feind praktisch vollständig eingestellt.

Während der letzten Phase der Revolutionskämpfe in Südrussland im Jahre 1920 wurden einige Fahrzeuge der Schwarzmeerflotte zur Zufluchtsstätte teils der Reste der geschlagenen Armee des gegenrevolutionären Generals Wrangel, teils politischer Flüchtlinge. Diesen Schiffen gelang es, sich den siegreichen Roten Truppen zu entziehen. Sie liefen unversehrt durch den Bosphorus und die Dardanellen ins Mittelmeer aus, wo die sogenannte Wrangelflotte schliesslich von den Franzosen in Bizerta interniert wurde.

Der Wiederaufbau der Roten Flotte 1918 bis 1941

Die Zerstörungen, die in der bolschewistischen Revolution 1917/18 über so gut wie das ganze Europäische Russland sich ausbreiteten, hatten somit die schwersten Folgen für die russische Flotte. Der Grossteil ihrer Offiziere wurde getötet oder vertrieben, und die Besatzungen zerstreuten sich. Das technisch ausgebildete Personal der Werften und Werkstätten

verschwand, wodurch alle Reparatur- und Unterhaltsmöglichkeiten für die Schiffe aufgehoben wurden. Matrosen der Flotte hatten sich der Roten Führung für die Kämpfe an Land in grosser Zahl zur Verfügung gestellt, und die Fahrzeuge fielen infolgedessen völliger Zerstörung anheim. Die revolutionäre Führung kümmerte sich wenig darum, da sie für ihre nächstliegenden Zwecke keine Kriegsschiffe verwenden konnte.

Allerdings gab die Sowjetleitung schon früh ihr Interesse für die «Rote Arbeiter- und Bauernflotte» kund, aber die meisten Kriegsschiffe waren in den ersten Jahren wegen mangelnden Unterhalts gänzlich unbrauchbar. Für ihre Instandsetzung standen anfangs weder Werften noch Werkstätten zur Verfügung, weil ihre technische Leitung und ihre Arbeiter in alle Winde zerstreut waren.

Durch energisches Eingreifen der Sowjetleitung gelang es jedoch, die alten Werften und Werkstätten an der Newamündung allmählich wieder in stand zu setzen. Am Ende der ersten Fünfjahrplanperiode 1928 bis 1933 hatte man drei der genannten Schlachtschiffe vom «Gangut»-Typ, einige Kreuzer, einige Jäger und andere leichtere Fahrzeuge wieder repariert und modernisiert. Die meisten Schiffe erhielten revolutionäre Namen, wobei zum Beispiel die drei Schlachtschiffe in «Oktiabrskaja Revolutzia» (Oktober-Revolution), «Marat» und «Parischkaja Komuna» (Pariser Kommune) umgetauft wurden, um im Jahre 1943 wiederum die vorrevolutionären Namen «Gangut», «Petropawlowsk» und «Sebastopol» zu erhalten.

Im Jahre 1930 wurde die «Parischkaja Komuna» zusammen mit dem Kreuzer «Profintern» aus der Ostsee durch das Mittelmeer in das Schwarze Meer verlegt. Während dieser Reise erlitten die Schiffe mehrmals Havarien, was auf mangelnde Erfahrung und Unfähigkeit des Personals in der Behandlung des Schiffsmaterials hindeutete.

Diese Übersiedlung zweier starker Einheiten bedeutete natürlich eine Schwächung der Ostseeflotte. Doch glaubte man dies ohne Risiko unternehmen zu können, nachdem einerseits die im Versailler Frieden festgesetzten Rüstungsbeschränkungen für die deutsche Flotte immer noch in Kraft waren und andererseits der Rapallovertrag von 1922 die Sowjetunion und Deutschland noch miteinander verband. Der Türkei gegenüber nahm die Sowjetunion hingegen zu jenem Zeitpunkt eine solche Haltung ein, dass ein bestimmtes Übergewicht der Seemacht im Schwarzen Meer als nötig erachtet wurde, um gewissen damals angekündigten politischen Ansprüchen Nachdruck zu verleihen.

Gleichzeitig wurde in den Newawerften mit dem Bau von U-Booten

begonnen, aber erst die Periode des zweiten Fünfjahrplanes 1933 bis 1937 brachte eine wirkliche Aufrüstung zur See. Eine Reihe von mittelschweren Kreuzern und leichten Fahrzeugen wurde auf Kiel gelegt, wie verlautet mit Hilfe von deutschen und italienischen Ingenieuren und Werkmeistern. In dieser Periode wurden folgende Fahrzeuge in den Newawerften fertiggestellt:

- 2 mittelschwere Kreuzer, «Kirow» und «Maxim Gorki» (Verdrängung 8'000 Tonnen, 9 18-cm-Kanonen, 6 53-cm-Torpedorohre, 33 bis 35 Knoten),
- 2 sogenannte Torpedokreuzer, «Leningrad» und «Minsk» (Verdrängung 2'900 Tonnen, 5 13-cm-Kanonen, 8 53-cm-Torpedorohre, 36 Knoten), 1 Minenkreuzer «Marti» (Verdrängung 3'500 Tonnen, 4 13-cm-Kanonen, 300 Minen, 25 Knoten),

etwa 10 grössere und einige kleinere Zerstörer sowie etwa 30 mittelgrosse und 20 kleinere U-Boote.

Während der nächsten Fünfjahrplanperiode wurde in der Werft der Newamündung mit dem Bau des ersten Schlachtschiffes des Sowjetregimes begonnen. Soviel bis jetzt bekannt wurde, dürfte es den Namen «Treti International» («Dritte Internationale») erhalten. (Verdrängung 35'000 Tonnen, 9 40,6-cm-Kanonen.) Gleichzeitig ist eine Menge von grossen Zerstörern und U-Booten fertiggestellt worden. Unter andern neugebauten Schiffen verdienen noch etwa 100 schnelle Motortorpedoboote, eine Anzahl Minensucher sowie Depotfahrzeuge für U-Boote, Eisbrecher und andere Fahrzeuge erwähnt zu werden.

Die Sowjetunion bereitete sich somit darauf vor, mit einer recht achtungsgebietenden Seestreitmacht in der Ostsee in den jetzigen Krieg einzutreten. Es muss jedoch hervorgehoben werden, dass die beiden im Dienst stehenden Schlachtschiffe – trotz wiederholten grösseren Modernisierungsarbeiten an Bord – jetzt als so stark veraltet betrachtet werden, dass sie sich kaum für Operationen ausserhalb des Finnischen Meerbusens eignen. Sollten sie jedoch durch weitere Schlachtschiffe vom Typus «Treti International» ersetzt werden, so kann die russische Ostseeflotte in absehbarer Zukunft zu einem wirklichen Machtfaktor werden.

Auch im Schwarzen Meer begann man bereits seit Anfang 1920, hauptsächlich in der Werft von Nikolajew, mit Reparaturarbeiten an einigen älteren Kriegsschiffen sowie mit gewissen Neukonstruktionen. Bei Kriegs-

ausbruch 1941 bestand die Schwarzmeerflotte aus:

- 1 Schlachtschiff der «Gangut»-Klasse, «Parischskaja Komuna» (heute «Sébastopol»),
- 1 Flugzeugträger «Stalin» (Verdrängung 9'000 Tonnen, 22 Flugzeuge, 30 Knoten),
- 4 Kreuzern,
- 3 Torpedokreuzern, einer Anzahl U-Boote sowie einer grossen Menge anderer leichter Fahrzeuge.

Im Kriege 1914/18 ging die einzige direkte Verbindung mit den Westmächten über die russischen Eismeerhäfen. Ein Teil des wertvollen Kriegsmaterials wurde auf diesem Wege nach Russland befördert, wobei zuerst Archangelsk und später auch Murmansk in erster Linie benützt wurden.

Die Hafenstadt Murmansk besass zur Zeit des Kriegsausbruchs keine Bahnverbindung. Es war daher dringend nötig, möglichst rasch eine Bahn von Murmansk, dem einzigen eisfreien russischen Hafen am Nördlichen Eismeer, nach Petrosawodsk zu bauen. Dadurch erhielt das Murmanskgebiet Anschluss an die Bahnlinien nach Petrograd, Moskau und andern Orten im Landesinnern. Ausserdem wurde die damalige Schmalspurbahn Wolgda-Archangelsk auf Normalspur umgebaut und, nachdem bei Jaroslawl eine Eisenbahnbrücke über die Wolga geschlagen worden war, mit dem übrigen Bahnnetz des Landes verbunden. Der Krieg und die Unterstützung Russlands durch die angelsächsischen Mächte trugen somit erheblich bei zu dem unerwarteten Aufschwung des See- und Landverkehrs an der Eismeerküste.

Das Sowjetregime ging auf dem eingeschlagenen Wege weiter und zeigte schon früh ein grosses Interesse für die Eismeerküste und ihre Möglichkeiten. Es galt zunächst, die auf der Kola-Halbinsel und an andern Orten vorhandenen reichen Naturschätze verschiedener Art auszubeuten und den sogenannten Nördlichen Seeweg (Nordostpassage) von der Barentssee (zwischen der Kola-Halbinsel, Nowaja Semlja und Spitzbergen) bis zur Beringstrasse und dem Femen Osten zu erforschen und Sicherungen vor dem Eise zu suchen. Die Eisenbahn von Leningrad nach Murmansk, die jetzt den Namen Kirowbahn erhielt, wurde auf Doppelspur umgebaut und elektrifiziert, und in den Jahren 1931 bis 1933 wurde ein Kanal – der «Stalinkanal» – vom Onegasee zum südwestlichen Teil des Weissen Meeres angelegt.

Schon vorher gab es eine Seeverbindung von Leningrad längs des Newaflusses zum Ladogasee und von dort durch den Swirfluss zum Onegasee. Dank der Entstehung eines zusammenhängenden Wasserweges von Leningrad zum Weissen Meer und der Steigerung der Verkehrsmöglichkeiten auf der Kirow- wie auf der Archangelsk-Wologda-Bahn erhöhte sich die Kapazität der Verkehrsverbindungen mit der Eismeerküste beträchtlich. Das gesamte Exportvolumen des Landes stieg merkbar, und der Industrie im Landesinnern konnten in grösseren Mengen wertvolle Rohstoffe zugeführt werden.

Nach den bei der Ausbeutung der Kola-Halbinsel gewonnenen Erfahrungen ist das in den letzten Jahren deutlich bewiesene Interesse der Sowjetunion für das Petsamogebiet mit seinem guten Hafen und seinen reichen Nickellagerstätten leicht erklärlich. Ob dieses Interesse noch weiter geht, kann zurzeit nicht überblickt werden.

Bei der stetig wachsenden Bedeutung der Eismeerküste wurde es verständlich, dass die Sowjetbehörden schon früh darauf bedacht waren, in diesem Gebiete Seestreitkräfte zu stationieren. Schon zu Beginn der dreissiger Jahre wurde bei Poljarnoje, einem eisfreien Hafen unweit der Mündung des Kola-Fjordes, ein Marinestützpunkt angelegt, und 1935 wurden bei Molotowsk, nordwestlich von Archangelsk an der Mündung des Dwinaflusses in das Weisse Meer, Werften für Reparaturen und Neukonstruktionen kleinerer und mittelgrosser Fahrzeuge gebaut. Zum Schutze der Einfahrt in den Kola-Fjord wurden an seiner Mündung Befestigungen mit modernen schweren Geschützen errichtet und Minen- und Netzsperrn angelegt. Die Verlegung grösserer Kriegsschiffe in diese Gegend wurde als unnütz erachtet; überdies musste die Grösse der Fahrzeuge auf die begrenzten Verkehrsverhältnisse des Stalinkanals Rücksicht nehmen. Die grössten Kriegsschiffe, die diesen Kanal mit seinen vielen Schleusen befahren können, sind Zerstörer und U-Boote und unter gewissen Umständen Torpedokreuzer.

Auf anglo-amerikanischer Seite ist in letzter Zeit der Vorschlag erörtert worden, der Sowjetunion einen Drittel der beschlagnahmten italienischen Flotte oder eine entsprechende und passendere Kriegstonnage aus einer andern Flotte zu überlassen. Vermutlich geht dieser Vorschlag auf eine Anregung der Sowjetbehörden zurück, welche die Fahrzeuge an der Eismeerküste zu stationieren beabsichtigen. Falls dies zutrifft, könnte diese Massnahme mit den dortigen russischen Expansionsinteressen in Zusammenhang gebracht werden. Sollen grössere Schiffe dauernd im Nördlichen Eis-

meer stationiert werden, so müssen dort jedoch die Stützpunkt- und Reparaturmöglichkeiten erheblich verbessert und ausgebaut werden.

Angaben über Fahrzeuge, die vermutlich, sowohl zu Beginn des jetzigen Weltkrieges als auch heute noch, zu der Nördlichen Eismeerflotte gehören, gehen aus der Tabelle auf Seite 196 hervor.

Seit der 1904 bis 1905 im Fernen Osten erfolgten Vernichtung der russischen Marine sind von russischer Seite keinerlei Versuche unternommen worden, dort mit den Japanern um die Seeherrschaft zu konkurrieren. Wladiwostok, der Endpunkt der nunmehr doppelspurigen Transsibirischen Eisenbahn, ist allerdings von alters her ein bedeutender Handels- und Kriegshafen gewesen, aber er ist auf der westlichen Seite der Japanischen See, gegenüber den japanischen Inseln gelegen. Hieraus folgt, dass die russische Flotte im Stillen Ozean der japanischen überlegen sein muss, falls sie die Seeverbindungen über Wladiwostok unter allen Umständen sichern will.

Augenblicklich sind die im Fernen Osten stationierten sowjetrussischen Seestreitkräfte höchst unbedeutend. Sie würden sicherlich vollständig gelähmt werden, falls das Verhältnis Russlands zu Japan in eine kritische Lage geriete. Hierin liegt einer der Gründe, weshalb die Sowjetunion im jetzigen Kriege sich bemüht hat, durch gegenseitige Verträge friedliche Verhältnisse mit Japan aufrechtzuerhalten, wodurch unter anderm ein ziemlich umfangreicher Transport von Kriegsmaterial aus den USA nach der Sowjetunion ermöglicht worden ist.

Diese Einfuhr aus den USA wird hauptsächlich nach ostsibirischen Häfen wie Nikolajewsk (an der Mündung des Amurstromes gegenüber der Nordspitze der Insel Sachalin) geleitet, die der japanischen Kontrolle etwas entzogen liegen. Nach gewissen Angaben sollen Eisenbahnverbindungen zwischen diesen Orten und der Transsibirischen Bahn im Bau begriffen sein. Ausserdem ist ein Teil des von den USA gelieferten Materials auf Transportschiffen mit oder ohne Hilfe von Eisbrechern längs der sibirischen Nordküste auf dem nördlichen Seeweg nach Archangelsk oder Murmansk befördert worden. Man hat berechnet, dass, unter normalen Verhältnissen, dieser Verkehr drei Monate des Jahres hindurch aufrechterhalten werden kann; letzten Winter standen dort 5 starke Eisbrecher zur Verfügung. Ein Teil der Transporte aus Alaska wurde auch nach dem geräumigen und tiefen, im östlichen Teil der sibirischen Nordküste an der Mündung des Kolymaflusses in das Nördliche Eismeer gelegenen Hafen Nischni-Klymsk

geleitet. Dieser Eismeerverkehr ist vor japanischen Störungen verschiedener Art einigermaßen gesichert. Die amerikanischen Lieferungen von Kriegsmaterial haben somit in den nördlichen und östlichen Teilen der Sowjetunion eine beträchtliche Erhöhung der Kapazität der Verkehrswege erzwungen.

Wladiwostok dürfte als Kriegsstützpunkt für die im Fernen Osten stationierten Seestreitkräfte nunmehr zum grössten Teil aufgegeben worden sein. Stattdessen werden als Stützpunkte das oben genannte Nikolajewsk sowie der im Bau befindliche Hafen Petropawlowsk im südöstlichen Teil der Halbinsel Kamtschatka benützt. Diese beiden Stützpunkte sind den Angriffen und der Blockade seitens japanischer Seestreitkräfte bis zu einem gewissen Grad entzogen; ihre Schwäche dürfte vorläufig darin liegen, dass bis jetzt weder die Landverbindungen wie Eisenbahnen usw. noch der Schutz zur See- oder Landseite ausgebaut worden sind. Umfassende Massnahmen zur Beseitigung dieser Nachteile dürften von russischer Seite mittlerweile ergriffen worden sein.

Docks und Reparaturwerkstätten für Seefahrzeuge gibt es in Wladiwostok und für leichtere Fahrzeuge auch in Chabarowsk am Amurstrom.

In dem Masse, wie die sowjetrussische Marine im Ganzen sich zu vergrössern in der Lage ist, wäre eine Verstärkung der im Fernen Osten stationierten russischen Seestreitkräfte denkbar und glaubhaft.

Angaben über die sowjetrussischen Seestreitkräfte im Fernen Osten finden sich in der Tabelle auf Seite 196.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, dass die russischen Marine – Streitkräfte in vier, in operativer Hinsicht voneinander unabhängige Flotten verteilt sind, und zwar in die

Ostseeflotte,

Schwarzmeerflotte,

Eismeerflotte,

Stille-Ozean-Flotte oder «Rote Flotte des Fernen Ostens».

Darüber hinaus gibt es selbständige sogenannte Flottillen, bestehend aus bestückten Flusskanonenbooten und andern leichten Fahrzeugen im Kaspischen Meer, im Ladoga- und Onegasee sowie auf den Strömen Amur (im Fernen Osten), Wolga und Dnjepr. Die Dnjeprflussflottille hat während der Kriegsereignisse bei der deutschen Besetzung der Ukraine im Jahre 1941 eine gewisse Rolle gespielt.

Die ersten Jahre des zweiten Weltkrieges

Vor dem Kriegsausbruch im Herbst 1939 zwischen Deutschland einerseits und England, Frankreich und Polen andererseits hatten Deutschland und die Sowjetunion bekanntlich einen gegenseitigen Nichtangriffspakt unterzeichnet, in dem unter anderm ein Übereinkommen enthalten gewesen sein dürfte, das der Sowjetunion das Recht zusprach, den östlichen Teil von Polen zu besetzen und gewisse Interessen im Baltikum, wahrscheinlich auch in Finnland, zu wahren.

Da die russische Aufrüstung zu jenem Zeitpunkt noch nicht beendet war, hoffte die Sowjetunion, durch den Vertrag mit Deutschland Zeit zu gewinnen und den unvermeidlichen Zusammenstoß mit diesem Lande auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, in dem die Kriegsbereitschaft der Sowjets die nötige Stärke erreicht haben würde. Deutschland seinerseits hegte wahrscheinlich die Hoffnung, sobald nach einem raschen Eroberungskrieg Westeuropa ganz in deutschen Händen sei, mit aller Kraft sich gegen die Russen wenden und unter anderm jederlei Einmischung im Baltikum und in Finnland zurückweisen zu können.

Das Übereinkommen mit Deutschland wurde von der Sowjetunion ausgenützt, ihre Stützpunkte möglichst rasch vorzuschieben, um sich allmählich wenigstens die Herrschaft über die nördliche Ostsee zu sichern.

Ende September 1939 erzwang sich daher die Sowjetunion von Estland das Recht, Flug- und Marinestützpunkte auf estnischem Territorium einzurichten. Am 5. Oktober wurde der «Beistandspakt» zwischen der Sowjetunion und Lettland unterzeichnet, und am 11. desselben Monats folgte ein ähnlicher Pakt mit Litauen. Damit war die russische Durchdringung des Baltikums und die russische Besetzung gewisser Stützpunkte an der Ostseeküste zur Tatsache geworden.

Ehe der Monat Oktober zu Ende gegangen war, richtete Sowjetrußland gewisse Forderungen an Finnland. Sie betrafen unter anderm das Recht für die Sowjetunion, einen Marinestützpunkt bei Hangö anzulegen. Weitere russische Forderungen gingen auf die Errichtung einer kommunistischen Kuusinenregierung in Finnland aus.

Das russische Streben nach Marine- und Flugstützpunkten an der Ostseeküste muss als eine folgerichtige Entwicklung des im letzten Jahrzehnt erfolgten Wiederaufbaus der russischen Flotte gedeutet werden. Denn Kronstadt muss auf Grund seiner rückwärtigen Lage im hintersten Teil des

Finnischen Meerbusens zum Marinestützpunkt für eine Flotte mit offensiven Aufgaben im Ostseegebiet als nicht geeignet betrachtet werden.

Nachdem die finnische Staatsleitung die vorgeschlagenen Bedingungen als unannehmbar bezeichnet hatte, unternahmen die Russen am 30. November Fliegerangriffe gegen mehrere finnische Städte, und ihre Truppen überschritten am gleichen Tage die finnische Landesgrenze. Am folgenden Tage bombardierten ein russischer Kreuzer und mehrere Zerstörer die Befestigungen von Russarö ausserhalb Hangös.

Zur See spielten sich keinerlei kriegerische Ereignisse ab, die den Verlauf des Krieges im Grossen Ganzen beeinflusst hätten. Einige Artillerieduelle zwischen finnischen Küstenbefestigungen und russischen Kriegsschiffen fanden statt, wobei letztere zweifellos den kürzeren zogen. Bei dem erwähnten Bombardement von Russarö wurde der Kreuzer «Kirow» durch einen Treffer ins Vorderschiff beschädigt und musste sich in Reparatur begeben. Die beiden russischen Schlachtschiffe beschossen bei wiederholten Gelegenheiten die finnischen Batterien am Südostufer der Insel Björkö, im inneren Teil des Finnischen Meerbusens. Am 12. Dezember wurde dabei das Schlachtschiff «Oktjberskaja Revoluzia» von finnischem Artilleriefeuer so schwer beschädigt, dass es sich zwecks Reparatur aus dem Kampf zurückziehen musste.

Zur Herstellung einer Blockade zu Überwachungszwecken wurden schon kurz nach Kriegsausbruch einige russische U-Boote in Wachpositionen vor die finnische Südküste und in die Gewässer der Ålandsinseln verlegt. Da jedoch vom ersten Tag des Krieges an so ziemlich jederlei Seeverkehr an der finnischen Südküste aufgehört hatte, erzielten die russischen U-Boote hier nur unbedeutende Ergebnisse. Im Ålandsmeer und im Bottnischen Meerbusen hingegen versenkten U-Boote einige finnische, deutsche und auch schwedische Handelsschiffe. Nachdem die Finnen das Fahrwasser im südlichen Kvarken miniert hatten und die Minenlegung in den schwedischen Territorialgewässern ergänzt worden war, wurden die Operationen der russischen U-Boote im Bottnischen Meerbusen erheblich erschwert. Der Schiffsverkehr Schweden–Finnland konnte im Allgemeinen ohne ernsthafte Störungen von Seiten russischer Streitkräfte aufrechterhalten werden.

Um Finnlands Seeverbindungen mit dem Ausland noch mehr zu beeinträchtigen, erklärte die Sowjetregierung am 8. Dezember 1939 – auf Verlangen der «finnischen Volksregierung» – Finnlands Küsten vom Torne-

fluss bis zu einem zwischen Hangö und Helsingfors gelegenen Punkte unter Blockade; eine Ausnahme wurde dabei für das Ålandgebiet gemacht. Irgendwelche Minenlegungen oder sonstige Sperrmassnahmen dürften jedoch, soviel man weiss, in der angegebenen Blockadezone, die sich zwanzig Seemeilen in die See erstreckte, nicht vorgenommen worden sein.

Diese Blockade ist als eine Art «Friedensblockade» zu charakterisieren, da zwischen den beiden Mächten der Kriegszustand nicht erklärt worden war.

Der Verlauf der Ereignisse im finnisch-russischen Kriege wurde völlig von den Kriegsgeschehnissen zu Land beherrscht, weshalb die Tätigkeit der Marine auf den Gang des Krieges keinen grösseren Einfluss ausübte.

Am 13. März 1940 wurde der hunderttägige Krieg durch das Moskauer Übereinkommen abgeschlossen, wobei Finnland von maritimen Gebieten Wiborg und die Küste östlich davon sowie Hogland und andere sogenannte «äussere Inseln» im Finnischen Meerbusen abtreten und Hangö mit dem dazugehörigen Gebiet für dreissig Jahre verpachten musste.

Ohne Aufschub begannen die Russen unmittelbar nach Friedensschluss sich in den an sie abgetretenen Gebieten festzusetzen. Bei Wiborg und unweit davon wurde ein sogenannter sekundärer Stützpunkt für leichte Fahrzeuge eingerichtet, während umfangreiche Massnahmen ergriffen wurden, um Hangö zu einem befestigten Marinestützpunkt mit einer starken Garnison auszubauen. Hierdurch erhielten die Russen einen gut geschützten Brückenkopf und einen eisfreien Stützpunkt am Nordufer der Einfahrt in den Finnischen Meerbusen.

Anfang Juni 1940 begann die Sowjetunion neue Forderungen an die baltischen Staaten zu stellen mit dem Zweck ihrer endgültigen Eingliederung in das Russische Reich. Nach einer von sowjetrussischen Kommunistenführern veranstalteten Volksabstimmung erklärte die Sowjetregierung am 21. Juli 1940, dass sowohl Estland als auch Lettland und Litauen sich freiwillig der Sowjetunion angeschlossen hätten. Damit erhielt die Ostsee wieder eine zweite Grossmacht als Küstenbesitzerin.

So hatte die Sowjetunion im Ostseegebiet die erste Etappe ihrer strategischen Ziele erreicht. Durch die Besitznahme Hangös und anderer Befestigungs- und Stützpunktanlagen auf der Südseite des Finnischen Meerbusens hatte sie die erstrebten Schlüsselpositionen in dem vorgeschobenen

Verteidigungssystem von Kronstadt und Leningrad erhalten. Hangö in russischer Hand bedeutete für die Sowjets den Vorteil, dass die operativen Verteidigungsmöglichkeiten der allerdings unbedeutenden, aber dennoch aktiv auftretenden finnischen Flotte erheblich reduziert wurden. Ausser Hangö und Reval, die zu primären Flottenstützpunkten bestimmt wurden, waren bereits kleinere, teilweise neu errichtete Stützpunkte in Baltischport, Riga, Windau und Libau vorhanden.

Durch Ausnützung der Machtverhältnisse im streitenden Europa hatte die Sowjetunion, wie Aussenkommissar Molotow sich in einer Rede ausdrückte, «eine vorteilhafte Ausgangssituation zur Lösung künftiger politischer Verwicklungen im Ostseebecken geschaffen».

Wenige Jahre später sollten die Kriegsereignisse die Lage vollständig umgestalten.

Die Kriegsjahre 1941 bis Juni 1944

Zur Mittsommerzeit 1941 brach der Krieg zwischen Deutschland-Finnland und der Sowjetunion aus.

Die Rote Ostseeflotte hatte 1941 eine beachtenswerte Stärke erreicht. Die einigen Schiffen im finnischen Winterkrieg zugefügten Schäden waren repariert, und durch unermüdliche Übungen war den Besatzungen eine gute Kampfbereitschaft beigebracht worden. Energische Anstrengungen waren überdies gemacht worden, um die neuerworbenen Stützpunkte instand zu setzen und ihnen den nötigen Schutz zu verleihen. Die Schlachtschiffe hatten ihren Stützpunkt in Reval, während Kreuzer, Zerstörer und U-Boote in Libau sowie U-Boote und Motortorpedoboote in erheblicher Zahl in Hangö stationiert wurden.

Da das Gros der deutschen Flotte gegen den Hauptgegner im Westen stark engagiert war, hätte die Rote Flotte nun Gelegenheit gehabt, in der südlichen Ostsee eine lebhafte operative Tätigkeit zu entfalten. Dazu kam es jedoch nicht. Noch weniger als im letzten Weltkrieg machte sich irgendein offensives Auftreten der russischen Flotte bemerkbar. Vielleicht wurde sie in ihrer Tätigkeit bereits von Anfang an in gewissem Masse dadurch gelähmt, dass die Deutschen kurz nach Kriegsausbruch eine Reihe von Minensperren quer durch die südliche Ostsee von Öland bis zur deutsch-litauischen Küste gelegt hatten.

Die Herrschaft über das Ostseegebiet erkämpften sich die Deutschen dadurch, dass sie durch die Eroberung der Küste von der Landseite her die russische Flotte aus ihren Stützpunkten hinausdrängten. Im Herbst 1941 eroberte die deutsche Armee hintereinander Libau, Windau, Riga, Baltischport und schliesslich Reval, während leichte deutsche See- und Luftstreitkräfte die linke Flanke der Armee durch Angriffe auf russische Kriegs- und Transportschiffe an der Baltischen Küste schützten. Ein russisches Widerstandsgebiet entstand dabei im Gebiet von Ösel-Dagö. Deutsche Kreuzer griffen ein, bombardierten einige Batterien an Land und brachten sie zum Schweigen, worauf auf der Insel Moon zusammengezogene, durch Luftstreitkräfte wirksam unterstützte deutsche Truppen die übrigen Inseln des Gebietes in Besitz nahmen.

Der deutsche Vormarsch in Nord-Estland ging so rasch vor sich, dass ein Teil der russischen Truppen von der übrigen Front abgeschnitten und zur Evakuierung über Reval (Tallinn) gezwungen wurde. Die Einfahrt in diesen Hafen war von den deutschen und den finnischen Seestreitkräften miniert worden, weshalb russische Transport- und leichte Kriegsfahrzeuge in grosser Zahl durch Minen und Fliegerbomben versenkt wurden. Die russischen Verluste dürften beträchtlich gewesen sein, ihre Höhe ist jedoch nicht genau bekannt.

Wie man sich erinnern wird, wurden die Russen erst nach langwierigen Kämpfen gezwungen, Hangö zu räumen. Wiederholt unternahmen die Russen Versuche, die eingeschlossene Garnison auf dem Seewege zu entsetzen, was ihnen auch auf Kosten einiger Verluste an Mannschaften und Fahrzeugen gelang. Infolge des stetig zunehmenden Druckes von der Landseite her musste jedoch mit der Räumung Hangös schliesslich begonnen werden. Erst kurz bevor der innere Teil des Finnischen Meerbusens zu gefrieren begann, wurde Hangö auf dem Seewege endgültig evakuiert, wobei während der Transporte nach Kronstadt-Leningrad einige Verluste durch Artilleriebeschuss von Seiten der Küstenbatterien sowie durch Minen und U-Boote entstanden. Wenigstens zwei grössere Zerstörer, einige Transportschiffe und leichtere, mit Truppen beladene Fahrzeuge dürften dabei versenkt worden sein.

Vorher waren Hogland und die übrigen Ausseninseln im Finnischen Meerbusen – ausser den zwei inneren Lavansaari und Seiskari – von finnischen Truppen besetzt worden. Die beiden genannten Inseln blieben in den Händen der Russen; als vorgeschobene Stützpunkte für U-Boote waren sie ihnen später von Nutzen.

Auf diese Weise war die Rote Ostseeflotte wieder in den innersten Teil des Finnischen Meerbusens zurückgedrängt worden. Für den Gegner galt es nun zunächst, sie effektiv zu blockieren, um sie – das heisst besonders die U-Boote – am Ausbrechen und an der Überfahrt zu der hinter der Front gelegenen finnischen Küste zu verhindern.

Unmittelbar nach der Eisschmelze wurden im Frühling 1942 von deutschen und finnischen leichten Seestreitkräften umfassende Minensperren quer durch den Finnischen Meerbusen gelegt. Ein Ausbrechen der grossen russischen Fahrzeuge in die Ostsee war für absehbare Zeit kaum zu befürchten, da es ausserhalb des Finnischen Meerbusens keinen russischen Stützpunkt gab. Zu jener Zeit dürfte die Kriegseitung den Befehl erteilt haben, Leningrad um jeden Preis zu halten.

Die Fahrzeuge wurden getarnt und an den Ufern der Newa zerstreut stationiert, um gegen Luftangriffe geschützt zu sein und um mit ihrer Artillerie zur Verteidigung der Stadt gegen Land- und Luftangriffe nach Möglichkeit beizutragen. Ein Teil der Besatzungen gelangte auch an der übrigen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verstärkten Landfront zur Verwendung.

Das Gebiet von Kronstadt-Leningrad wurde im Winter 1941 bis 1942 und auch später zum Ziele wiederholter deutscher Bomberangriffe. Im Spätherbst 1941 wurde dabei das Schlachtschiff «Marat» im Hafen von Kronstadt bei einem Angriff deutscher Stukas durch Fliegerbomben getroffen. Das Vorderschiff senkte sich im seichten Wasser und dürfte sich immer noch in dieser Lage befinden; die Achterkanonen des Schlachtschiffes sollen bei der Beschiessung der deutschen Landfront verwendet worden sein. Ein Torpedokreuzer sowie einige andere leichte Fahrzeuge haben wohl bei den wiederholten deutschen Fliegerangriffen einige Schäden erlitten, die jedoch später wieder repariert worden sind.

In den Jahren 1942 und 1943 wurden die deutsch-finnischen Sperren im Finnischen Meerbusen verstärkt. Ausser in verschiedenen Tiefen verankerten Minen wurden auch in geeigneter Weise magnetische Minen und U-Bootnetze angebracht. Zahlreiche, mit guten Hydrophonanlagen (zum Abhören unter Wasser) versehene Beobachtungsfahrzeuge wurden über das Sperrgebiet verteilt, um es in engem Zusammenwirken mit Flugzeugen zu bewachen. Dies verhinderte jedoch nicht, dass eine Reihe von russischen U-Booten bei verschiedenen Gelegenheiten versuchte, die Sperren zu durchbrechen. Dabei wurde ein Teil der U-Boote versenkt, teils durch Mi-

nen und teils durch Tiefseebomben, die von Bewachungsfahrzeugen oder Flugzeugen abgeworfen worden waren; einigen wenigen U-Booten jedoch glückte es, die Sperre zu passieren und in die Ostsee zu gelangen. Infolgedessen sind einige deutsche und finnische und auch schwedische Transport- oder Handelsschiffe bei verschiedenen Gelegenheiten durch diese U-Boote versenkt worden.

Beim Forcieren der Sperren haben die russischen U-Bootführer oft Geschicklichkeit und grosse Kühnheit an den Tag gelegt. Durch ihre Tätigkeit sind die Seeverbindungen in der Ostsee zeitweise gestört, aber nicht dauernd unterbrochen worden.

Rückblick auf die Seekriegs-Ereignisse

Bei einem Rückblick auf die kriegerischen Ereignisse in der Ostsee vom Kriegsausbruch im Juni 1941 an, stellt sich von selbst die Frage: Weshalb verlegte sich die Rote Ostseeflotte bereits von Beginn an auf eine ausgeprägte defensive Kriegführung, obgleich ihre Befehlshaber über moderne, schnelle Kreuzer, zahlreiche Zerstörer und U-Boote sowie andere leichte Fahrzeuge, alle mit gut geschulter und kampfbereiter Bemannung, verfügten und in jenen Gewässern auch kaum mit wirklich überlegenen deutschen Seestreitkräften zu rechnen hatten und eventuelle Angriffe deutscher, von Landstützpunkten aus operierender Flieger zweifellos abzuwehren gewesen wären?

Die Antwort dürfte sich aus Folgendem ergeben: Mit Rücksicht auf das erwartete Tempo und die Kraft des deutschen Vormarsches in der ersten Phase des Krieges sah der von der russischen Kriegsleitung auf lange Sicht vorbereitete strategische Plan unter anderm die Räumung des Baltikums und später auch von Hangö vor. Unter diesen Verhältnissen konnte die Aufgabe der Roten Ostseeflotte nur darin bestehen, die Räumung der genannten Gebiete durch die Rote Armee nach Kräften zu unterstützen und sich mit geringsten Verlusten in das gut geschützte Gebiet der Stützpunkte im innersten Teil des Finnischen Meerbusens zurückzuziehen, um dort möglichst intakt künftige Möglichkeiten zu operativer Verwendung abzuwarten. Die Verteidigung des Leningrader Gebietes bis zum Äussersten war selbstverständlich eine natürliche Folge dieses Planes. Hingegen war es von geringem Belang, dass dadurch die deutsche und die finnische Seemacht

die Ostsee völlig beherrschten, denn dieses Gebiet stand mit keinen für die Kriegsversorgung der Sowjetunion nötigen Seewegen in Verbindung.

Obwohl der Plan bis heute sich gut bewährt hat, war er doch mit gewissen Gefahren verbunden. Denn eine Kriegsflotte, die gezwungen wird, jahrelang blockiert und untätig im Hafen zu liegen, verliert allmählich jeden Kampfwert für eine operative Tätigkeit. Die kühnen Ausbruchsunternehmen der russischen U-Boote verfolgten sicher unter anderm den Zweck, den Seemannsgeist und die Kampflust der Besatzungen aufrechtzuerhalten. Inwiefern dies gelungen ist, dürfte sich bald zeigen, nachdem die russische Flotte nunmehr durch die Wiedereroberung Estlands und den Waffenstillstandsvertrag mit Finnland von Neuem volle Bewegungsfreiheit erlangt hat.

Über die Tätigkeit der Schwarzmeerflotte im jetzigen Weltkrieg ist bis jetzt wenig bekannt geworden; es liegen darüber nur sporadische Angaben vor. Überhaupt waren dort keine grösseren Ereignisse zur See zu erwarten, nachdem die Türkei neutral blieb und Rumänien bloss über eine geringe Zahl von Zerstörern und U-Booten verfügte, die durch einige wenige kleinere, mit der Bahn und auf dem Flussweg in das Schwarze Meer beförderte deutsche U-Boote und Motortorpedoboote vermehrt worden waren.

Die Aufgabe der Roten Schwarzmeerflotte bei Kriegsausbruch bestand darin, die eigenen Seeverbindungen zu schützen, die Operationen der Roten Armee zu unterstützen und erleichtern und den Gegner daran zu hindern, das Schwarze Meer als Transportweg zu benutzen. Es galt dabei für die Schwarzmeerflotte, ihre Operationsfreiheit trotz dem allmählich wachsenden Mangel an Stützpunkten zu bewahren, um die Seeverbindungen des Gegners unablässig bedrohen zu können.

Zu Beginn des Krieges unternahm ein Teil der leichten Fahrzeuge der Schwarzmeerflotte Aktionen zur Bombardierung von Constanza und andern, an der rumänischen Küste gelegenen Orten und legte Minen aus. Bei diesen und auch bei späteren Gelegenheiten waren die russischen Fahrzeuge den Angriffen feindlicher Bomber ausgesetzt; anfangs wurden denn auch gewisse Schäden an den Fahrzeugen gemeldet, weil die Mannschaften die nötige Erfahrung zur wirksamen Abwehr derartiger Angriffe nicht besaßen.

Deshalb wurden der Flotte zur unmittelbaren Verwendung Jagdflugzeuge zugewiesen und die Wirkungskraft und Kampfbereitschaft der Flab auf den Fahrzeugen durch besondere Mittel verstärkt. Am 6. Oktober 1943 berichteten die Deutschen, dass durch deutsche Fliegerbomben im östli-

chen Teil des Schwarzen Meeres ein Torpedokreuzer – der neugebaute «Charkow» – sowie zwei Zerstörer versenkt worden seien.

Während des Vormarsches der deutsch-rumänischen Truppen auf der Krim, im Herbst 1941, dürften zur Bekämpfung der deutschen Artilleriestellungen, besonders in der Gegend von Sebastopol, russische Kriegsschiffe wirksam beigetragen haben. Im Zusammenhang mit der Räumung dieses Flottenstützpunktes wurden laut Bekanntgabe einige Fahrzeuge durch Fliegerbomben beschädigt. Dennoch konnte die Krim, unter dem sicheren Schutz leichter Kriegsfahrzeuge, mit verhältnismässig geringen russischen Verlusten evakuiert werden.

Nach dem Fall von Sebastopol wurde die russische Schwarzmeerflotte in die östlichen Häfen des Schwarzen Meeres, anfangs nach Noworossiisk, und, nachdem diese Stadt von der Landseite bedroht wurde, nach Batum, Poti und Tuapse verlegt. Während der alsdann bei der Halbinsel Taman und der Meerenge von Kertsch entbrannten Kämpfe, unterstützten leichte russische Kriegsfahrzeuge erfolgreich die Operationen der eigenen Truppen, so unter anderm bei gewissen Landungsversuchen.

Der Umfang der tatsächlichen Verluste und Schäden an Fahrzeugen der russischen Schwarzmeerflotte ist bis jetzt noch nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Nachdem nunmehr die Flottenstützpunkte auf der Krim von den Russen wieder erobert worden sind, schätzt man, dass der übriggebliebene ungefähre Bestand an Schiffen, wie er in der Tabelle auf Seite 196 verzeichnet ist, für die Wiedergewinnung der russischen Seeherrschaft im Schwarzen Meer reichlich genügen dürfte.

Die Eroberung Nikolajews durch die deutsch-rumänischen Truppen im Herbst 1941 verursachte ernste Verluste für die Schwarzmeerflotte, weil dabei einige im Bau befindliche Schiffe in die Hände des Gegners fielen. Wie gemeldet wurde, befanden sich dort 1 Schlachtschiff, 1 Flugzeugträger, 1 Kreuzer, 2 oder 3 Zerstörer und einige U-Boote im Bau.

Da es der Roten Schwarzmeerflotte, trotz den Bedrohungen durch die Luftwaffe, immer geglückt ist, ihre Operationsfreiheit zu wahren, war es der Heeresleitung der Achsenmächte verwehrt, die für sie äusserst wichtigen Seeverbindungen auf dem Schwarzen Meer für Truppen- und Materialtransporte nach den verschiedenen Gebieten des südlichen Kriegsschauplatzes zu benützen.

Die russische Schwarzmeerflotte hat somit im Rahmen des russischen

Kriegsplanes eine wichtige Aufgabe erfüllt. Nachdem jetzt sowohl Rumänien als auch Bulgarien an Russlands Seite kämpfen, ist die Bedeutung der Schwarzmeerflotte noch mehr gestiegen. Möglicherweise wird ihr im Zusammenhang mit dem Friedensschluss eine äusserst wichtige Rolle zufallen, bei der die Frage über die Öffnung der Dardanellen für russische Kriegsfahrzeuge sicherlich zur Behandlung kommen wird.

Die verhältnismässig unbedeutenden russischen Seestreitkräfte, die vom Beginn des Krieges an im Nördlichen Eismeer stationiert waren, ausschliesslich Zerstörer, U-Boote und andere leichtere Fahrzeuge (siehe Tabelle auf Seite 196), haben im bisherigen Verlauf des Krieges eine wenig auffallende, aber keineswegs unbedeutende Rolle gespielt.

Die Aufgaben der russischen Eismeerflotte sind folgende gewesen: zusammen mit den Seestreitkräften der übrigen Alliierten die für die Kriegführung des Landes wichtigen Seeverbindungen mit den angelsächsischen Mächten zu schützen; deutsche Minenlegungen an der Eismeerküste und Angriffsunternehmen von nord-norwegischen Stützpunkten aus gegen sie zu verhindern und die deutschen Seetransporte an der norwegischen Küste und im Petsamogebiet zu unterbinden sowie die russischen Landstreitkräfte an der Eismeerküste bei eigenen Landungsversuchen und bei der Verhinderung solcher möglicher Feindoperationen zu unterstützen.

Die hauptsächlich von Westen kommenden Geleitzüge der alliierten Mächte nähern sich der Barentssee in der Regel im Schutze von starken britischen oder amerikanischen Seestreitkräften. Im Allgemeinen fahren russische Zerstörer und andere leichte Schiffe diesen Geleitzügen in der Barentssee, entgegen, um während des letzten und gefährlichsten Teils der Reise die Bewachung besonders gegen deutsche U-Boot-Angriffe zu verstärken und Minen zu suchen. Solange es die Eisverhältnisse im Weissen Meer erlauben, laufen die Geleitzüge Archangelsk an. Der Hafen von Murmansk im Kola-Fjord ist zwar immer eisfrei, liegt aber in allzu grosser Nähe der deutschen Flugstützpunkte in Nordnorwegen und ist daher wiederholt deutschen Bomberangriffen ausgesetzt gewesen. Er wird daher als Bestimmungshafen für die Geleitzüge nur während der fünf bis sechs Monate des Jahres, in denen Archangelsk nicht angelaufen werden kann, benützt.

Im Jahre 1942 nahmen leichte deutsche Seestreitkräfte offensive Minenlegungen in der Mündung des Kola-Fjordes und der Einfahrt zum Weis-

sen Meer vor; russische Zerstörer dürften derartige Versuche, wenigstens bei einigen Gelegenheiten, erfolgreich abgewehrt haben.

In wiederholten Fällen sind russische U-Boote ausserhalb der nord-norwegischen Küste erschienen und haben dabei einige deutsche Transporter versenkt. Ausserdem sind kleinere russische, von den Seestreitkräften unterstützte Landungsversuche hinter der nördlichsten deutschen Landfront unternommen worden, aber, soviel man weiss, misslungen. In letzter Zeit dürften russische Motortorpedoboote bei der Eroberung der Waranger-Halbinsel mitgewirkt haben.

Über den Seekrieg im Nördlichen Eismeer liegen nur unvollständige Angaben vor. Das Vorhandensein einer operationsfähigen und aktiven russischen Flotte mit zahlreichen U-Booten in jenen Gewässern hat vermutlich die deutsche Kriegsleitung in Norwegen davon abgehalten, in der südlichen Barentssee die für die russische Kriegsversorgung wertvollen Geleitzüge anzugreifen oder Landungsversuche im Rücken der russischen Landfront vorzunehmen, in der Absicht, dadurch vor allem in den Besitz der Stützpunkte im Kola-Fjord zu gelangen.

Nachdem Finnland infolge des Waffenstillstandsvertrages mit Russland das Petsamogebiet abtreten musste, haben die Russen nicht bloss die dort befindlichen äusserst wertvollen Nickelgruben, sondern überdies noch einen eisfreien Hafen an der Eismeerküste erhalten. Seine militärische und ökonomische Bedeutung kann nicht völlig überblickt werden, bevor dieser Hafen mit dem übrigen Russland nicht durch gute Strassen und Eisenbahnen verbunden ist.

Eine Beurteilung der hier zu berücksichtigenden Faktoren erfordert eine Untersuchung der massgebenden sowjetrussischen Marineorganisation und auch der Ausbildung des Flottenpersonals, seiner disziplinarischen Verhältnisse usw.

Die in der Tabelle auf Seite 196 angegebenen 3 Schlachtschiffe sind trotz Modernisierung so veraltet, dass sie gegen einen mit modernen See- und Luftstreitkräften ausgerüsteten Feind nur von geringem Kampf wert sind. Im gegenwärtigen Krieg sind sie daher noch nicht für eigentliche Seeoperationen verwendet worden.

Hingegen sind die übrigen in der Tabelle angegebenen Einheiten durchaus modern. Ihr Kampf wert hängt jedoch völlig von der Fähigkeit der Kriegsleitung und des Personals ab, von dem Material im Falle von Seekriegsoperationen richtigen Gebrauch zu machen.

Die Roten Seestreitkräfte zu Beginn 1944¹

Bezeichnung	Schiffstypen									Verteilung nach Flotten			
	Wasser- verdrän- gung	Ge- schwin- digkeit	Geschütze		Tor- pedo- rohre	Minen	Leichte Kano- nen	Mg.	Flug- zeuge	Ostsee	Schwar- zes Meer	Nörd- liches Eismeer	Ferner Osten
	Tonnen	Knoten	Anzahl	Kaliber	Anzahl				Anzahl Schiffe ²				
Schlachtschiffe	23 600	23	12	30,5	—	—	—	—	—	2 [1]	1	—	—
Mittelschwere Kreuzer	8 000	33–35	9	18,0	—	—	—	—	—	2	2	—	—
Leichte Kreuzer	6300–7000	23–30	10–15	13,0	—	—	—	—	—	—	2	—	—
Minenkreuzer	3 500	25	4	13,0	—	300	—	—	—	1	—	—	—
Torpedokreuzer	2 900	36	5	13,0	8	—	—	—	—	2	2 [1]	1	2 [?]
Flugzeugträger	9 000	30	—	—	—	—	—	—	22	—	1	—	—
Größere Zerstörer	1 700	37	4	13,0	6	—	—	—	—	10 [2]	9 [2]	6	10
Kleinere Zerstörer	700	29	2	10,0	3	—	—	—	—	9 [4]	6 [1]	4	6 [?]
Größere U-Boote	770–850	18–20	1–2	10,0	6	—	—	—	—	13	8	16	16
Mittelgroße U-Boote	600	16	—	—	4	—	1 oder 1	—	—	14	16	8	30 [?]
Kleinere U-Boote	250–300	10	—	—	2	—	1 oder 1	—	—	6	13	12	24 [?]
Motortorpedoboote	—	—	—	—	—	—	—	—	—	95	30	15	40
Minensucher oder Bewachungsfahrzeuge	—	—	—	—	—	—	—	—	—	110	60	120	41

¹ Nach Angaben des Marinekalenders usw.² Die Ziffern in Klammern geben die Zahl der beschädigten, aber wahrscheinlich wieder instandsetzbaren Fahrzeuge an. Diese sind in den in der Tabelle angegebenen nicht eingeklammerten Zahlen inbegriffen. - Die kursiv gesetzten Ziffern geben nur die ungefähre Anzahl an.

Ausserdem befinden sich im Bau in den Werften der Newamündung: 1 Schlachtschiff (35'000 Tonnen), 1 Flugzeugträger (12'000 Tonnen), 2 bis 3 mittelschwere Kreuzer (8000 Tonnen), 1 Torpedokreuzer (2900 Tonnen), wenigstens 4 grössere Zerstörer (1700 Tonnen) und eine unbekannte Anzahl U-Boote verschiedener Grösse. In den übrigen Werften Russlands werden, soviel bekannt ist, zur Zeit keine grösseren Kriegsschiffe gebaut.

Die Organisation der Marine

Die oberste Leitung der russischen Marine wurde im Jahre 1937 von dem bis dahin für die ganze Kriegsmacht der Sowjetunion gemeinsamen Kommissariat der Landesverteidigung getrennt. Ein besonderes Marinekommissariat wurde gebildet. Die höchste Leitung der «Roten Flotte» liegt somit in den Händen des Volkskommissars für die Flotte. Ihm stehen drei Stellvertreter zur Seite. Zwei davon sind Admirale, von denen der eine Personalchef ist; der dritte, welcher Leiter der sogenannten Zentralen politischen Organisation der Marine ist, fungiert als höherer «politischer» Beamter. Dem Marinekommissariat unterstehen ausser den Marineorganen im engeren Sinne auch die Seeflugwaffe, die Küstenbefestigungen und gewisse Marinetruppen.

Ausserdem gibt es einen höchsten «Kriegsrat» der Marine (oder «Militärrat») und einen ähnlichen «Rat» für jede einzelne Flotte; diese sämtlichen Räte (russisch: Sowjets) sind «politische» Körperschaften, in die auch rein militärisches Personal gewählt werden kann. Dies bedeutet, dass sie eine militärische und eine politische Leitung umfassen, die nach gewissen Normen Zusammenarbeiten.

Die operative und organisatorische Leitung aller Marineelemente wird vom Marinestab ausgeübt, der im Kriegsfall auch im Hauptquartier vertreten ist. Der Marinestab ist, wie üblich, in besondere Abteilungen gegliedert.

Als Marinekommissar amtiert seit 1939 Admiral Nikolai Gerasimowitsch Kusnetzow. 1902 als Bauernkind geboren, musste er sich bereits im Alter von zwölf Jahren sein Auskommen suchen. In der Revolution im Jahre 1917 trat er als Matrose in die von den «Roten» organisierte sogenannte nördliche «Dwina»-Flotille ein, die aus Flusskanonenbooten bestand, und während des grössten Teils der Revolution diente er ihr mit Auszeichnung. Von 1920 bis 1922 soll er an Bord verschiedener Kriegsschiffe als Heizer, Signalgast und Maschinist gearbeitet und die Seekriegsschule Frunse in Leningrad absolviert haben. Im Jahre 1924 trat er der Kommunistischen Partei bei. Seit 1929 war Kusnetzow Erster Seeoffizier des Kreuzers «Tscherwona Ukraina» im Schwarzen Meer und wurde später Befehlshaber dieses Schiffes, dessen Kampfbereitschaft er erheblich erhöhen konnte. Nachdem er dann im Jahre 1932 die Marineakademie Woroschilow mit guten Zeugnissen absolviert hatte, widmete er sich erfolgreich der Ausbildung des Artilleriepersonals der Roten Flotte. Bis zum Ausgang des Jah-

res 1938 war er Chef der Roten Flotte im Stillen Ozean, um alsdann sein jetziges Amt anzutreten. Er scheint sich mehr in seinem Beruf als in der Politik auszuzeichnen und ist in seinem Auftreten bescheiden und sympathisch; daher genießt er auch eine weitreichende Popularität und ein hohes Ansehen als höchster Chef der Roten Marine.

Die Befehlshaber der verschiedenen Flotten der russischen Marine sind eigentlich Chefs der entsprechenden Marinedistrikte, die demnach eine Flotte zur See und die zum Marinedistrikt gehörenden Küstenbefestigungen, Marineflugverbände, Marinetruppen, Marineschulen und -anlagen, Reparaturwerften usw. umfassen. Nur in Ausnahmefällen begeben sich die Flottenchefs an Bord eines der ihnen unterstehenden Schiffe. Sowohl an Bord wie an Land haben die einzelnen Flottenchefs ihre Stellvertreter. Bei Abwesenheit des Flottenchefs (an Bord oder an Land) übt einer der Stellvertreter das unmittelbare Kommando aus.

Der Chef der Ostseeflotte führt somit im Allgemeinen das Kommando von Kronstadt und er befiehlt gleichzeitig den sogenannten Baltischen Marinedistrikt und die Schiffswerft von Kronstadt (morskoj sawod) für Schiffsreparaturen und -kontrollen. Hingegen unterstehen die übrigen grösseren, an der Mündung des Newaflusses gelegenen Werften (die Baltische Werft, die Martiwerft, die Sudomechwerft usw.), in denen Neu- und Umbauten, aber auch Reparaturen und Überprüfungen der Kriegsschiffe ausgeführt werden, dem zivilen Industriekommissariat des Landes.

Chef der russischen Ostseeflotte ist seit 1939 Vizeadmiral Wladimir Filippowitsch Tributcz.

Im Jahre 1936 war er Kommandant auf einem Zerstörer und im Jahre darauf Erster Offizier auf dem Schlachtschiff «Marat» während dessen Fahrt nach Portsmouth zur Krönungsfeier in London; nach seiner Rückkehr wurde er zum Stabschef beim Kommando der Ostseeflotte ernannt und diente in dieser Eigenschaft bis zum Antritt seines jetzigen Postens.

Chef der Nördlichen Eismeerflotte ist Vizeadmiral Golowko.

Die Ausbildung

Die Offiziere der Roten Flotte, der Küstenbefestigungen und der Marinetruppen werden in Friedenszeiten an einer der drei Seekriegsschulen

ausgebildet (Seekriegsschule Frunse in Leningrad; Seekriegsschule für die Schwarzmeerflotte; zweite Seekriegsschule in Wladiwostok). Die Eintrittsbedingungen sind: Alter 17 bis 22 Jahre und Absolvierung einer sogenannten Mittelschule während zehn Jahren. Die Dauer des Studiums beträgt vier Jahre. Marineingenieure werden an der Lehranstalt Dserschinski in Leningrad ausgebildet. Besonders ausgezeichnete Schüler dieser Schule genießen gewisse Vorteile in Bezug auf Beförderung, Gehalt, Eintritt in die Hochschulen usw.

Offiziere und Marineingenieure unter 35 Jahren können, falls sie eine gewisse Dienstzeit hinter sich und dabei gute Zeugnisse erhalten haben, in die Marineakademie Woroschilow in Leningrad eintreten. An dieser Hochschule gibt es folgende Fakultäten: Seemilitärkunde, Nautik und Tiefenmessung, Waffentechnik, Elektrotechnik, Mechanik und Schiffbau. An jeder Fakultät dauert das Studium vier Jahre.

Folgender Auszug aus einem Vortrag des Marinekommissars Kusnetzow («Prawda» vom 8. September 1940), den er anlässlich einer Kritik nach einem Manöver mit der Roten Ostseeflotte im Herbst 1940 gehalten hat, beleuchtet die Einstellung der russischen Marinebehörden zu dem Problem der Kampfbereitschaft, Disziplin und Hingabe schon in Friedenszeiten:

«Der Chef jeder Einheit muss der Kampfbereitschaft seiner Fahrzeuge stete Aufmerksamkeit widmen. Wenn die Feuervorbereitung der Artillerie schlecht ist, kann ein richtig ausgeführtes Manöver oder eine gut gewählte Lage dem Feinde gegenüber nicht völlig ausgenützt werden. Verzögert sich der Einsatz der Artillerie, so kann die Initiative sogar an den Gegner übergehen, wobei der eigene Verband oder das eigene Fahrzeug leicht in eine schwierige Lage geraten kann . . .

Ein Angriff kann nur dann kräftig und konzentriert durchgeführt werden, wenn alle verfügbaren Streitkräfte zur Vernichtung des Feindes gleichzeitig eingesetzt und auch alle schwer berechenbaren Faktoren, sogar die Witterungslage in den verschiedenen Teilen des Operationsgebietes, einkalkuliert worden sind . . .

Man beachte genau das Überraschungsmoment bei der bevorstehenden Berührung mit dem Feinde. Man muss sich daher aller Mittel bedienen, um sich dem Feinde unbemerkt zu nähern; man muss ihm jederlei Rekognoszierungen unmöglich machen und danach streben, ihn in Unwissenheit über die eigene Stärke und die eigenen Absichten zu halten. Zur Erreichung des

Kampfzieles, das heisst der völligen Vernichtung der feindlichen Seestreitkräfte, sind für einen geschickten Befehlshaber die Dunkelheit und bei Tageslicht gewisse technische Hilfsmittel (Nebelbildung) die besten Bundesgenossen; wesentliche Bedingungen des Erfolges sind dabei die gewandte Ausnützung der herrschenden Wind-, Wetter- und Lichtverhältnisse und die genaue Kenntnis aller natürlichen Voraussetzungen des Operationsgebietes

...

Der Seekampf fordert eine eiserne Disziplin. Sie ist unerlässlich, damit das Personal während der psychischen und physischen Belastung imstande ist, ruhig und lückenlos die ihm obliegenden anstrengenden Aufgaben zu bewältigen.

Wie unsere Manöver zur See klar bewiesen haben, sind jeder Verband und jedes Fahrzeug so ausgebildet worden, dass die vorliegenden taktischen Aufgaben befriedigend gelöst werden konnten. Trotzdem ist noch vieles zu lernen. Vor allem müssen die Pläne für die Zusammenwirkung verschiedener Fahrzeuge und Verbände unter schweren Verhältnissen sowohl bei Tageslicht als im Dunkeln sorgfältig ausgearbeitet und eingeübt werden, um das operative und taktische Auftreten der Flotte zur Vollendung zu bringen. Das Zusammenspiel der Schiffe, das einheitliche Denken und Handeln der Verbands- und Einheitskommandanten im Kampfe sowie das intensive Training der Truppen – all das kann von entscheidender Bedeutung bei der Erfüllung der Aufgaben sein, die ein künftiger Krieg unserer Flotte stellen könnte.

Jeder Einzelne muss sich seiner Verantwortung gegenüber der Sowjetunion als Nation bewusst sein und daher stets danach streben, seine Kenntnisse zu erweitern und sich darauf vorzubereiten, seine Untergebenen im Geiste des Kommunismus zu erziehen und auszubilden.»

Diese Äusserungen zeigen, dass die Leitung der sowjetrussischen Ostseeflotte bereits im Jahre 1940 sich über die Forderungen im Klaren war, die für die erfolgreiche Durchführung der Seeoperationen an die Offiziere und Mannschaften gestellt werden mussten. Da die Flottenleitung in der Hauptsache die gleiche geblieben ist und seitdem im Laufe des Krieges im Ostseegebiet Gelegenheit gehabt hat, ihre Erfahrungen zu erweitern, darf man annehmen, dass die Voraussetzungen für die Schaffung einer allen politischen Zielen des Sowjetregimes angepassten Seemacht vorhanden sind. Dass weder die Ostsee- noch die Schwarzmeerflotte bisher Gelegenheit hatten, im

jetzigen Kriege die soeben zitierten Anweisungen des Marinekommissars zu verwirklichen, hängt ohne Zweifel mit den Anordnungen der Kriegsführung zusammen.

Die Kriegsergebnisse haben deutlich erwiesen, welche Schwierigkeiten damit verknüpft waren, dass die russische Ostseeflotte bloss ein einziges und leicht zu blockierendes Stützpunktgebiet im hintersten Teil des Finnischen Meerbusens besass. Nachdem nun ihre bisherigen Fesseln gesprengt worden sind, eröffnen sich ihr völlig neue Perspektiven.

Vorerst gilt es, den Kriegshafen von Tallinn und die dazugehörigen Befestigungen wieder in verwendbaren Zustand zu setzen und das gegenüber Tallinn gelegene, neuerworbene Gebiet auf der Porkkala-Halbinsel zu militärischen Zwecken auszubauen. Sobald dies geschehen ist, wird es den Russen möglich sein, den Hauptteil des Finnischen Meerbusens durch Artilleriefeuer zu sperren. Werden alsdann noch die Marinestützpunkte im Ösel-Dagö-Gebiet sowie in der Rigaer Bucht und bei Libau ausgebaut, so bedeutet das eine Verlegung der Stützpunkte auf breiter Front, die es einer zweckmässig zusammengesetzten Kriegsflotte ermöglichen wird, wenigstens die nördlichen und mittleren Teile der Ostsee zu beherrschen.

Gewisse Tatsachen, die bereits erwähnt wurden, zeugen davon, dass die russische Staats- und Militärführung über das nötige Interesse wie auch über die erforderlichen Mittel für den Ausbau einer solchen Kriegsflotte verfügt.

DIE RUSSISCHE LUFTWAFFE

Die Ausgangslage

Falls es richtig wäre, dass die Entwicklung der Luftmacht eines Landes identisch mit jener seiner Flugzeugindustrie ist, müsste man annehmen, dass der quantitativ starke Einsatz der sowjetrussischen Luftwaffe im gegenwärtigen Krieg gegen Deutschland das Ergebnis einer alten, hochstehenden und erprobten Flugzeugindustrie sei. Doch ist dies keineswegs der Fall. In Wirklichkeit waren im zaristischen Russland keinerlei Vorbedingungen für den Bau einer Flugwaffe vorhanden. Die Flugzeuge wurden im Kriege 1914/18 grösstenteils aus dem Ausland importiert. Die verhältnismässig wenigen während des Krieges in Russland konstruierten Maschinen waren den ausländischen bedeutend unterlegen und ausnahmslos mit ausländischen Motoren ausgerüstet. Infolgedessen besass die Flugwaffe, welche die Rote Armee von der alten zaristischen Armee übernahm, keinerlei Reserveteile und befand sich überdies in einem derart schlechten Zustand, dass nur mit grösster Schwierigkeit einige wenige kriegstaugliche Flugverbände daraus zusammengestellt werden konnten. Ausserdem wurden in der Revolution und im Bürgerkrieg gewisse russische Flugzeugfabriken zerstört und die wenigen übriggebliebenen aus Mangel an Rohstoffen stillgelegt.

Nach einer zum Zehnjahrjubiläum der russischen Luftkriegshochschule herausgegebenen Denkschrift waren die von der zaristischen Armee übernommenen Flugzeuge so mangelhaft, dass der Soldatenhumor sie als «fliegende Särge» bezeichnete. Sie verursachten durch plötzliches Versagen des Motors den Tod oder die Gefangennahme vieler Flieger. Es gab Flugzeuge, die aus Teilen von zehn Maschinen zusammengesetzt und bisweilen durch Stahldraht und Seile oder anderes Aushilfsmaterial zusammengehalten waren.

Mit solcher Abfallware kämpften die Roten Flieger gegen reichlich mit modernem, erstklassigem ausländischem Material ausgerüstete Feinde. Trotzdem waren der Roten Flugwaffe nicht alle Erfolge versagt. Ein kleines Kader erprobter russischer Flieger fand sich zusammen und bildete später den Kern der sowjetrussischen Flugwaffe.

Zur Zeit des Kriegskommunismus lag die russische Flugzeugproduktion völlig darnieder. Die Folge davon war, dass die Rote Flugwaffe im Jahre 1923, mit Einschluss der Reservemaschinen, über nur 300 Flugzeuge von 29 verschiedenen Typen jeden Alters verfügte. Nur wenige Dutzende davon waren zum Fliegen wirklich zu gebrauchen.

Das Interesse für das Fliegen, das in Russland von jeher lebendig gewesen war, nahm trotzdem nicht ab und wurde namentlich durch das theoretische Wirken des Professors Nikolai Jegorowitsch Schukowski und seiner Schüler gesteigert. Bereits 1922 wurde unter Schukowskis Leitung eine Akademie für Militärflieger, die erste, aber auch die seltsamste ihrer Art in der Welt, organisiert. Ein russisches Flugwesen, auf das sie sich hätte stützen können, war nicht vorhanden; auch besass die Schule keine eigenen Flugzeuge zu Versuchs- und Lehrzwecken, ein Zustand, der als typisch russisch bezeichnet werden muss.

Die Fliegerakademie hing dennoch nicht ganz in der Luft. Ihre Basis bildete das Gutachten des Allrussischen Fliegerkongresses von 1921, der es für notwendig erachtet hatte, die einheimische Flugzeug- und Motorenproduktion baldigst zu steigern, Flugzeugstützpunkte anzulegen und flugtechnische Kaders auszubilden. Für Neuanlagen hatte man weder Zeit noch die nötigen Mittel. Man musste daher die besten bereits existierenden Fabriken verwenden und danach trachten, einen Stamm guter Konstrukteure, Techniker und geschulter Arbeiter zu bilden. Die Hindernisse, die sich der Massenproduktion von Flugzeugen entgegenstellten, konnten nur dadurch überwunden werden, dass man ausländischen Firmen Konzessionen in Russland gewährte, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, dass die russische Flugzeugindustrie sich die industriellen und technischen Erfahrungen des Konzessionsinhabers zunutze machen dürfte.

Schon in den ersten Jahren der Nep-Periode begann man die Schlussfolgerungen des erwähnten Gutachtens in die Tat umzusetzen. Es war eine natürliche Folge des Rapallo-Vertrages, dass sich die Sowjetunion zu diesem Zwecke an Deutschland wandte. Dem Begehren wurde mit grösster Bereitwilligkeit entsprochen, da Deutschland zu jener Zeit für militärische Zwecke keine Flugzeuge herstellen durfte, und so bauten im Jahre 1923 die Junkerswerke eine Fabrik in Fili, an der Peripherie von Moskau. Es wurde nun mit der Serienherstellung von Flugzeugen deutscher Konstruktion, unter anderm des Bombers Junkers 20, begonnen. Nachdem diese Fabrikation

in Gang gekommen war und die Russen eine gewisse Erfahrung gewonnen hätten, nahmen sie im Jahre 1926 den Betrieb selber in die Hand. Die tieferen Ursachen hierfür waren folgende:

Bereits 1912 hatte Professor Schukowski theoretische Kurse für Militärflyer veranstaltet, und 1916 wurde auf seine Initiative eine flugtechnische Versuchsanstalt eingerichtet, die sich zwei Jahre später zu dem grossen «Zentralen Aero-hydrodynamischen Institut» – «Zagi» genannt entwickelte. Dieses Institut wurde später von entscheidender Bedeutung für die wissenschaftlich-flugtechnische Forschung in Russland und damit auch für den Aufbau der selbständigen russischen Flugwaffe. An diesem Institut studierten und arbeiteten die meisten der jetzigen Flugzeugkonstrukteure. Einzelne von ihnen, wie Igor Sikorski, der heute noch in den USA. tätig ist, waren bereits vor 1914 zu Weltberühmtheit gelangt, andere sind erst später öffentlich bekannt geworden. Der hervorragendste unter ihnen ist Andrej Nikolajewitsch Tupolew, dessen Namensinitialen die Bezeichnung für eine Reihe von ihm konstruierter Flugzeugtypen bilden.

Bereits im Jahre 1921 hatte Tupolew sein erstes Flugzeug ANT-1 konstruiert. Seitdem hat er mehr als vierzig verschiedene Typen gebaut, hauptsächlich schwere Bomber und Transportflugzeuge. Bei Kriegsausbruch 1939 waren zum Beispiel etwa 2'000 Flugzeuge des Typs ANT-6 im Dienst. Am 1. Mai 1933 paradierten etwa 60 ANT-14 über dem Roten Platz von Moskau. Ungefähr gleichzeitig wurde ein achtmotoriges Flugzeug von 42 Tonnen Eigengewicht hergestellt, das unter dem Namen «Maxim Gorki» in den Dienst der einheimischen Propaganda gestellt wurde. Das Flugzeug war mit allem, was zu einer erstklassigen Propagandazentrale gehörte, unter anderm mit einer Druckerei, Lautsprechern und Vorrichtungen für Filmvorträge usw., ausgerüstet. Es besuchte alle Teile der Sowjetunion, stürzte aber während eines Propagandafluges infolge eines Zusammenstosses mit einem Jagdflugzeug ab.

Eine andere Tupolewsche Konstruktion, das Transportflugzeug ANT-35, errang 1937 den Weltrekord im Langstreckenflug durch einen Flug von Moskau nach Kalifornien über den Nordpol. Die Flugstrecke von 10'000 Kilometern wurde in 62 Stunden und 2 Minuten zurückgelegt.

Nachdem die russische Bomberluftwaffe Ende der dreissiger Jahre von schwereren zu leichteren Flugzeugtypen übergegangen war, hörte man eine Zeitlang nichts mehr von Tupolew. Dies hat sogar Anlass zu dem Gerücht gegeben, er sei «liquidiert» worden. Er scheint jedoch seine Arbeit in aller

Stille, aber erfolgreich fortgesetzt zu haben, denn im März 1943 erhielt er den Stalinpreis für die Konstruktion eines neuen Militärflugzeugtyps.

Mit einem Forschungsinstitut wie dem «Zagi» mit Tupolew als erstem Leiter und Bevollmächtigtem reichte die kurze Zeit, während welcher die Junkerswerke ihre Filiale in Moskau betrieben, völlig aus, um den russischen Flugzeugexperten zu ermöglichen, aus den produktionstechnischen Erfahrungen und den Prinzipien der Arbeitsmethoden der deutschen Firma Nutzen zu ziehen.

Das war im Grossen und Ganzen die technische Ausgangslage für die Luftaufrüstung, die vom russischen Staate zur Zeit des ersten Fünfjahrplanes 1928 bis 1933 ernsthaft eingeleitet wurde.

Der Start

Als Russland sich anschickte, seinen Entschluss zu verwirklichen, eine Luftwaffe aufzubauen, die sich mit derjenigen der Grossmächte messen oder sie sogar übertreffen könnte, begann es – wenn man von seinem Stab bedeutender Flugzeugkonstrukteure und von einigen wissenschaftlichen Einrichtungen absieht – eigentlich mit leeren Händen. Dies dürfte in gewissen Beziehungen sogar von Vorteil gewesen sein, indem die Leitung der Flugwaffe keinerlei Rücksicht auf alten Schlendrian und unmodernes Material zu nehmen brauchte. Man weiss zum Beispiel, dass der rekordmässig rasche Bau der deutschen Luftwaffe und ihre Ausrüstung mit modernstem Material teilweise dadurch möglich war, weil das Luftfahrtsministerium durch keinen Ballast in Form von Mengen veralteter Flugzeuge behindert wurde. Die Sieger im ersten Weltkrieg hatten bekanntlich die Deutschen davon befreit.

Die russische Flugwaffe befand sich somit, was die Materialverhältnisse betrifft, bei ihrem Start im Jahre 1928 in der gleichen «günstigen» Ausgangslage wie die deutsche im Jahre 1935; in anderer Hinsicht jedoch bestand ein wesentlicher Unterschied zwischen den Möglichkeiten der beiden Diktaturstaaten, ihr Aufrüstungsprogramm durchzuführen. Dies gilt besonders für die Zeit, welche für die Durchführung der Programme nötig war, und machte sich vor allem auf dem personellen Gebiet bemerkbar.

Als Hitler seinen Entschluss über die Wiedererrichtung der deutschen Luftwaffe verkündete, wurde die Neuorganisation – nicht zum wenigsten

der Flugzeugindustrie – schlagartig und in einem Arbeitstempo in Gang gesetzt, das in verschiedenen Nachbarländern Staunen und Furcht erregte. Für den Eingeweihten war es jedoch kein Geheimnis, dass Deutschland, indem es sein Zivilflugwesen unterstützte, vorsorglich die Neuaufstellung seiner Luftwaffe vorbereitete. So waren einzelne Flugzeugindustrien begünstigt und in jeder Weise der Aufbau eines Stammes von Konstrukteuren und von Facharbeitern betrieben worden.

In Russland hingegen lagen die Dinge anders. Ein Kader von wissenschaftlich gebildeten und geschickten Flugzeugkonstrukteuren war allerdings vorhanden, dafür aber herrschte ein äusserst fühlbarer Mangel an Industrieleitern mit Erfahrungen aus Grossbetrieben, ebenso an Zeichnern, technischen Hilfskräften und Spezialarbeitern, wie sie für einen industriellen Grossbetrieb und für Serienfabrikation, besonders von Motoren, unumgänglich nötig sind. Die grössten Schwierigkeiten verursachte jedoch das Fehlen einer entwickelten Werkzeugindustrie. Auch gewisse Rohstoffe waren nicht in genügenden Mengen vorhanden.

Die Werkzeugmaschinen mussten in grossem Umfange importiert werden und von einer Anzahl geschickter Werkmeister und Spezialarbeiter begleitet sein, deren Aufgabe darin bestand, die russischen Arbeiter anzulernen. Auf Kosten einer starken Abnützung oder des vollständigen Verlustes einer oder mehrerer Werkzeugmaschinenparks wurde ein Stamm von russischen Arbeitern ausgebildet und allmählich in die neugebauten Fabriken abgeordnet, wo sie den Grundstock der Arbeiterschaft zu bilden hatten.

Zur Beschaffung von Rohstoffen wurden Minerallagerstätten ausgebeutet und im gleichen Tempo, wie die Nachfrage wuchs, Fabriken zur Herstellung von Halbfabrikaten usw. gebaut. So konnte von 1929 an Aluminium an die Flugzeugindustrie geliefert werden.

Es hat sich gezeigt, dass die Flugzeugmotoren in der Regel viel schwerer zu bauen sind als die Flugzeuge selbst. Neben der Konstruktionsarbeit bereitete oft der Mangel an passenden Rohstoffen wie hochwertigem Stahl, verschiedenen Legierungen usw. und fernerhin das Giessen und Fertigstellen der Zylinder und übrigen Motorenteile Schwierigkeiten. Daher konnten in Russland nach fünfjähriger Arbeit erst von 1930 an inländische Standardtypen für grössere Flugzeugmotoren hergestellt werden. Der Motor M 34, der die beste Konstruktion von 800 bis 1'000 PS darstellt, beruht auf Versuchsarbeiten von Mikulin, eines nahen Verwandten Professors Schukowski.

Damit war indes noch kein vollständiger Erfolg erzielt. Die russischen Motoren standen den ausländischen an Hochwertigkeit immer noch nach, und deshalb mussten noch lange Zeit für die Herstellung von amerikanischen, italienischen und französischen Motortypen die Lizenzen erworben werden. Die Rohstoff-Frage wurde jedoch allmählich gelöst und die mit Lizenz gebauten Motoren ganz aus russischem Material hergestellt. Mittlerweile wurden russische Ingenieure ins Ausland gesandt, um die technischen Fortschritte anderer Länder zu studieren, und gleichzeitig wurden ausländische Motoren-Ingenieure und Spezialisten ins Land berufen, um den russischen Fabriken ihre Mitarbeit zu leihen. Auf diese Art hat sich die russische Motorenindustrie entwickelt und verbessert, aber es ist noch nicht einwandfrei bewiesen, dass sie im Jahre 1944 ausschliesslich mit eigenen Mitteln Flugzeugmotoren herstellen konnte, die der besten ausländischen Produktion an Qualität gleichgekommen sind.

Das der russischen Flugzeugfabrikation gesteckte Ziel, sich von ausländischer Hilfe völlig unabhängig zu machen, dürfte in der Motorenfabrikation noch nicht erreicht sein. Was die übrigen Zweige dieser Fabrikation anbelangt, scheint die Selbständigkeit erst gegen Ende des zweiten Fünfjahrplanes erreicht worden zu sein. Die Arbeiterfrage ist sehr wahrscheinlich gelöst worden, und heute dürften sich qualifizierte russische Arbeiter mit den besten in Europa und den USA messen können. Daraufhin deuten unter anderm die einwandfreie und sorgfältige Durcharbeitung der russischen Flugzeuge, die Betriebssicherheit ihrer Motoren und die Massenproduktion der russischen Kriegsindustrie aus vollwertigem Material sogar unter den erschwerten Kriegsverhältnissen. Zwar sind die Russen in diesem Kriege gezwungen gewesen, von England und den USA Hilfe zu verlangen, aber sie hat sich in der Flugzeugindustrie auf fertige Flugzeuge beschränken können. Die bis 1944 gelieferte Zahl von Flugzeugen dürfte etwa 10'000 betragen haben; sie mag hoch scheinen, macht aber doch nur 10 bis 20 Prozent der eigenen Produktion Russlands aus. Diese Hilfe kann demnach nicht von entscheidender Bedeutung gewesen sein.

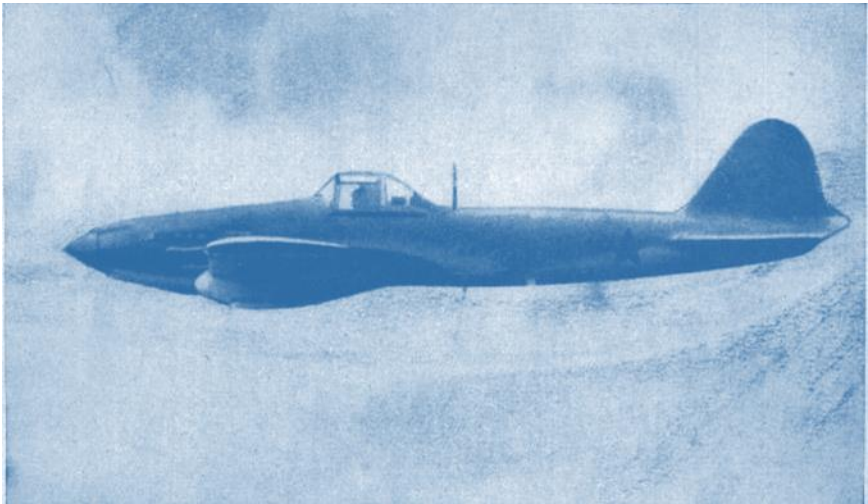
Die Kapazität der Flugzeugindustrie

Der Umfang und die Produktion der Flugzeugindustrie sind nur für die Zeit vor dem Kriegsausbruch 1939 veröffentlicht worden. In folgender Tabelle sind diese Angaben zusammengestellt.

	Jahr	Anzahl Fabriken	Jahresproduktion	Anzahl beschäftigter Arbeiter	Anzahl Arbeiter pro Flugzeug
1. Fünfjahrplan	1929	18	500	20'000	40
	1932	54	1'500	100'000	66
	1933	54	1'700	120'000	77
2. Fünfjahrplan	1934	62	3'100	140'000	45
	1936	74	8'000	200'000	25
3. Fünfjahrplan	1939	—	—	320'000	—
	1940		12'000 ¹	500'000*	
¹ Budgetziffern					

Die Zahlen dieser Tabelle zeigen deutlicher als Worte die schrittweise Entwicklung der russischen Flugzeugfabrikation aus bedeutungslosen Anfängen zu einer Industrie von achtunggebietendem Umfang. Sie zeigen auch, dass die grossen Schwierigkeiten, welche die geringe Qualitätsarbeit während des ersten Fünfjahrplanes verursachte, schon in der folgenden Arbeitsperiode verhältnismässig rasch überwunden wurden und dass die Flugzeugindustrie damit einen ernsthaften Aufschwung genommen hatte. Schliesslich liefern die Angaben über die Zahl der pro Flugzeug beschäftigten Arbeiter eine Grundlage für die Berechnung der wahrscheinlichen Produktionskapazität der russischen Flugzeugindustrie zu Beginn des Krieges gegen Deutschland.

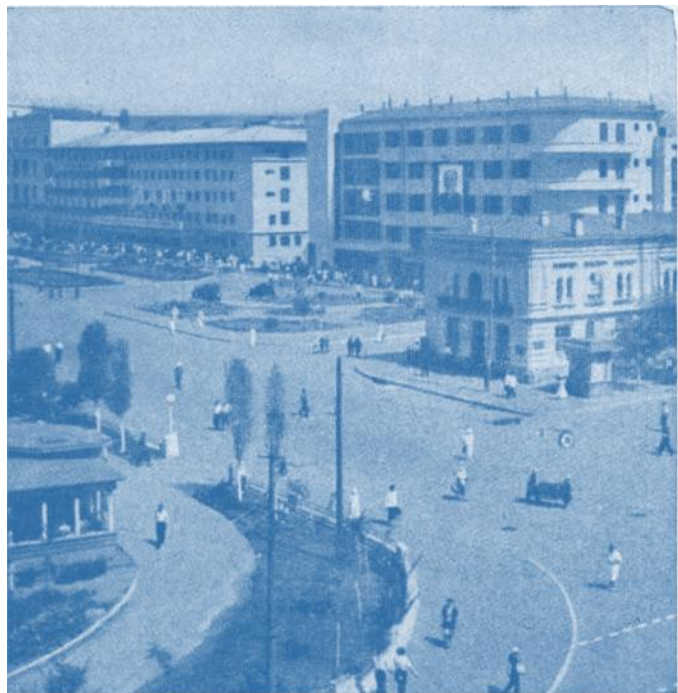
Hierbei müssen jedoch einige andere Faktoren berücksichtigt werden. In der zweiten Fünfjahrperiode ging die russische Flugzeugindustrie aus Gründen, die später näher behandelt werden sollen, von schwereren zu leichteren Bombertypen über, während gleichzeitig die Flugzeuge komplizierter wurden und schwieriger zu bauen waren. Ferner konstruierte man auf Grund der Erfahrungen aus dem spanischen Bürgerkrieg neue Flugzeugtypen. Schliesslich dürften die Erfahrungen aus dem eigenen Winter-



Leichter Bomber II 2, genannt *Stormowik*. Wird als Sturzbomber verwendet. Nach seinem Konstrukteur Sergej Iljuschin wird dieses Flugzeug in der Roten Armee gewöhnlich *Iljuscha* genannt.



Viermotoriges Transportflugzeug TB 3 mit abspringenden Fallschirmsoldaten. Konstrukteur A. N. Tupolew.



Der Große Platz in
Stalingrad vor und
nach der deutschen
Bombardierung.



krieg gegen Finnland und von den verschiedenen deutschen Kriegsschauplätzen auf die russische Flugzeugherstellung in den ersten Jahren des dritten Fünfjahrplanes einen gewissen Einfluss ausgeübt haben. Die wahrscheinliche Produktionskapazität kann daher nicht durch eine einfache, auf die angeführten Zahlen sich stützende Rechenoperation ermittelt werden. Die für 1940 veranschlagte Zahl von 12'000 Flugzeugen pro Jahr dürfte auch für 1941 eine gewisse Gültigkeit besitzen.

Eine Zunahme der Flugzeugproduktion im Zusammenhang mit dem Kriegsausbruch scheint nicht eingetreten zu sein, eher dürfte mit einer Verminderung zu rechnen sein, und zwar aus folgenden Ursachen:

Die Mobilisierung hat die Flugzeugfabriken wohl kaum völlig unberührt gelassen. Auch wenn Frauen in grossem Ausmasse die einberufenen Männer ersetzt haben, dauerte es doch eine gewisse Zeit, bis ein normales Arbeitstempo – von einem gesteigerten nicht zu reden – erreicht werden konnte.

Es braucht von dem Augenblick an, da die Prinzipien für einen neuen Flugzeugtyp festgesetzt worden sind, drei bis fünf Jahre, bis dessen Serienfabrikation in vollem Gange ist. Die erwähnten neuen Typen konnten daher bei Kriegsausbruch schwerlich schon für die Massenherstellung bereit sein. Erst im Jahre 1942 scheinen in den Flugverbänden ausgezeichnete neue Kriegsflugzeuge zur Verwendung gelangt zu sein.

Schliesslich wurde, wie früher erwähnt, vom Jahre 1939 an eine strategische Übersiedlung unter anderm auch der Flugzeugindustrie aus den westlichen und zentralen Gebieten Russlands in den Ural und die östlich davon gelegenen Gegenden vorgenommen. Im Europäischen Russland verblieben einige grössere Fabriken, in der Moskauer Umgebung in nahem Kontakt mit der Forschungsanstalt «Zagi», in Gorki sowie in Kasan, beide an der Wolga. Die grössten Flugzeugfabriken sind, wie gesagt, in das Uralgebiet verlegt worden. Für die Armee im Fernen Osten existieren bereits seit den ersten Jahren der Planwirtschaft grosse Fabriken in Komsomolsk, in Irkutsk, Ulan-Ula und Tschita, von denen die letztere in sicherer Entfernung von der japanischen Grenze liegt (siehe Karte Seite 211).

Nachdem die Serienherstellung der neuen Flugzeugtypen ernsthaft in Gang gekommen und die Übersiedlung der Fabriken in den Osten durchgeführt worden war, scheint sich die Flugzeugproduktion in den Jahren 1942 und 1943 erheblich gesteigert zu haben. Nach gewissen Schätzungen soll die Produktion zu jener Zeit monatlich 1'500 bis 2'000 Flugzeuge er-

reicht haben. An der Konferenz in Teheran vom August 1943 teilte Stalin mit, dass die Produktion monatlich 3'000 Flugzeuge betrage. Berücksichtigt man, dass die Flugzeugindustrie völlig ungestört von feindlichen Kriegshandlungen arbeiten konnte, dass die Herstellung durch die Beschränkung auf etwa ein Dutzend verschiedene Typen rationalisiert und standardisiert worden ist und dass die neue, teils weibliche Arbeiterschaft die nötige Berufsgeschicklichkeit erworben hat, so wird man diese Zahl nicht für unwahrscheinlich halten.

Gewisse Produktionszentren für Aluminium, die zu Kriegsbeginn in die Hände der Deutschen fielen, sind durch Fabriken im Ural und auf der Kola-Halbinsel ersetzt worden; letztere wurden zum Teil mit deutscher Hilfe noch kurz vor Kriegsausbruch erbaut. Der Mangel an Aluminium ist ausserdem bis zu einem gewissen Grade dadurch behoben worden, dass bei der Flugzeugindustrie statt Leichtmetall Stahl, Holz und Textilien zur Verwendung gelangten und dass dieser Materialaustausch anscheinend völlig befriedigend ausgefallen ist.

Die Flugzeugproduktion ist auch im letzten Kriegsjahr in unverringertem Tempo weiter vorwärts geschritten; an der europäischen Front allein befanden sich daher Ende 1944, niedrig geschätzt, etwa 17'000 russische Kampfflugzeuge der ersten Linie, und diese Zahl beweist, dass eine fünfzehnjährige zielbewusste, geschickte und rücksichtslose Arbeit ein Ergebnis von wirklich grandiosem Ausmasse gezeitigt hat.

Die technische Leitung der Flugzeugfabrikation

Die Flugzeugindustrie, die früher dem Kommissariat für Kriegsindustrie unterstand, hat seit 1939 ein eigenes Volkskommissariat erhalten. Die Planungs- und Konstruktionsarbeit wurde vom «Zagi», das sich zu einem der hervorragendsten Flugzeugglaboratorium der Welt entwickelt hat, geleitet. Das Institut besteht aus mehreren Versuchsfabriken verschiedener Art, eine jede unter Leitung eines Chefkonstruktors. Zu seiner Verfügung steht die ganze erforderliche wissenschaftliche Ausrüstung. Zuerst werden zahlreiche wichtige Einzelheiten auf dem Papier berechnet. Sodann werden in sogenannten Windkanälen systematische und umfassende Versuche unternommen, in denen bis ins kleinste Detail ausgeführte Miniaturmodelle des geplanten Flugzeugtyps aufgehängt und mit Fäden in so sinnreicher Art be-



Karte der wichtigsten Orte der russischen Flugzeugindustrie.

festigt werden, dass es möglich ist, die Eigenschaften direkt abzulesen, die ein Flugzeug dieser Konstruktion bei verschiedener Fluggeschwindigkeit haben muss. Bei den Versuchen wird die Fluggeschwindigkeit aus der Geschwindigkeit der durch den Windkanal gepressten Luft berechnet. Durch diese Vorarbeit können die nötigen Abänderungen am fertigen Flugzeug sehr beschränkt werden.

Um die Erfahrungen der aktiven Flieger verwerten zu können, erfolgt die Forschungsarbeit in nahem Kontakt mit den Flugverbänden. Ebenso werden die als Kriegsbeute eroberten deutschen Flugzeuge aufs Genaueste untersucht und die Ergebnisse verwertet. Auf Grund der kriegsbedingten Schwierigkeiten, den Betrieb auf neue Flugzeugtypen umzustellen, beschränken sich jedoch die Veränderungen im Flugzeugbestand hauptsächlich auf Verbesserungen der im Augenblick produzierten Typen. Auf diese Weise kann man den grössten Teil der in den Fabriken verwendeten Werkzeuge usw. benützen, ohne genötigt zu sein, die einheimische oder angelsächsische Werkzeugindustrie mit der Fabrikation von Maschinen und Werkzeugen für ganz neue Typen zu belasten.

Die augenblicklich führenden Chefkonstruktoren sind Lawotschkin (LA), Iljuschin (IL), Tupolew (TU oder ANT) sowie Jakowlew (JAK) und Petliskow (PE). (Die Buchstaben in Klammern sind die Typenbezeichnung der jeweiligen Konstrukteure.)

Sergei Iljuschin hat sich in den Fliegerkreisen so ziemlich aller Länder dadurch einen Namen gemacht, dass er das besonders wirkungskräftige, mit den Truppen zusammenwirkende Angriffsflugzeug IL-2, gewöhnlich Stormowik genannt, konstruierte. Es ist kräftig gepanzert und unter anderm mit 32-mm-Schnellfeuerkanonen für Angriffe gegen Bodentruppen versehen. Besonders gegen Kampfwagen hat es den Bussen ausserordentliche Dienste geleistet und ist nach der englischen Soldatensprache ein «Büchsenöffner». Die Stormowikflugzeuge waren im Herbst 1941 eines der wichtigsten Hilfsmittel der Russen, als es galt, den deutschen Vorstoss gegen Moskau abzubremsen. Einen Beweis für die deutsche Bewertung der Eigenschaften des Stormowikflugzeuges liefert die Tatsache, dass es zum Vorbild für ein deutsches, mit 40-mm-Kanonen ausgerüstetes, hauptsächlich für den Einsatz gegen Kampfwagen bestimmtes Panzerabwehrflugzeug genommen wurde.

Iljuschin konstruierte im Jahre 1935 das Bombenflugzeug, mit dem der bekannte Versuchs- und Langstreckenflieger Wladimir Kokinaki die Stre-

cke Moskau-Baku und zurück (etwa 5'000 Kilometer) ohne Zwischenlandung bewältigte. Im Jahre 1942 erhielt Iljuschin den Stalinpreis, das heisst die höchste Auszeichnung für wissenschaftliche und technische Arbeit.

Alexander Jakowlew hat sich durch seinen Ideenreichtum und durch die Folgerichtigkeit, mit der er seine Ideen ausführt, bekannt gemacht. Obgleich er als Flugzeugeningenieur eine erst zehnjährige Laufbahn hinter sich hat, sind ihm Konstruktion und Bau von bereits etwa 60 verschiedenen Typen gelungen. Die bekanntesten sind JAK-4 und JAK-7, die immer noch zu den besten russischen Jagdflugzeugen zählen. Das JAK-Flugzeug entstand während des Krieges als ein Gegenstück zu dem bewährten deutschen Jagdflugzeug Messerschmitt 109 und erwies sich diesem in mancher Hinsicht als ebenbürtig.

Lawotschkin hat unter anderm das Jagdflugzeug LA-5 konstruiert, das als ein ebenbürtiger Gegner des deutschen Focke Wulff FW-190 zu betrachten ist. Petliskow schliesslich ist hauptsächlich durch den mittelschweren Sturzbomber PE-2, der von den Fliegerverbänden im Jahre 1941 in Dienst genommen wurde, berühmt geworden.

(Die Leistungen der russischen Flugzeugtypen im Vergleich zu denjenigen der übrigen Grossmächte gehen aus der Tabelle auf den Seiten 214 und 215 hervor.)

Die Entwicklungsmöglichkeiten der Flugzeugfabrikation

Die sowjetrussische Flugwaffe hat sich in fünfzehn Jahren aus dem Nichts zu einer Stellung emporgerungen, die nur von jener der Vereinigten Staaten übertroffen wird. Weder die deutsche noch die englische Flugzeugindustrie vermögen ihr, ausser im Bau von Flugzeugmotoren, quantitativ oder qualitativ den Rang abzulaufen.

Das Interesse des Staates für die Flugwaffe und Flugzeugindustrie und seine Unterstützung derselben waren schon vor dem Kriege sehr bedeutend. Das ganze Volk und vor allem die Jugend wurden in ihrem Interesse für das Fliegen in jeder Weise ermuntert. Durch den Verband «Osoawiachim» mit seinen Klubs und Zellen in allen grösseren Orten erhielten viele junge Leute Ausbildung im Fallschirmabsprung, im Segel- und Motorflug sowie als Mechaniker. Das russische Volk wurde dadurch «air-minded» wie kein zweites, wie es auch dem Naturell des Russen entspricht. Viele russische Bürger opferten, teils freiwillig, teils vom Staate gezwungen, Zeit und Geld

DIE WICHTIGSTEN FLUGZEUGTYPEN

Land	Flugzeugkategorie	Flugzeugtyp	Besatzung	Motoren
			Anzahl	Anzahl × Leistung PS
Rußland ¹	Schwerer Bomber	TB-7	—	4 × 1100
	Mittelschwerer Bomber	DB-3F	4	2 × 1150
	Mittelschwerer Sturzbomber	PE-2	3	3 × 1100
	Leichter Kampfbomber ²	IL-2	1-2	1 × 1300
	Jäger ²	JAK-1	1	1 × 1100 oder 1 × 950
	Jäger	LAGG-3	1	1 × 1200
Deutschland	Schwerer Bomber	Focke Wulf FW 200	6	4 × 850
	Mittelschwerer Bomber	Dornier Do 215	4	2 × 1150
	Mittelschwerer Sturzbomber	Junkers Ju 88 A-1	4	2 × 1200
	Leichter Sturzbomber	Junkers Ju 87 B	2	1 × 1000
	Jäger	Messerschmitt Me 109 F	1	1 × 1050
England	Schwerer Bomber	Handley Page Halifax	7	4 × 1175
	Schwerer Bomber	Short Stirling	7	4 × 1600
	Mittelschwerer Bomber	Bristol Blenheim IV	3	2 × 920
	Jäger	Spitfire V	1	1 × 1030
	Jäger	Hurricane	1	1 × 1030
USA	Schwerer Bomber	Boeing B-17 E	9	4 × 1200
	Schwerer Bomber	Liberator	6-9	4 × 1200

¹ Gewisse Angaben sind nicht erhältlich.
² Wird auch als Raketenbomber verwendet.

DER LUFTWAFFEN DER GROSSMÄCHTE 1942

Fluggeschwindigkeit				Gipfelhöhe	Aktionsradius ¹	Bewaffnung				Bombenlast ²
Maximal		Reise				Mg.		Kanonen		
km/h	Bei einer Flughöhe von m	km/h	Bei einer Flughöhe von m	m	km	Anzahl	Kaliber mm	Anzahl	Kaliber mm	kg
425-450	—	—	—	—	4000	5	—	1	—	2000-3500
460	—	290	—	7000	2600	3	8	—	—	1500
540	—	—	—	—	—	3-6	8	—	—	800
500	—	—	—	—	—	4	8	2	32	720
560	—	—	—	11000	1000	2	8	1	20	—
495	—	360	—	—	—	—	—	—	—	—
560	5000	450	—	10500	800-1100	2	8	2	20	150
400	4000	288	—	6500	3900	5	7,9	1	20	1500
500	4700	390	3000	9000	2000-3500	3	7,9	—	—	1000-2500
492	4700	—	—	9000	1545	4	7,9	—	—	2000
336	4800	280	4500	7400	590-1400	3	7,9	—	—	500-1000
594	6700	496	5000	11200	705	2	7,9	1	20	550
432	—	390	—	7600	4800	8	7,7	—	—	5500
480	—	320	—	6800	3200 ³	8	7,7	—	—	8170
470	4500	350	—	8200	—	4	7,7	—	—	500-800
580	4900	500	3700	10900	850	8	7,7	—	—	—
530	5000	342	—	9100	1175	4	7,7	2	20	—
						12	7,7	oder 4	20	226
465	—	390	—	9100	4800	—	—	12	12,7	2200
480	—	370	—	9100	4800	—	—	9	12,7	3520

¹ Maximalwerte. — Gewöhnlich wird die längste Flugstrecke mit reduzierter Bombenlast erreicht und umgekehrt.

² Der Short Stirling erreicht den Aktionsradius von 3200 km bei einer Bombenlast von nur 2000 kg.

für die Flugwaffe. So wurden gute Garantien dafür geschaffen, dass diejenigen, die sich für das Fliegen und die Konstruktionsarbeit eigneten, Beachtung fanden. Die besten erhielten alsdann – wenn nötig auf Staatskosten – eine gründliche Ausbildung.

In Russland erfreut sich, wie bereits erwähnt, das Militär des grössten Ansehens, und im ganzen Militärwesen nimmt die Flugwaffe den höchsten Rang ein. Das hängt damit zusammen, dass eine Anstellung in der Flugwaffe viele materielle Vorteile mit sich bringt, wie Zutritt zu besonderen Restaurants mit guten, reichlichen und billigen Mahlzeiten, Möglichkeit des Ankaufs von wohlfeilen Gebrauchsartikeln, die der übrigen Bevölkerung vorenthalten sind, Ferientaufenthalt in luxuriösen Erholungsstätten usw.

Infolge dieser weitsichtigen Politik sind der Roten Luftwaffe wie der Flugzeugindustrie sehr viele energische, begabte und enthusiastische Kräfte zugeströmt. Das Ergebnis zeigt sich im zweiten Weltkrieg in den grossen Erfolgen der Sowjetluftwaffe.

Nachdem etwa im Jahre 1942 in der Roten Luftflotte moderne Flugzeugtypen zur Verwendung gelangt waren, wurden im Grossen Ganzen keine weiteren Neukonstruktionen mehr vorgenommen. Hingegen sind die bereits verwendeten Typen stetig verbessert worden, indem sie mit besseren Motoren und besserer Bewaffnung ausgerüstet wurden und in manchen Fällen eine bessere aero-dynamische Gestaltung erhielten. Es fiel auf, dass schwere Bomber nur in äusserst geringer Zahl in Erscheinung getreten sind. Man darf sich dadurch jedoch nicht zu der Meinung verleiten lassen, die Russen seien unfähig, auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten. Im Gegenteil besaßen sie schon 1941 einen vollwertigen viermotorigen Bomber (TB-7), dessen Leistungen denen der englischen und amerikanischen schweren Bomber keineswegs nachstehen. Dass die Russen bis jetzt nicht mit schweren Bombern operiert haben, dürfte daher nicht auf technische, sondern auf strategische Gründe zurückzuführen sein.

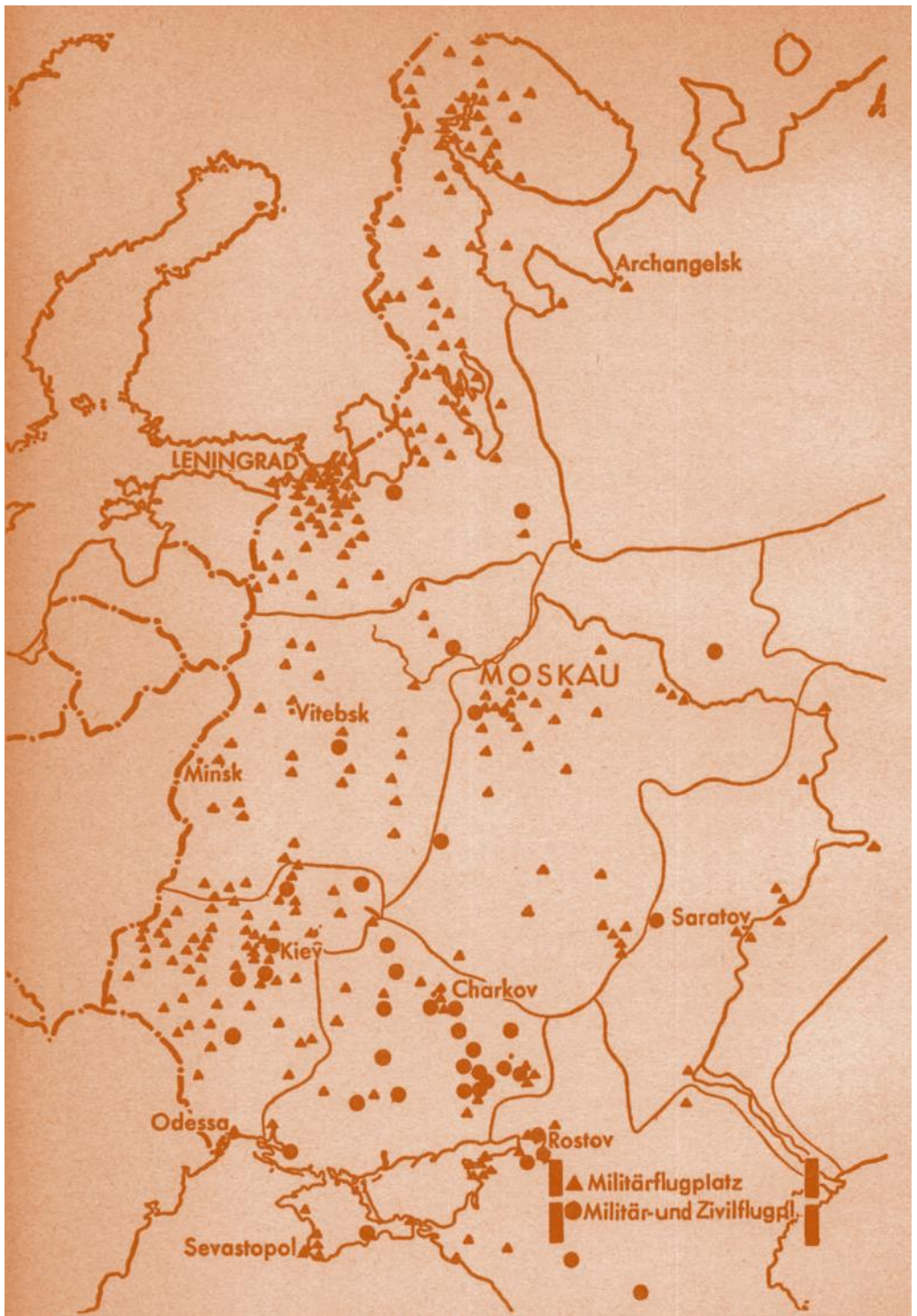
Wenn einmal das jetzige Kräfteringen für Russland beendet sein wird, darf man erwarten, dass die Kriegserfahrungen in neue Flugzeugkonstruktionen umgesetzt werden. Sicherlich werden Versuche mit rascheren, schwereren, besser bewaffneten und geschützten Flugzeugen angestellt. Wenn die russische Armee demobilisiert sein wird und Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter wieder in die Forschungsinstitute und Fabriken zurückkehren, wird die russische Flugzeugfabrikation qualitativ und quantitativ weiter gesteigert werden können. Dann wird wohl eine wirkliche

Massenproduktion einsetzen, besonders da von der russischen Staatsleitung auch in Zukunft erwartet werden kann, dass sie der Flugwaffe und dem zivilen Flugverkehr alle nur mögliche Unterstützung gewähren wird. Werden die Vereinigten Staaten, die Grossmacht auf dem Gebiete des Flugverkehrs, nach dem Kriege ihren Vorsprung zu wahren wissen? Werden die amerikanischen Flugkräfte die einzigen sein, welche die Weltmeere mit grossen Bombern überfliegen können, oder wird die grösste Kontinentalmacht der alten Welt den Wettbewerb mit ihnen aufnehmen? Wird der internationale Flugverkehr nach dem Kriege von angelsächsischen Luftfahrtgesellschaften beherrscht werden, oder wird sich die russische Gesellschaft «Aeroflot» als ebenbürtig erweisen?

Sollte all dies nur von der Kapazität der russischen Flugzeugindustrie nach der Konsolidierung in einer kürzeren oder längeren Friedenszeit abhängen, so hat es den Anschein, dass alle diese Fragen zugunsten Russlands beantwortet werden könnten.

Die flugstrategische Bedeutung der grenzenlosen Weiten

Die gewaltige Diskussion, die zu Ende der zwanziger und zu Anfang der dreissiger Jahre in der Fachliteratur der ganzen Welt durch die Veröffentlichung der Doktrinen des italienischen Generals Douhet über die Bedeutung der operativen Bomberflugwaffe im künftigen Kriege hervorgerufen wurde, scheint an der russischen Kriegsleitung nicht spurlos vorübergegangen, sondern im Gegenteil Gegenstand gründlicher Erwägungen geworden zu sein. Bekanntlich sollen, nach dem Douhetismus, die Bomber, nachdem die Flugstreitkräfte des Gegners niedergeworfen sind, durch Angriffe auf kriegswichtige Anlagen und Terrorisierung der Zivilbevölkerung den Feind zur Unterwerfung zwingen. Die Armee und die Flotte sind nach Douhet nur defensive Hilfskräfte der Flugwaffe, die durch den Masseneinsatz von Bombern den offensiven Teil der Kriegführung allein zu übernehmen hätte. Bemerkenswerterweise übersah Douhet und seine zahlreichen bedingungslosen Anhänger oft den Umstand, dass die luftstrategische Lage eines Landes, vor allem sein Flächeninhalt, die Angriffsmöglichkeiten der Bomber notwendigerweise beschränken muss, und dass gerade dieser Umstand die Möglichkeit ausschliesst, das gewaltige Russland durch Bomberraiden allein zur Kapitulation zu zwingen.



Die Flugstützpunktorganisation längs der russischen Westgrenze.

Hatten die westeuropäischen Flugwaffenexperten diese Tatsache nicht beachtet, so hatte die sowjetrussische Kriegsleitung sie jedenfalls im Auge behalten und die luftstrategischen Vorteile des Landes schon früh erkannt für den Fall, dass eine der westeuropäischen oder asiatischen Nationen die Absicht hegte, die Douhetschen Prinzipien auf «Mütterchen Russland» anzuwenden. Denn Russland kann wie kein anderes Land seine militärische Stärke auf die Luftwaffe stützen. Die Begrenzung des Luftraumes, die für die meisten andern Staaten eine verteidigungspolitische und militärgeographische Schwäche bildet, existiert nicht in einem «Grossraum» von dem Ausmass des sowjetrussischen «Weltteiles».

Die russische militärische Führung war sich offenbar schon früh völlig im Klaren über die grossen Vorteile, welche die unerhörte Tiefe des Landes für die Anlage von Flugstützpunkten für Verteidigungszwecke nach allen Seiten hin und auch für eigene offensive Flugoperationen bot. Das im westlichen Russland anfangs der dreissiger Jahre ausgebaute System von Flugstützpunkten allein zeigt deutlich, wie auffallend günstig Russlands luftstrategische Lage in der Tat ist (siehe Karte auf Seite 218).

Wie bereits erwähnt, machten sich hinsichtlich des Schutzes der russischen Kriegsindustrie gegen feindliche Bombenangriffe ähnliche Gesichtspunkte geltend. Indem man die kriegswichtigen Industrieanlagen etappenweise in verschiedenen Linien nach Osten anlegte, konnte man damit rechnen, dass es den feindlichen Bombern keinesfalls glücken würde, die Kriegsindustrie zu zertrümmern, noch sie auch nur erheblich zu schwächen.

Die beispiellos umfangreiche Organisation, die eine solche sukzessive Umsiedlung erforderte, scheint bereits 1938 durchgeführt gewesen zu sein. Nach Ausbruch des deutsch-russischen Krieges zeigte es sich daher auch, dass sie den Erwartungen vollkommen entsprach.

Die in den ersten Kriegsmonaten gegen die russischen Industriegebiete im Westen unternommenen deutschen Bombenangriffe waren daher ein Schlag in die Luft, und die Deutschen sahen dies auch rasch ein. Seit dem Herbst 1941 hat die russische Kriegsindustrie praktisch genommen ungestört von feindlichen Bomberverbänden arbeiten können.

Der militärische Charakter des Zivilflugverkehrs

Es ist ziemlich selbstverständlich, dass die sowjetrussische Staatsführung dem zivilen Fliegen und besonders der Verkehrsluftfahrt schon früh das grösste Interesse widmete, um innerhalb des ausgedehnten Landes rasche Verbindungen zu erzielen, und das ganz besonders, weil die Eisenbahnen nach der Revolutionszeit sich in einem sehr zerrütteten Zustand befanden. Aber zum Unterschied von andern Ländern, wo die Luftfahrt hauptsächlich dem Zivilverkehr diente, interessierte man sich in Russland vor allem für ihre militärischen Möglichkeiten und ihre grosse flugoperative Bedeutung. Private Flugzeugreisen gehören in der Sowjetunion zu den Seltenheiten. Die Fluglinien dienen fast hundertprozentig dem Staat und der Kriegsführung. Vom flugoperativen Gesichtspunkt aus sind jedoch nicht die Fluglinien selbst von Bedeutung, wenn es auch oft wichtig sein kann, mehr oder weniger prominente Persönlichkeiten von einem Teil des Reiches in einen andern rasch befördern zu können. Es ist die mit dem Flugverkehr zusammenhängende Bodenorganisation – die Flugplätze mit ihren Treibstoffvorräten, ihren Werkstätten und ihrem Mechanikerpersonal –, der vom flugoperativen Gesichtspunkt aus die grösste Bedeutung zukommt.

Im klaren Bewusstsein dieser bedeutungsvollen Tatsache hatte man daher im Flugprogramm des ersten Fünfjahrplanes den Ausbau der Verkehrsfluglinien neben den der Flugwaffe gestellt. Im Jahre 1935 hatten die russischen Fluglinien eine Länge von 47'000 Kilometern, was eine Verdoppelung seit dem Jahre 1930 bedeutete. Sie wurden nur von den USA übertroffen. Betrachtet man das Flugliniennetz (siehe Karte auf Seite 222), so erkennt man deutlich, dass dem Ausbauplan militärische Voraussicht zugrunde gelegen hat.

Die wichtigsten Flugverkehrslinien der Sowjetunion sind die sogenannten «Magistralen»: Moskau-Wladiwostok und Moskau-Tiflis. Erstere, die sogenannte «Transsibirische Magistrale», verbindet die Hauptstadt mit dem Fernen Osten und misst über 8'000 Kilometer. Diese Verkehrslinie mit ihrer ausgezeichneten Bodenorganisation erlaubt jederzeit eine Verlegung von Fliegerverbänden von Westen nach Osten und umgekehrt. Ihre operative Bedeutung wird noch durch die von ihr ausgehenden Verzweigungen erhöht. Längs der Westgrenze Chinas, mit Ausgangspunkt in Nowosibirsk, läuft beinahe parallel mit der russisch-chinesischen, afghanischen, persischen und türkischen Grenze eine zweite Verbindungslinie, die

eine nicht geringere strategische Bedeutung besitzt als die grosse Transsibirische Ost-West-Magistrale. Dank der Bodenorganisation dieser Verkehrslinie haben die Russen die Möglichkeit, grosse Teile ihrer Flugwaffe sowohl gegen China als auch gegen Britisch-Indien einzusetzen. Es wird sich empfehlen, dies für die bei Abschluss des jetzigen Krieges bevorstehenden Abrechnungen im Gedächtnis zu behalten. In Afghanistan ist die russische Verkehrslinie bis nach Kabul gezogen, und gleichzeitig sind eine Anzahl Nebenlinien von Samarkand zur afghanischen Grenze ausgebaut worden. Es wird auch interessant sein, zu sehen, wer von den jetzigen Alliierten Persien hinsichtlich des Flugverkehrsnetzes in seine Interessensphäre einbeziehen wird. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass die Russen auf die von ihnen jetzt betriebene Linie nach Teheran verzichten werden. Vielleicht lassen sich die jahrhundertealten russischen Bestrebungen, «warme Gewässer» zu erreichen, mit Hilfe des modernsten Verkehrsmittels verwirklichen.

Das Flugverkehrsnetz im Europäischen Russland besitzt nicht den gleichen strategischen Wert wie jenes in den asiatischen Teilen des Reiches. Die von Moskau nach Westen, Südwesten und Süden führenden Fluglinien entsprechen in ihrer Länge ziemlich europäischen Massstäben. Ausserdem tragen die besseren Eisenbahn- und Strassenverbindungen in diesen Landesteilen, im Vergleich mit denen der östlichen Gebiete, zur Verringerung der Bedeutung des Flugverkehrs bei.

Die beiden Verbindungslinien Chaborowsk–Moskau und Nowosibirsk–Taschkent–Aschchabad–Rostow sind durch folgende Fluglinien miteinander verbunden:

Semipalatinsk–Omsk,
 Taldi–Kurgan–Magnitogorsk–Tscheljabinsk–
 Swerdlowsk–Ufa–Kasan,
 Taschkent–Orenburg–Samara–Moskau,
 Armawir–Astrachan–Stalingrad–Moskau.

Diese Querverbindungen überbrücken die ausgedehnten Gebiete, die sich zwischen den beiden grossen strategischen Linien ausbreiten.

Einen Begriff von den Entfernungen, die in Russland auf dem Luftwege bewältigt werden, geben folgende Zahlen für die längsten Fluglinien:

Moskau–Nowosibirsk–Chaborowsk	8' 190 Kilometer
Irkutsk–Jakutsk	2'705 Kilometer
Taschkent–Kabul	1'140 Kilometer
Sergiopol–Taschkent–Samarkand–Baku–Odessa	6'500 Kilometer

Zwar dürften es nicht rein militärische Forderungen sein, welche die Planung des sowjetrussischen Flugverkehrsnetzes bestimmt haben. Man scheint in glücklicher Weise das Problem gelöst zu haben, durch den Flugverkehr gleichzeitig die für die Kriegsindustrie lebenswichtigen Anlagen zu bedienen, ohne dabei die flugoperativen Forderungen zurücksetzen zu müssen. So führt von der Transsibirischen Magistrale bei Swerdlowsk eine südöstliche Fluglinie geradenwegs in die reichen Erz-, Leichtmetall- und Ölgebiete von Ufa, Magnitogorsk und Tscheljabinsk und weiter bis zu den Kohlenfeldern von Karaganda. Im Europäischen Russland ist besonders die durch die wichtigsten Industriedistrikte führende Magistrale Moskau–Tiflis-Baku hervorzuheben.

Der Umstand, dass in unmittelbarer Nähe der Rüstungsfabriken grosse Flugplätze angelegt wurden, wie auch die Absicht, schwere Transportflugzeuge herzustellen, deuten darauf, dass sich die Russen bereits zu Beginn der dreissiger Jahre mit der Frage beschäftigten, zwischen den Rohstoffgebieten und den Rüstungszentren wertvolle Rohstoffe, Halbfabrikate usw. auf dem Luftweg zu befördern. Aus gewissen Angaben geht hervor, dass man russischerseits sogar daran gedacht hatte, so schwere und raumfüllende Rohstoffe, wie es Eisen- und andere Erze sind, von den Erzlagerstätten in die Stahlwerke mit riesigen Lastflugzeugen zu transportieren. Die Russen entwerfen gerne phantastisch anmutende, hochfliegende Pläne, die wohl manchmal reine Phantasien sind, sich aber erstaunlicherweise ebenso oft als praktisch durchführbar erwiesen haben. Aus diesem Grunde wäre es vielleicht übereilt, die «Erzzüge der Luft» als reine Märchenvorstellungen abzutun. Nachdem man bereits im gegenwärtigen Kriege Zeuge der ungeahnten Entwicklung in der Tragfähigkeit der Transportflugzeuge und der Lastgleitflugzeuge geworden ist, scheinen sich, praktisch genommen, auf diesem Gebiete unbegrenzte Möglichkeiten zu eröffnen. Vielleicht wird es sich zeigen, dass die Russen in dieser wie in so mancher andern Hinsicht ihrer Zeit vorausgeeilt sind.

Die Aufgaben und Verwendung der russischen Luftwaffe

Im Anschluss an den ersten Fünfjahrplan wurde, wie erwähnt, eine umfassende Propaganda eingeleitet, um Russlands Männer und Frauen «air-minded» zu machen. Diese Propaganda wurde dem Verband «Osoawimachim» anvertraut, dessen Tätigkeit im Flugwesen durch das Schlagwort

«Vom Miniaturmodell zum Gleitflugzeug» treffend charakterisiert worden ist. Bereits im Alter von neun Jahren wurden die Kinder in den «Osoawiachim» eingereiht. Die Organisation erstreckte sich über ganz Russland, und die Schwerpunkte der reinen Fliegerpropaganda lagen in den Industriedistrikten. Die Tätigkeit des «Osoawiachim» zeitigte daher, auch vom Gesichtspunkt der Führung des russischen Flugwesens aus, durchweg gute Ergebnisse. Hinter der Führung stand alsbald die öffentliche Meinung geschlossen für die Schaffung der «schlagkräftigsten Flugwaffe der Welt» ein. Das grosse Publikum war sich also bewusst, dass eine starke Flugwaffe absolut notwendig sei, damit der neue, nach russischer Propaganda auf allen Seiten von raubgierigen Nachbarn umgebene Sowjetstaat in der Zukunft seine Existenz und Entwicklung schützen könne.

Die russische Staatsführung jedoch konnte keine Flugwaffe mit der dazugehörigen Organisation und Flugzeugindustrie aufbauen, bevor die Zielsetzung für die künftige Verwendung der Flugzeuge sich geklärt hatte. Es musste festgestellt werden, ob die Flugwaffe offensiv oder defensiv oder für beide Zwecke verwendet werden sollte, und in welchem Masse die Flugstreitkräfte für ein Zusammenwirken mit dem übrigen Verteidigungswesen organisiert werden sollten. Bei der Heimlichkeit, mit der das Sowjetregime seine militärischen Massnahmen, nicht zum wenigsten in Bezug auf die Flugwaffe, stets umgeben hat, ist es für den Westeuropäer nicht möglich gewesen, sich eine zuverlässige Auffassung darüber zu bilden, wie sich die russische Staatsführung im Jahre 1928 die Verwendung der Flugzeuge in der Zukunft gedacht hatte.

Aus den ziemlich spärlich zur Verfügung stehenden Vorkriegsangaben und durch Beobachtung des bisherigen Kriegseinsatzes der russischen Flugwaffe vermag man jedoch in der beabsichtigten Verwendung der russischen Flugstreitkräfte und infolgedessen auch in der Flugzeugproduktion zwei deutlich voneinander getrennte Perioden zu unterscheiden.

In der ersten Periode, die sich von 1928 bis in die letzten Vorkriegsjahre erstreckt, wurde das Hauptgewicht auf die strategische Bomberflugwaffe gelegt, was darauf hindeutet, dass man in der einen oder andern Richtung offensive Pläne hegte.

Die zweite Periode fällt im Grossen Ganzen mit der Dauer des jetzigen Weltkrieges zusammen. Ihre Kennzeichen bestehen in der Nichtverwendung von schweren Bombern zu strategischen Zwecken und dafür in einem

Masseneinsatz von leichten Bomberverbänden (Erdkampfflugzeuge) und Jagdflugzeugen an der Kampffront. Das Zusammenwirken mit den Armee-streitkräften war somit zur Hauptaufgabe der russischen Flugwaffe geworden.

Darüber hinaus deuten im letzten Jahre (1943/44) gewisse Anzeichen darauf hin, dass die schweren strategischen Bomber wiederum in den Vordergrund der russischen Luftkriegführung treten können, jedoch ohne dass deshalb die leichten, mit den Armee-streitkräften zusammenwirkenden Bomber an Bedeutung verlieren werden.

In einem früheren Abschnitt dieses Kapitels ist die unerhörte Arbeit erwähnt worden, die sich aus der organisatorischen und flugindustriellen Umstellung einer Luftmacht von der Grösse der Roten Luftwaffe ergibt. Es ist daher leicht einzusehen, dass nur wirklich zwingende Gründe die russische Kriegsführung veranlasst haben konnten, diese ziemlich radikalen Veränderungen vorzunehmen.

Im Folgenden wollen wir versuchen, die Gründe dieser Veränderungen darzustellen.

Flugstrategische Absichten 1928 bis 1916

Vieles spricht dafür, dass dem Aufbau und der Neuorganisation der Roten Armee ein offensiver Gedanke zugrunde lag. Infolgedessen musste auch die der Armee operativ unterstellte russische Flugwaffe offensiv sein, und die Bomberwaffe musste in der Flugorganisation eine dominierende Stellung einnehmen.

Stalin selbst war der Auffassung, dass die Luftstreitkräfte bei der Neugestaltung der Kriegsmacht in erster Linie und sogar auf Kosten der Armee berücksichtigt werden müssten. Anders können seine Anweisungen kaum ausgelegt werden, in denen es unter anderem heisst: «Um unserer Aussenpolitik den nötigen Rückhalt zu verleihen, brauchen wir keine Armeen, wie die europäischen Grossmächte sie unterhalten. Was wir hingegen zur Verteidigung unseres Landes, zum Schutz unseres inneren Wiederaufbaus und zur Erreichung unserer aussenpolitischen Ziele benötigen, ist eine in jedem Augenblick kampfbereite Luftwaffe.»

Diese Anweisung braucht an und für sich nicht zu bedeuten, dass die «kampfbereite Luftwaffe» notwendigerweise offensiver Natur sein müsse. «Die Verteidigung» und «der Schutz», also rein defensive Wehrmassnahmen, obliegen zunächst den Jagdflugzeugen, was jedoch nicht verhindert,

dass starke Bomberformationen durch ein offensives Auftreten ebenfalls ein Verteidigungsmittel ersten Ranges sind. Hingegen lässt jener Teil der Stalinschen Anweisungen, welcher der russischen Flugwaffe die Aufgabe zuweist, aussenpolitischen Forderungen Nachdruck zu verleihen, auf die Absicht schliessen, eine jederzeit schlagkräftige Bomberflotte zu schaffen; ihr Einsatz sollte das Wort durch Gewalt unterstreichen, falls die aussenpolitische Leitung ihren Willen nicht mit weniger brüsken Methoden durchzusetzen vermöchte.

Als Gegenargument kann angeführt werden, dass die russische Staatsleitung wiederholt hervorgehoben hat, Sowjetrussland hege keinerlei Angriffsabsichten gegenüber seinen Nachbarn, und seine Aussenpolitik sei daher durchaus friedfertig, wenn auch durch eine starke Flugwaffe gestützt. Die russischen Bomber hätten somit nur eine Art «fleet-in-being» zu bedeuten, die durch ihre blosse Existenz die Nachbarländer wie Finnland, Estland, Lettland, Litauen usw. vor feindlichen Absichten warnen sollte.

Wie es sich nun auch mit dem Offensivsinn der Stalinschen Anweisungen verhalten mag, die Tatsache bleibt bestehen:

dass bei der Durchführung des ersten Fünfjahrplanes die Bomber sowohl in Bezug auf Neukonstruktionen als auch auf die Serienfabrikation von Flugzeugen mit grossem Aktionsradius und grosser Tragfähigkeit den Vorrang erhielten, und

dass im Jahre 1936 im Europäischen Russland die Zahl der Bomber der ersten Linie 2'000 betrug, das heisst ebenso viel, wie die europäischen Grossmächte (Deutschland ausgenommen) zusammen besaßen.

Allein schon aus diesen Tatsachen kann man mit an Gewissheit grenzender Wahrscheinlichkeit den Schluss ziehen, dass Russland die Absicht hegte, in einem künftigen Kriege den Bombern offensive und, wie man wohl annehmen darf, entscheidende Aufgaben zu übertragen. Denn am wichtigsten für die Verwendung einer Flugwaffe im Kriege ist ihr Aufbau auf lange Sicht im Frieden, und zwar sowohl organisatorisch als auch in Bezug auf die Wahl von Flugzeugtypen.

Gewisse Verhältnisse und die Äusserungen verschiedener Experten deuten darauf hin, dass die Absichten über die Verwendung der operativen Bombenflugzeugtypen Russlands kaum als defensiv bewertet werden können.

Betrachtet man zum Beispiel die Karte auf Seite 218 über die Gruppierung der russischen Flugstützpunkte in den westlichen Militärdistriktes, so

erkennt man, dass dieses Luftgebiet von Murmansk im Norden bis zum Schwarzen Meer im Süden eine Länge von 3'000 Kilometern und eine Tiefe von etwa 800 Kilometern besitzt. Es deckt somit eine Fläche von rund 2'400'000 Quadratkilometern. Berücksichtigt man ferner, dass England nur 135'000, Frankreich 550'000 und Deutschland vor 1938 470'000 Quadratkilometer umfassten, so erhält man eine Vorstellung von der gewaltigen Ausdehnung des russischen Flugstützpunktgebietes. Daraus geht hervor, dass es sich für eine Offensive gegen Westen gut eignet. War eine solche Offensive nicht unmittelbar beabsichtigt, so hat dieses Flugstützpunktgebiet doch eine solche Tiefe und Ausdehnung, dass es selbst für eine äusserst schlagkräftige feindliche Luftwaffe ausgeschlossen sein musste, die hier stationierten russischen Flugstreitkräfte völlig niederzuringen. Dazu kamen weitere Möglichkeiten, in den mittleren und östlichen Teilen des Landes Stützpunkte in jeder beliebigen Anzahl anzulegen. Die russische Kriegsleitung besass daher grosse Möglichkeiten, durch eine «elastische» Luftkriegführung zu verhindern, dass ihre Flugwaffe von einem überlegenen Gegner allzu schwer in Mitleidenschaft gezogen würde. Die Dislozierungsmöglichkeiten sollten also die russischen Flugstreitkräfte in strategischer Hinsicht für die Stützpunktbekämpfung unempfindlich machen, was wiederum bedeutete, dass sie in der Praxis ihre Operationsfreiheit niemals einbüßen würden. Sie könnten daher ruhig warten, bis der Zeitpunkt für offensive Operationen mit wirklichen Erfolgsaussichten gekommen wäre. Dass diese Berechnungen stichhaltig waren, hat die Entwicklung im gegenwärtigen Kriege bewiesen.

Als sich die politischen Gegensätze zwischen der Sowjetunion und ihren wahrscheinlichen Gegnern, vor allem Hitlerdeutschland, Mitte der dreissiger Jahre zuspitzten, wurde von Russland hervorgehoben, dass seine Flugwaffe, namentlich die Bombenflugzeuge, imstande sein würde, die Entfernungen zu überwinden, die zu Beginn der Operationen für den raschen Einsatz der Bodenstreitkräfte ein Hindernis bilden würden. Gelegentlich der grossen Feldmanöver bei Kiew im Jahre 1936 erklärte der Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, Andrejew: «Wir werden den Feind fern von den Grenzen Sowjetrusslands schlagen.» Als Ergänzung zu dieser Äusserung donnerte das sowjetrussische Radio kurz darauf gegen die ganze Welt: «Die Feinde der Sowjetunion sollen wissen, dass es für die sowjetrussischen Flieger keine Grenzen gibt.»

Diese Äusserungen konnten ein Bluff oder reine Schreckschüsse sein.

Betrachtet man sie aber im Zusammenhang mit der Stärke der russischen Bombenflugzeuge zu jener Zeit – 1936: 2'000 Flugzeuge, das heisst ebenso viele, wie die andern Grossmächte, mit Ausnahme Deutschlands, zusammen besaßen –, so können sie sehr wohl ernst gemeint gewesen sein. Wenigstens scheint man in Deutschland diese und andere Drohungen ziemlich buchstäblich aufgefasst zu haben. In dem 1938 erschienenen Buche «Luftkrieg bedroht Europa» von Lothar Schüttel bringt der Verfasser dies zum Ausdruck, indem er sich bemüht, den offensiven Charakter der sowjetrussischen Flugwaffe – mit Angriffszielen in Deutschland – zu beweisen. Er sagt dabei, «dass die sowjetrussische Luftwaffe die Aufgabe hat, die Nachteile der militärpolitischen Lage bei einem russischen Angriffskrieg wettzumachen. Die Luftwaffe soll die Offensive eröffnen und durch möglichst grosse Zerstörungen in der Heimat des Feindes und durch Lähmung des gegnerischen Aufmarsches Zeit zum Vorstossen der sowjetrussischen Armeeestreitkräfte gewinnen.»

In dem zwischen der Sowjetunion und der Tschechoslowakei abgeschlossenen Pakt wurde unter anderm vorgesehen, dass die Russen das besonders gut ausgebaute Flugstützpunktsystem in der Tschechoslowakei benutzen dürften. Wie ein Blick auf die Landkarte zeigt, bedeutete dies, dass die Russen bereits bei Ausbruch eines Konfliktes mit Deutschland so ziemlich mitten im deutschen Reichsgebiet ein vorgeschobenes Flugstützpunktgebiet besessen hätten. Die Verlegung grosser Teile von russischen Bomberverbänden auf tschechisches Territorium hätte dabei äusserst rasch erfolgen können, ohne dass andere Neutralitätsverletzungen, als die Überfliegung des nördlichsten Zipfels von Rumänien (mit dem südlichsten russischen Stützpunktgebiet zwischen Kiew und dem Schwarzen Meer als Ausgangspunkt) nötig gewesen wären.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass die in dem russisch-tschechischen «Luftpakt» gegen Deutschland gerichtete Drohung dazu beitrug, Hitler im Jahre 1938 zu der rücksichtslosen Besetzung der Tschechoslowakei zu veranlassen.

Wenn man alle erwähnten Gesichtspunkte zusammenfasst, erhält man den Eindruck, dass die Bomberwaffe den Vorrang innehatte und dass die russische Flugwaffe somit im Grossen und Ganzen ein offensives Gepräge aufwies. Ebenso geht daraus hervor, dass die russische Bomberwaffe bis Mitte der dreissiger Jahre, im Vergleich zu den europäischen Ländern, so stark war, dass sie ein kriegsentscheidender Faktor gewesen wäre, falls die

«russische Dampfwalze» sich bereits damals westwärts in Bewegung gesetzt hätte. Nach 1936 trat jedoch im Verhältnis der Bomberwaffe zu den übrigen Flugzeugarten der russischen Luftwaffe eine Änderung ein. Der Schwerpunkt wurde auf die mit der Armee zusammenwirkenden Flugzeuge und die Jagdflugzeuge verlegt. Bezeichnend ist, dass diese Veränderung zu dem Zeitpunkt eintrat, als sich die deutsche Aufrüstung ihrem Höhepunkt näherte.

Das Ausbleiben der erwarteten russischen Luftoffensive im Jahre 1941

Wir haben nachzuweisen versucht, dass die russische Staats- und Kriegsführung beim Aufbau der «Flugwaffe der Arbeiter und Bauern» Wege betrat und verfolgte, die vermuten liessen, die Rote Flugwaffe und vor allem ihre Bomber würden bei einem kriegerischen Konflikt durch einen grossen Einsatz versuchen, der russischen Kriegsmacht die Initiative zu sichern.

Die Frage liegt daher nahe, warum die russische offensive Bomberwaffe bei und nach Beginn des Kräftemessens mit Görings erprobter Luftwaffe sich praktisch genommen überhaupt nicht gezeigt hat. Die Frage ist umso berechtigter, als die luftstrategische Lage beim Kriegsausbruch 1941 vom russischen Gesichtspunkt aus erheblich günstiger aussehen musste als Mitte der dreissiger Jahre. Die russische Eroberung des Baltikums und Ostpolens mit ihren hinsichtlich der Flugzeugstationierung strategisch und technisch äusserst geeigneten Gebieten hatte diese auffallende Verbesserung herbeigeführt.

Die früher erwähnten vorgeschobenen Flugstützpunktgebiete in den westlichen Militärdistrikten (siehe Karte auf Seite 218) waren durch diese Eroberungen bedeutend erweitert und bis an die Grenzen des Gegners vorverlegt worden. Einen entschiedenen Nachteil verursachte im Jahre 1938 allerdings die deutsche Besetzung der Tschechoslowakei, wodurch ein für die Russen höchst wertvolles Flugstützpunktgebiet in deutsche Hände fiel; aber dieser Verlust war doch in Bezug auf die Stützpunkte dank der Eroberung des Baltikums reichlich aufgewogen worden.

Es scheint demnach, dass sich der russischen Kriegsleitung eine vortreffliche Gelegenheit bot, die früheren, dem Aufbau der Flugwaffe zugrunde liegenden luftstrategischen Prinzipien in praktische Taten umzuset-

zen. Denn die deutschen Angriffsvorbereitungen können Russland unmöglich verborgen geblieben sein. Hätte nun Russland seine Prinzipien über die Verwendung der Bomber befolgt, so würde es bereits bei Kriegsausbruch 1941 Deutschland, sein Verkehrswesen, seine Truppenkonzentrationen in den Aufmarschgebieten und vor allem die vorgeschobenen deutschen Flugstützpunkte intensiven Bombenangriffen unterworfen haben. Von dieser Bekämpfung der Flugstützpunkte hätten gute Ergebnisse erwartet werden dürfen, besonders weil das Hinzukommen des baltischen Stützpunktgebietes eine wirkliche Umfassung der vorderen deutschen Stützpunkte in Ostpreussen und Nordpolen ermöglicht hätte.

Nichts von alledem geschah. Worin lagen die Ursachen der defensiven Haltung der russischen Flugwaffe, nicht bloss bei Kriegsausbruch, sondern auch während der fortgesetzten Operationen bis zur russischen Gegenoffensive nach Stalingrad? Zahlreiche Fragen erheben sich und sind wegen der undurchdringlichen Geheimhaltung der Umstände schwer zu beantworten. Da diese Geheimhaltung einen Aussenstehenden während des Krieges daran verhindert, einen Blick hinter die Kulissen der Führung der russischen Flugwaffe zu werfen, müssen einer Beantwortung dieser Frage mehr oder weniger theoretische Betrachtungen zugrunde gelegt werden. Aber auch sie können von Interesse sein, weil die beidseitigen Flugoperationen beim Kriegsausbruch 1941 einen grossen Einfluss auf den weiteren Verlauf des Krieges ausüben sollten.

Über die Ursachen der Passivität der russischen Flugwaffe und besonders der Bomber könnte natürlich eine Reihe von Theorien aufgestellt werden. Um das Problem zu vereinfachen, wollen wir hier versuchen, folgende Fragen abzuklären, die für die Beurteilung des Einsatzes der sowjetrussischen Flugwaffe von fundamentaler Bedeutung sein dürften:

1. Lag die Ursache der russischen Luftdefensivhaltung in der Überlegenheit der deutschen Luftwaffe und in blitzartigen Angriffen auf die russischen Stützpunkte, durch welche die russische Flugwaffe bereits in den ersten Operationstagen erhebliche Verluste erlitt?

2. Lag die Ursachen der russischen Zurückhaltung gewissermassen auf der theoretischen Ebene? War bei der Führung der russischen Flugwaffe über die eigenen offensiven Möglichkeiten gegenüber einem Feinde, wie der damaligen deutschen Kriegsmacht und besonders ihrer Luftwaffe, ein Meinungsumschwung eingetreten?

Falls ein solcher Umschwung wirklich eingetreten wäre – in welchem Sinne hatte er die Organisation und die beabsichtigte Verwendung der sowjetrussischen Flugwaffe beeinflusst?

3. War das defensive Verhalten der russischen Flugwaffe ein Glied in der strategischen Planung auf weite Sicht?

Die Eröffnung der Feindseligkeiten

Die deutsche Kriegseröffnung am Morgen des 22. Juni 1941 erfolgte nach dem bekannten Vorbild der früheren deutschen Blitzangriffe. Die Bombenflugzeuge wurden unter grösstmöglicher Konzentration gegen die Stützpunkte der russischen Flugstreitkräfte in der Absicht eingesetzt, bereits während der einleitenden Operationen die russische Flugwaffe auszuschalten und die Luftherrschaft zu erringen. Von deutscher Seite betrachtet, schien alles programmgemäss zu verlaufen, ja, es ging sogar zu gut, um wahr zu sein. Die Rapporte des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht aus jenen Tagen enthielten phantastische Zahlen, vor allem über auf dem Boden zerstörte russische Flugzeuge. An gewissen Tagen wurden die russischen Totalverluste mit 1'800, ja, sogar mit 2'000 Flugzeugen angegeben. Wahrscheinlich sahen die Deutschen selbst ein, dass diese enormen Verlustziffern bedeutend übertrieben waren; sie posaunten sie jedoch zu Propagandazwecken aus. Es musste Verdacht erregen, dass die totalen russischen Flugzeugverluste nach kaum einer Woche Luftoperationen sich bedenklich der Zahl der Flugzeuge näherte, welche die Russen, nach deutschen Berechnungen, im Juni 1941 an der Ostfront überhaupt einsetzen konnten. Trotzdem zog die deutsche Kriegsführung allzu optimistische Schlüsse, wenn sie berechnete, dass die orkanmässige Bekämpfung der Stützpunkte der russischen Flugwaffe einen vernichtenden Schlag zugefügt habe, und dass diese sich nach menschlichem Ermessen in absehbarer Zeit nicht mehr erholen könne.

Es konnte später festgestellt werden, dass es sich zum grössten Teil nur um scheinbare russische Flugzeugverluste handelte. Die russische Kriegsführung hatte nämlich die deutschen Blitzangriffsmethoden sorgfältig studiert und den Offensivplan des Gegners durchschaut. Infolgedessen trafen die deutschen Bombenangriffe gegen russische Stützpunkte nur Flugzeug-

attrappen und viele veraltete Flugzeuge, welche die Russen als «Köder» aufgestellt hatten, während mit modernem Material ausgerüstete Flugverbände an gut getarnten, geheimen Feldflugplätzen zurückgehalten wurden. Bereits das Ergebnis der ersten Operationsphase bewies somit in der Praxis, welche Vorteile auf lange Sicht allein die Tiefenausdehnung des russischen Stützpunktgebietes im Westen bot und welche Möglichkeiten die typisch russische Fähigkeit, den Gegner in Unkenntnis über die russischen Reserven zu lassen, begünstigten. Sie zeigten auch die Gefahr auf, die darin lag, allzu oft dieselbe Methode zu wiederholen, wie dies auf deutscher Seite geschah. Man läuft dabei das Risiko, Überraschungen, die man dem Feinde zgedacht hat, selbst zu erleben.

Selbst wenn die russische Flugwaffe und besonders die Jagdflugzeuge in den Luftkämpfen gegen den qualitativ erheblich überlegenen und kriegserfahrenen Gegner sehr spürbare Verluste erlitten, war doch der Hauptteil der russischen Flugstreitkräfte bei Weitem nicht erledigt. In dem endlosen Stützpunktgebiet im Ural und im Fernen Osten gab es Reserven, die für die deutschen Bomberverbände unerreichbar waren und geduldig die Zeit ihres Einsatzes abwarteten, nachdem die deutsche Angriffskraft zu Land und in der Luft ihren Höhepunkt überschritten haben würde. Daher war es nicht das Ergebnis der Bekämpfung der russischen Stützpunkte durch die deutsche Luftwaffe und die darauffolgende vorübergehende deutsche Luftherrschaft, die das Ausbleiben des operativen Eingreifens der russischen Flugstreitkräfte verursachten. Da die russische Flugwaffe überdies auch nicht in grösserem Masse für begrenzte operative Aufgaben wie die Bekämpfung der deutschen Feldflugplätze, der Eisenbahnen und des Nachschubs in die Nähe der Front eingesetzt wurde, mussten andere Faktoren die russische Defensive in der Luftkriegsführung verursacht haben.

Die Bedeutung der Organisation

Einer dieser Faktoren lag auf organisatorischem Gebiet. Es dürfte daher angebracht sein, einen Blick auf die Organisation des russischen Flugwesens zu werfen.

Wie bereits erwähnt, wies die Regierung des neugegründeten Sowjetstaates der Flugwaffe eine ausgeprägt offensive Rolle zu. Man hätte daher erwarten können, dass die Organisation des Flugwesens von Beginn an eine die Vorbereitungen in Friedenszeiten und die Operation im Kriege erleich-

ternde Gestaltung und die Leitung der Flugwaffe somit eine selbständige Stellung erhalten würde.

Dies geschah jedoch nicht. Im Gegenteil wurden die Flugstreitkräfte auf die Armee und die Flotte verteilt. So war die Verwaltung und Ausbildung der Armeeflugformationen dem Volkskommissariat für die Landesverteidigung und die Marineflugwaffe in entsprechender Weise dem Volkskommissariat der Marine unterstellt. Ihre Verwendung im Kriege wurde von den Befehlshabern der jeweiligen Militär- und Marinedistrikte bestimmt. Dies erschwerte eine strategische Kräftekonzentration nach entscheidenden Richtungen in hohem Masse, weil erst nach langem Verhandeln die Flugverbände eines Militärdistrikts an der Front eines andern Distrikts eingesetzt werden konnten.

Dazu kam, dass bis im Jahre 1935 in der Organisation der Flugverbände jede Einheitlichkeit fehlte, und dass die bis dahin grösste Einheit – die Flugbrigade – ein in operativer Hinsicht wenig zweckmässiger Verband war. Die Brigade bestand in der Regel aus zwei gemischten Flugregimentern, die aus verschiedenen Flugzeugkategorien (Bomben-, Jagd- und Erkundungsflugzeugen) bestanden. Die Zahl der Brigaden belief sich im Jahre 1935 wohl auf rund 70 mit im Ganzen 7'000 Flugzeugen (davon 4.'700 erster Linie).

Jeder Militärdistrikt verfügte je nach seiner militärgeographischen Bedeutung über eine Anzahl Brigaden und ausserdem über gewisse selbständige Geschwader von 9 bis 15 Flugzeugen, die hinsichtlich Verwaltung und Ausbildung den Flugbrigaden unterstellt waren. In jedem Militärgebiet gab es einen «Chef für die Flugstreitkräfte des Militärgebietes». Die grösste Anzahl Flugbrigaden war den Militärdistrikten Leningrad, Weissrussland und Moskau zugeteilt.

Je mehr der Bestand der Flugwaffe zunahm, desto mehr machte sich die Forderung nach einer den operativen Bedürfnissen entsprechenden Umorganisation geltend. Der erste Schritt dazu erfolgte 1936, als die gemischten Verbände innerhalb der Flugbrigaden aufgelöst und an ihrer Stelle einheitliche Bomber-, Jagd- und Erkundungsverbände organisiert wurden. Ferner schritt man zur Schaffung einer grösseren operativen Einheit, als die Flugbrigade es war, nämlich der Flugdivision, die in der Regel aus vier Flugregimentern oder aus einer Verbindung von Flugregimentern mit selbständigen Geschwadern bestand. Die Zahl der Flugzeuge einer Flugdivision bewegt sich zwischen 100 und 150. Gewisse Divisionen umfassen ausserdem eine Transportbrigade für Luftlandungen.

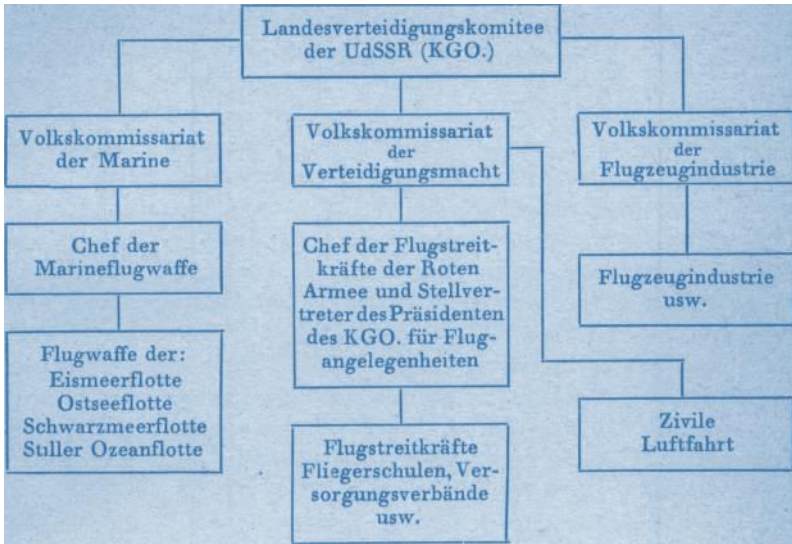
Hingegen wurde keine prinzipielle Veränderung im Verhältnis der Flugwaffe zu den übrigen Verteidigungskategorien vorgenommen, sondern sie wurde nach wie vor in Flugstreitkräfte der Armee und in solche der Marine eingeteilt.

Wie weit die Umbildung der Luftstreitkräfte der Armee bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges fortgeschritten war, ist nicht leicht festzustellen. Nach ihrem Einsatz im finnisch-russischen Winterkrieg 1939/40 zu urteilen, scheint jedoch die Organisation damals noch nicht die nötige Festigkeit erhalten zu haben. Zwar war die Zahl der eingesetzten Flugzeuge nach damaligen Begriffen eindrucksvoll genug – oft über 500 Bomber pro Kampftag, unter äusserst schwierigen Winterverhältnissen, was darauf schliessen liess, dass die Bodenorganisation der russischen Flugwaffe ausgezeichnet funktionierte –, trotzdem aber stimmte irgendetwas nicht in der Planung und Leitung der Flugoperationen. Es hatte den Anschein, als wolle man russischerseits die wenige Monate früher durchgeführte Vernichtung der polnischen Flugwaffe durch die deutsche nachahmen, ohne jedoch die Fähigkeit dazu zu besitzen. Die russische Kriegsführung scheint jedoch im Winterkrieg in organisatorischer Hinsicht reiche Erfahrungen gesammelt zu haben, denn nach dem Friedensschluss im März 1940 wurde eine Umorganisation zur Steigerung der operativen Schlagkraft der Armeeluftwaffe begonnen. Offenbar nahm man dabei die «Luftflotten» der deutschen Flugwaffe zum Vorbild. Es entstanden die höheren Verbände der Flugdivisionen, welche die Flugarmee bildeten. Ihre Zahl dürfte im Frühling 1941 etwa 50 betragen haben.

Dank dieser Umgestaltung hörte die russische Flugwaffe auf, in der Armee nur eine Hilfswaffe und in operativer Hinsicht den Armeechefs unterstellt zu sein. Sie wurde nunmehr zu einem schlagkräftigen Instrument in der Hand der russischen Kriegsleitung und konnte durch die Schaffung der Flugarmeen an jedem beliebigen Teil der gewaltigen Fronten zu entscheidenden Zwecken eingesetzt werden. Die unvergleichlichen Erfolge der russischen Waffen seit Juli 1943 wären nicht möglich gewesen ohne «eine in jedem Augenblick kampfbereite Flugwaffe», die bei Massenangriffen in die operativen Hauptrichtungen eingesetzt werden konnte. Derartige, überdies glänzend geleitete Masseneinsätze wären bei der früheren Organisation nicht durchführbar gewesen.

Die Grundzüge der heutigen Organisation der russischen Flugwaffe gehen aus folgender Übersicht hervor, die auch die Stellung und Organisation der Marineflugwaffe beleuchtet.

Die Organisation der russischen Luftwaffe



Die Umorganisation war jedoch im Zeitpunkt des deutschen Überfalls noch nicht völlig durchgeführt, sondern erst in vollem Gang begriffen. Sie gründete sich auf das Studium der deutschen Triumphe in dem Vernichtungskampf gegen die polnische Flugwaffe im Jahre 1939, in der Bekämpfung der englischen Flotte während der Okkupation Norwegens im April 1940 und vor allem bei der Zerschmetterung der französischen «Armée de l’Air» und der britischen Flugstreitkräfte in Frankreich einen Monat später im Westen. Der Blitzangriff der deutschen Luftwaffe im Juni 1941 traf die russische Flugwaffe in einem besonders schwierigen und gefährlichen Zeitpunkt – in einer Schwächeperiode, wie sie mitten in einer Reorganisation notwendig eintreten muss.

Vielleicht bereitete die Umgestaltung der Bodenorganisation der russischen Führung schwerere Hemmnisse als die eigentliche Organisation der Flugverbände.

So erklärt es sich, dass die Russen weder imstande waren, den deutschen Ansturm in der Luft abzubremsen, noch sich durch auf die deutschen Stützpunkte unternommene Gegenangriffe zu wehren, obgleich es allem nach nicht an operativen Bomberverbänden fehlte.

Anpassung an die Lage

Das defensive Verhalten der russischen Flugwaffe kann jedoch nicht allein durch die erwähnte Überlegenheit und vorübergehende Luftherrschaft der deutschen Flugwaffe und durch die organisatorischen Schwierigkeiten erklärt werden. Die Terrorangriffe der russischen Bomber im finnischen Winterkrieg führten zwar im Grossen Ganzen zu keinem Erfolg. Aber sie zeigten, dass Sowjetrussland über eine achtunggebietende Stärke an Bombern verfügte, deren Beschaffenheit und Bodenorganisation wenig zu wünschen übrig liessen. Auch die russischen Verluste an Flugzeugen im finnischen Krieg waren nicht beträchtlich: sie betrug nach finnischen Angaben 684, nach russischen Angaben nur 400 Bomber. Die Zeit zwischen dem Winterkrieg und dem Kriegsausbruch 1941 hätte daher der russischen Flugleitung günstige Gelegenheit geboten, dank der unleugbar hochstehenden Flugzeugindustrie die Zahl der Bomber so zu vermehren, dass sie im Jahre 1941 wenigstens die der deutschen erreicht haben würde.

Um eine Antwort auf die Frage zu finden, weshalb die russische operative Flugwaffe in jenem Jahre untätig blieb, muss man nach tieferen Gründen suchen.

Wie dargelegt, hatte die höhere russische Militärleitung bereits vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges ihre Anschauungen über die Verwendung und die Möglichkeiten der Flugwaffe geändert; dieser Umschwung fiel seltsamerweise zeitlich zusammen mit der Wiederaufrichtung und gewaltsamen Aufrüstung der deutschen Luftwaffe. Man scheint also von der früher im Zusammenhang mit dem ersten Fünfjahrplan massgebenden und von den Douhetschen Doktrinen beeinflussten Auffassung, dass die Bomber im modernen Krieg den einzig entscheidenden Faktor bilden, Abstand genommen zu haben. Offenbar hatte die russische Kriegsleitung bereits in einem frühen Stadium erkannt, dass die Kampfwagen und die motorisierten Truppen der Kriegführung einen beweglichen Charakter verleihen würden. Vom russischen Standpunkt aus gesehen, musste diese Beweglichkeit sich auf den europäischen Kriegsschauplätzen zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Schwarzen Meer mit ihren für motorisierte Truppen geeigneten Geländebeziehungen besonders gut ausnützen lassen. Dadurch wurde das Problem des engen Zusammenwirkens der Flugwaffe mit den raschen Bodenstreitkräften aufgeworfen. Der russische Generalstab sah

sich veranlasst, von der strategischen Bomberwaffe, die bis dahin in der Organisation der Flugwaffe den ersten Rang eingenommen hatte, wieder zu der alten Auffassung zurückzukehren, dass das Zusammenwirken mit den Bodentruppen die Hauptaufgabe der Flugwaffe sei. Nun bestand aber ein wesentlicher Unterschied zwischen den Flugverbänden, die früher den Armeechefs unterstanden und von diesen jeweils dort eingesetzt wurden, wo sie es am zweckmässigsten erachteten, und der von der russischen Führung kurz vor dem Kriege und während desselben geschaffenen modernen Erdkampfflugwaffe, die vom Flugchef geführt und von ihm für ein Zusammenwirken mit der Roten Armee an dem oder den Punkten eingesetzt wird, wo die Mitwirkung der Flugwaffe zur Erreichung einer Entscheidung notwendig ist. Es galt demnach nur, die für diese Aufgaben geeigneten Flugverbände zu schaffen und ihnen Flugzeuge zur Verfügung zu stellen, die speziell für Angriffe auf die Bodenstreitkräfte, das heisst vor allem auf die Kampfwagen des Gegners konstruiert waren.

Dass die Russen dieses Programm konsequent durchgeführt haben, davon zeugt der unerhörte Einsatz an mit dem ausgezeichneten Sturzkampfflugzeug «Stormowik» ausgerüsteten Panzerabwehrflugverbänden.

Diese Flugzeuge dürften mindestens 50 Prozent der Gesamtzahl aller an der europäischen Front eingesetzten russischen Kampfflugzeuge betragen. Bezeichnend ist, dass der Masseneinsatz dieser wirksamen Waffe mit dem Zeitpunkt zusammenfällt, da sich, nach Stalingrad, die Waagschale zugunsten der Russen zu neigen begann. Es scheint daher nicht unberechtigt, den «Stormowik»-Maschinen und der Voraussicht der Leitung der russischen Flugwaffe, die den Bau dieser Spezialflugzeuge anordnete, einen grossen Teil des Verdienstes an den ununterbrochenen russischen Erfolgen zu schreiben.

Sogar auf deutscher Seite zögert man nicht, dies zuzugeben. Die Benennung «der Schwarze Tod», den die kriegsgewohnten, sturmfesten deutschen Soldaten dem «Stormowik»-Flugzeug erteilt haben, enthält eine deutliche Anerkennung der Leistungen der russischen Luftwaffe.

Die Entwicklungstendenzen der strategischen Bomberwaffe

Zu gleicher Zeit, als die für die Bodenoperationen entscheidende Bedeutung der Flugstreitkräfte in russischen Militärkreisen immer mehr er-

kannt wurde, änderten sich in gewisser Beziehung die Anschauungen über die selbständige oder operative Luftkriegführung. Allerdings scheint man schon früh zu der Auffassung gelangt zu sein, dass die Flugwaffe eines ebenbürtigen Gegners nicht völlig niedergerungen werden kann und daher die absolute Luftherrschaft gegen eine Grossmacht mit so grossen industriellen und militärischen Hilfsmitteln, wie sie zum Beispiel Deutschland oder England besitzen, niemals erreicht werden kann. Bei einem schwächeren Gegner jedoch schienen die Dinge ganz anders zu liegen, was auch mit wünschenswerter Deutlichkeit aus dem Überfall auf Finnland im Jahre 1939 hervorging. Hier handelte es sich nicht um einen Krieg gegen eine Grossmacht, sondern gegen ein Land mit geringen Verteidigungsmitteln, besonders gegen Fliegerangriffe, und darum sollte es vor allem mit der Flugwaffe bekämpft und durch sie zerschmettert werden.

Der Luftkrieg gegen Finnland zeigt somit deutlich, dass die Russen die Möglichkeiten der operativen Bomberflugwaffe als Druckmittel erkannt hatten. Das gleiche Ziel verfolgten auch die im Februar 1944 ohne Zusammenhang mit irgendwelchen Bodenoperationen an der Front vor allem gegen Helsingfors gerichteten Bomberraid. Sie bezweckten zweifellos, einen Druck auszuüben auf Finnlands Regierung und Volk zur Annahme der zu jener Zeit gestellten Friedensbedingungen.

Die in den beiden Finnland-Kriegen gegen das finnische Hinterland eingesetzten russischen Bomberkräfte waren verhältnismässig schwach. Höchstens 600 Bomber scheinen gleichzeitig daran teilgenommen zu haben, eine bescheidene Zahl im Vergleich zu den von den Westmächten Tag für Tag gegen Deutschland ausgesandten Armadas. Dieses Verhältnis darf jedoch, ebenso wenig wie die früher erwähnte Produktionsabnahme von schweren Bombern, zu der Meinung verführen, dass die Russen in Zukunft von strategischen Flugoperationen grösseren Umfanges absehen werden.

Dies wurde schon dadurch widerlegt, dass im Zusammenhang mit den Grossoffensiven vom Frühjahr 1944 an russische operative Eliteverbände für strategische Bombenangriffe gegen weit hinter der Front gelegene Städte und Verkehrswege eingesetzt wurden. Diese Angriffe richteten sich jedoch nicht, wie die englisch-amerikanischen, gegen Deutschlands Verkehrsnetz und Industrien, sondern haben ausnahmslos für die deutschen Bodenoperationen wichtige Ziele getroffen. Aber die Schlagkraft der russischen Angriffe deutet auf eine völlige Erneuerung der Führung hin und liess auf eine Umwälzung auf dem Gebiet der russischen strategischen

Bomberwaffe schliessen. Die Ruinen Tallinns nach dem im September 1944 erfolgten russischen Massenangriff geben einen Fingerzeig für das, was man in Zukunft erwarten kann. Noch Ende 1944 hat man nicht feststellen können, ob in diesen Verbänden eine grössere Zahl viermotoriger Bomber vorhanden war. Dies deutet seinerseits darauf hin, dass die strategische Bomberflugwaffe noch in den Anfängen steckt. Die Zahl der für diese Zwecke bestimmten Flugzeuge betrug im Herbst 1944 wahrscheinlich kaum mehr als etwa 1'200, doch ist damit für einen künftigen Ausbau schon eine feste Grundlage geschaffen.

Wann und wie werden diese russischen Bomberformationen auftreten?

Vermutlich wird die russische Bomberflugwaffe erst dann voll eingesetzt werden, wenn dadurch für die Sowjetunion wirklich offenkundige Vorteile erreicht werden können. Es war daher kaum anzunehmen, dass eine russische Bomberoffensive eingeleitet werden würde, solange die deutsche Jagdflugwaffe noch ihre Schlagkraft bewahrt hatte. Ihre Niederbringung überlässt man vertrauensvoll den Engländern Und Amerikanern.

Die für die Russen dadurch entstehenden Vorteile liegen offen zutage. Selbst wenn die Flugzeugreserven der Alliierten unerschöpflich scheinen, muss doch die Vernichtung der deutschen Luftwaffe und die Bezwingung der Festung Deutschland erhebliche Opfer nötig machen. Werden die westlichen Demokratien nach ihrem Siege über Deutschland ausserdem unmittelbar gezwungen, ihre Flugstreitkräfte ohne russische Hilfe gegen Japan einzusetzen, so kann die russische Staatsleitung damit rechnen, dass die Rote Flugwaffe zum Alleinherrscher des Luftraums über dem europäischen Kontinent werden wird. Deshalb wartet man ruhig, während die Flugzeugfabriken des Urals und in andern geborgenen Teilen des Riesenreiches mit unverminderter Energie und Geschwindigkeit arbeiten, und gleichzeitig wird die Ausbildung von Bomberbesatzungen in den Fliegerschulen der hinteren Flugstützpunkte aufs Intensivste betrieben. Die Zeit, die für den Russen gewöhnlich keine grössere Rolle spielt, ist in der jetzigen Lage für die militärpolitische Handlungsfreiheit Russlands von grösster Bedeutung.

Finnlands Kapitulation und die Räumung Nordnorwegens und des Baltikums durch die Deutschen hat die Stützpunktmöglichkeiten für die russischen Flugstreitkräfte grundlegend begünstigt. Hierdurch ist Russlands luftstrategische Lage in diesem Teil Europas Ende 1944 besser geworden,

als sie es je zuvor gewesen war. Doch, obgleich die rein geographischen Vorteile in die Augen springen und die Lage günstiger ist als bei Kriegsausbruch 1941, liegt doch der grösste Unterschied darin, dass die deutsche Luftwaffe im Jahre 1944 der russischen die Übermacht nicht mehr streitig machen kann. Je mehr die deutsche Luftwaffe geschwächt wird, desto günstiger wird sich dieser Unterschied für Russland auswirken.

Auch Russlands maritime Lage hat sich dadurch auffallend verbessert. Im Hohen Norden Skandinaviens – im sogenannten Kalottengebiet – haben die Deutschen ein gut ausgebautes Flugstützpunktsystem geschaffen. Eine russische Besitznahme der hier von Petsamo bis Narwik angelegten Flugplätze bedeutet, dass die russische Schifffahrt von Murmansk bis in den Atlantischen Ozean durch Flugverbände mit Landstützpunkten vollkommen geschützt werden kann, und ausserdem eröffnen sich Aussichten für Flugoperationen über Nordskandinavien im Allgemeinen.

Die Möglichkeit der Benützung finnischer und baltischer Gebiete als Flugstützpunkte bedeutet wiederum, dass die russische Ostseeflotte bei ihren Operationen in der Ostsee und im Bottnischen Meerbusen durch Flugverbände von Landstützpunkten aus, vielleicht von Tornea im Norden bis Ostpreussen im Süden, unterstützt werden kann. Noch deutlicher zeichnen sich die Konturen der Ostsee als ein russisches «mare nostrum» ab, wenn die Kriegsentwicklung zu einer deutschen Kapitulation und zur Aufteilung Deutschlands in Interessensphären führen sollte. Erhält Russland dabei Norddeutschland, so bedeutet das, dass die Russen an der Südküste der Ostsee ein Flugstützpunktgebiet zwischen der Elbe im Westen und Ostpreussen im Osten bekämen, das allein nördlich von dem durch Berlin laufenden Breitengrad über 300 Flugplätze umfasst. Die Verstärkung der russischen Ostseeflotte und ihrer Flugwaffe muss daher im Zusammenhang mit diesen flugmilitärischen Faktoren betrachtet werden.

Es ist jedoch klar, dass diese für die Marine so wichtigen Flugstützpunkte an den Küsten der Ostsee und des Bottnischen Meerbusens nicht allein seeoperativen Zwecken zu dienen haben. Sie können natürlich auch zu einem Sprungbrett werden für weitreichende Bombardierungsunternehmen einer russischen strategischen Flugwaffe von imponierenden Dimensionen, die in absehbarer Zukunft eine hervorragende Rolle spielen könnte. Wir erinnern an Stalins vor bald 15 Jahren ausgegebene Parole: «Die beste Stütze für die Durchführung der Aussenpolitik der Sowjetunion ist eine kampfbereite Flugwaffe.»



Josef Wissarionowitsch **Stalin** (Dschugaswili), geboren 1879. Marschall von Russland. Er hat die Industrialisierung und militärische Aufrüstung Russlands durchgeführt und leitet mit unumschränkter Macht das heutige Schicksal Russlands.



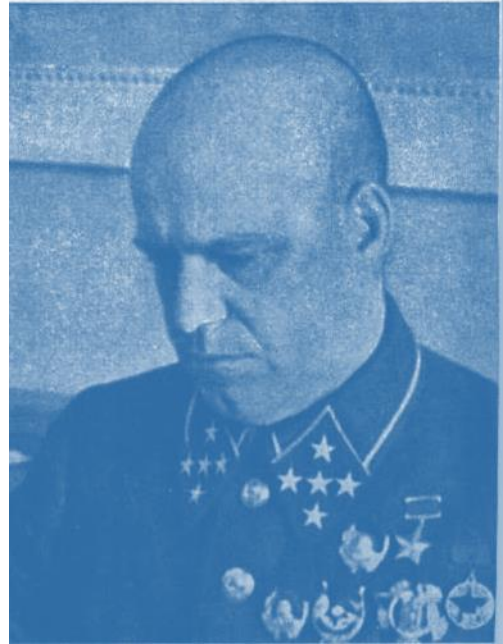
Oben links

Semjon Konstantinowitsch Timoschenko, geboren 1895 in Bessarabien. Volkskommissar für die Verteidigung, Marschall von Russland, *Held der Sowjetunion*. Maschinengewehrschütze in der 4. Kavalleriedivision der Zarenarmee 1915, rasche Karriere in der Roten Armee nach der Revolution. Chef der Truppen, die 1939 Ostpolen besetzten, auf der Karelischen Landenge 1940 und Chef der Hauptstreitkräfte des Zentrums im Juni 1941. Im Sommer 1942 leitete er die Charkow-Operation und den Rückzug nach der Wolga. Er hat später das Kommando an der Nordfront geführt, wo er Demjansk wieder eroberte.



Oben rechts

Boris Schaposchnikow, geboren 1882, Marschall, Generalstabschef und wirklicher Leiter der Operationen der russischen Armee. Der einzige Überlebende der zaristischen Generalstabsoffiziere in der Roten Armee. Gestorben 1945.



Nebenstehend

Gregori Konstaninowitsch Schukow, geboren 1889, Marschall von Russland, Verteidiger Moskaus. Erster Stellvertretender Verteidigungskommissar.

DER KAMPF DER TITANEN

Die Präludien ein Kampf um die Flanken und Frontbreite

Im Jahre 1935 schloss die Sowjetunion mit Frankreich und mit der Tschechoslowakei gegenseitige Allianzverträge ab. Drei Jahre später wurde die Tschechoslowakei durch das in München zwischen England, Frankreich, Italien und Deutschland getroffene Übereinkommen gezwungen, ihre sudetendeutschen Gebiete an letzteres abzutreten. Die Sowjetunion wurde über diese tief in die Souveränität des tschechischen Bundesgenossen eingreifende Massnahme nicht orientiert, geschweige denn konsultiert. Auf russischer Seite fühlte man sich dadurch nicht bloss beleidigt, sondern von den Westmächten vollständig isoliert und aufgegeben. Die Isolierung war umso vollständiger, als schwerlich ein Anschluss an die Achsenmächte gesucht werden konnte, nachdem diese im Jahre 1936 den Antikominternpakt unterzeichnet hatten, dessen Spitze gegen die Sowjetunion gerichtet war.

Die englische Ausgleichspolitik im Verhältnis zu Deutschland wurde von sowjetrussischer Seite offenbar als ein Versuch betrachtet, die deutschen Expansionsbestrebungen nach Osten abzulenken. Alles deutete auch darauf hin, dass ein Krieg zwischen Deutschland und Russland bevorstehe. Auf russischer Seite war man bestrebt, seinen Ausbruch so lange als möglich hinauszuschieben, wenn nicht gänzlich zu verhindern. Der Zeitgewinn sollte dazu ausgenützt werden, für Russland bessere strategische und ökonomische Ausgangslagen zu schaffen.

Die Sowjetunion stand also vor der Wahl, entweder ihren Ärger über das Münchener Abkommen zu überwinden und eine Koalition mit den Westmächten anzustreben, oder aber trotz dem Antikominternpakt – danach zu trachten, wenigstens vorübergehend einen Ausgleich mit Deutschland zustande zu bringen mit dem Ziele, die Expansionsbestrebungen dieses Landes nach Westen statt nach Osten zu lenken. Beide Auswege wurden ungefähr zu gleicher Zeit versucht. Der Versuch eines Übereinkommens mit den Westmächten misslang. Die Folge davon war der in Moskau am 23. August 1939 abgeschlossene russisch-deutsche Nichtangriffs- und Konsultationspakt.

Dieses Übereinkommen konnte jedoch keineswegs als eine «entente cordiale» bezeichnet werden. Dafür war das gegenseitige Misstrauen Stalins und Hitlers allzu tief verwurzelt. In der Tat dürften sich beide darüber im Klaren gewesen sein, dass ihnen ihr Kontrahent in dem politischen Ränkespiel des damaligen Europa als Partner beinahe noch gefährlicher denn als Gegner war. Die Interessengegensätze der beiden Verbündeten zeigten sich daher auch bereits einen Monat nach Bekanntgabe des Vertrages und blieben bis zu dem zwei Jahre später erfolgten Kriegsausbruch bestehen.

Am 22. September 1939 stellte Russland die Forderung, bei der Teilung Polens das ganze Gebiet bis zur Weichsel, zum Bug und zum Narew zu erhalten. Dies hätte Russland eine ziemlich günstige Grenze verschafft, weil sie beinahe in ihrem ganzen Verlauf mit Wasserläufen zusammenfiel. Die Flüsse hätten bei einem bewaffneten Konflikt mit Deutschland Überraschungsangriffe deutscher Panzerverbände verhindert; besonders wenn sie durch Verteidigungsanlagen verstärkt worden wären. Die Deutschen erklärten daher auch sofort, dass eine solche Grenzziehung zu der getroffenen Abmachung im Widerspruch stehe, und schon eine Woche später musste Russland auf eine Grenzrevidierung eingehen, durch die die Demarkationslinie ostwärts von der Weichsel zum Bug verlegt wurde. Die Deutschen gelangten dadurch in den Besitz eines vorgeschobenen Keiles, der unter anderm Bialystok und Lemberg flankierte.

Damit war der Kampf um die günstigsten Positionen nicht beendet. Durch ein Übereinkommen im Oktober des gleichen Jahres mit den Baltischen Staaten verschaffte sich Russland Stützpunkte und Garnisonen im Baltikum. Dies war nichts anderes als ein russischer Versuch, die deutschen Umfassungsbestrebungen durch das Baltikum zu verhindern oder wenigstens zu erschweren, um auf diese Weise die Nordflanke nach Möglichkeit zu sichern. Zweifellos hatte die russische Aktion gegen das Baltikum Deutschland in einem Augenblick überrascht, in dem dieses Land unter keinen Umständen einen Zweifrontenkrieg riskieren konnte oder wollte.

Durch den Winterkrieg gegen Finnland wollten die Russen ihren Versuch dieser Flankensicherung vollenden. Die Pachtung Hangö bildete den Schlussstein in einer Reihe von Stützpunkten, von denen aus, wie man glaubte, deutsche Vorstöße gegen das Leningrader Gebiet verhindert werden könnten. Es ist nicht völlig klar, ob die Russen im Winterkrieg alle ihre Ziele erreichten, oder ob sie ihre Forderungen begrenzen mussten. Die Wirkungen des Krieges schaden jedoch der russischen Sache mehr, als

sie ihr nützten, weil der russische Druck auf Finnland nicht stark genug wurde, um die Finnen ein Jahr später daran zu hindern, mit den Deutschen gemeinsame Sache zu machen. Ohne den Winterkrieg wäre es den Finnen wahrscheinlich nicht einmal im Traume eingefallen, im Bunde mit den Deutschen zu den Waffen zu greifen, sondern sie wären neutral geblieben«.

Während Deutschlands Armeen im Westen gebunden waren, beendete Russland seine Sicherungspolitik. Im Juni 1940 wurden die Baltischen Staaten der Sowjetunion vollständig einverleibt. Unmittelbar darauf wurden an der Südflanke die Bukowina und Bessarabien besetzt. Weitere Schutzmassnahmen konnten nicht mehr ergriffen werden, bevor die Deutschen im Westen freie Hand erhielten und dadurch imstande waren, durch die Besetzung Rumäniens den russischen Grenzverschiebungen zu begegnen. Damit war die Ausgangslage für das unvermeidliche Kräfteessen der beiden Vertragspartner geschaffen.

Der russische Operationsplan – ein Festhalten an erprobter Strategie

Durch Vorschubung ihrer Positionen nach dem Baltikum, Polen, Bessarabien und der Bukowina hatten die Russen vor ihren wertvollen reinrussischen Grenzgebieten eine breite Schutzzone geschaffen. Das Operationsgelände wurde dadurch erheblich vertieft, und die Entfernungen von den Aufmarschbezirken der deutschen Armee nach Leningrad, Moskau und der Ukraine waren entsprechend verlängert worden. Wertvoll war auch der Umstand, dass Peters des Grossen «Fenster gegen Europa» offengehalten werden und gleichzeitig die russische Ostseeflotte intakt bleiben konnte.

Die strategische Ausgangslage der Russen war somit im Jahre 1941 weit besser als zwei Jahre zuvor.

Wahrscheinlich hatte man russischerseits damit gerechnet, dass die Auseinandersetzung zwischen den deutschen und den französischen und englischen Armeen eine beträchtliche Zeit beanspruchen und dass die deutsche Kriegsmaschine dabei hart mitgenommen werden würde. Die geringe Widerstandskraft der französischen Befestigungslinien warf jedoch die diesbezüglichen russischen Berechnungen über den Haufen. Nicht einmal der den Deutschen wenig willkommene Feldzug auf der Balkanhalbinsel vermochte den Russen mehr zu verschaffen als eine Frist von ein paar Monaten. Die Russen

mussten daher beim Entwerfen ihres Operationsplanes den Umstand berücksichtigen, dass sie im Frühjahr 1941 noch nicht in jeder Hinsicht genügend gerüstet waren, um den Kampf gegen ihren besser ausgerüsteten, kampfgewohnten und bis dahin siegreichen Gegner mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. Besonders mangelhaft scheint die russische Panzerabwehr-ausrüstung gewesen zu sein. Dies erhöhte die Gefahr der Abriegelung und Einkreisung vorgeschobener Truppenkräfte.

Der russische Feldzugsplan musste somit auf Zeitgewinn ausgehen und die Deutschen die ersten Schläge austeilen lassen. Mit andern Worten: man musste sich wieder der traditionellen russischen Strategie der langen Rückzüge, der verbrannten Erde und der kurzen Gegenstösse zuwenden und für die Strategie Vorbilder in den Kriegen gegen die deutschen Ritterorden, gegen Karl XII., Österreich und Napoleon suchen. Diese Feldzüge waren auch vom russischen Heere fleissig studiert und ausserdem das ganze russische Volk gründlich darauf vorbereitet worden, dass im Notfall die Grenzgebiete aufgegeben werden müssten. Jeder Russe war restlos überzeugt davon, dass, so grosse Niederlagen Russland auch zu Anfang des Krieges erleiden müsste, sich, wie so oft in der russischen Kriegsgeschichte, das Blatt schliesslich dennoch wenden würde.

Russischerseits rechnete man mit deutschen Angriffen teils gegen politisch so bedeutungsvolle Ziele wie Leningrad und Moskau, teils gegen für die deutsche Versorgung wertvolle Gebiete. Man war deshalb davon überzeugt, dass die Ukraine eines der ersten Angriffsziele bilden würde. Es galt daher, aus den bedrohtesten Bezirken all das rechtzeitig wegzuführen, was an andern Orten der russischen Kriegsproduktion dienen konnte, und beim Rückzug möglichst alle die Gebiete, die dem Feind überlassen werden mussten, zu zerstören.

Der Operationsplan musste weiterhin Massnahmen zur Durchkreuzung deutscher Versuche, die russischen Armeen zu zersplittern, und zur Verhinderung deutscher Einkreisungsunternehmen während eines raschen russischen Rückzuges vorsehen. Bei den Operationen im Westen war die deutsche Taktik darauf ausgegangen, durch rücksichtslose Vorstösse rascher Verbände die Verbindungen des Gegners abzuschneiden und auf diese Weise die französische Verteidigung im Rücken zu fassen. Die berechnete Wirkung dieser Taktik erhöhte sich unerwarteterweise noch dadurch, dass die Bevölkerung des Landes angesichts des Umstandes, dass die für uneinnehmbar gehaltenen Grenzbefestigungen den Gegner nicht zum Stehen zu

bringen vermochten, in panikartiger Flucht alle zur Front führenden Strassen verstopfte. Sicherlich war es der russischen Militärleitung klar, dass dieses deutsche Verfahren in Russland niemals die gleiche oder jedenfalls nicht eine ebenso rasche Wirkung wie in Westeuropa erzielen würde. In Russland besteht nicht die gleiche Bevölkerungsdichte wie in Westeuropa, und die Entfernungen zwischen den Bevölkerungszentren sind für Erfolge der deutschen «Taktik der Panik» zu gross. In diesem Zusammenhang ist der Umstand bemerkenswert, dass die Russen die ausschliesslich für einen Angriff im Westen ausgebaute deutsche Kriegsorganisation gründlich studiert hatten. Wenn diese konzentrierte Kraft, die für eine Überflügelung der französisch-britischen Streitkräfte genügte, auf die russischen Weiten losgelassen wurde, so mussten, glaubte man, die *Entfernungen* die Zusammenballungen der deutschen Angriffsarmee ziemlich rasch aufheben. Die Russen scheinen zu dem Schluss gelangt zu sein, dass die deutsche Kriegsmaschine und Taktik den russischen Weiten keineswegs angepasst waren – daher vielleicht die Ruhe, die vom ersten Tage des Krieges an die Äusserungen der russischen Kriegsleitung kennzeichnete. Sie war sich bewusst, dass sie mit der Zeit die Oberhand gewinnen könnte, wenn sie nur den Widerstand für den Zeitpunkt, da man für den Gegenzug bereit wäre, organisieren und vorbereiten würde.

Der russischen Kriegsleitung war demnach klar, dass man gewisse unvermeidliche Stösse aushalten müsste, bis man den Vorsprung des Gegners eingeholt haben würde, und dass man gezwungen wäre, grosse russische Gebiete aufzugeben, bis die eigene Kriegsindustrie eine solche Produktionsfähigkeit erreicht hätte, dass man den Kampf gegen Deutschlands Panzerwaffe und Flugstreitkräfte ernsthaft und mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen könnte.

Ein defensiver Operationsplan wurde schon dadurch bedingt, dass die Totalmobilisierung der russischen Streitkräfte erhebliche Zeit erforderte. Auch waren grosse, gegen Japan bereitgestellte Truppenmassen im Fernen Osten gebunden.

Russland war somit darauf angewiesen, sich militärisch abwartend zu verhalten, in der Hoffnung, dass der Gegner seine Angriffskraft in den unendlichen Weiten verbrauchen und er somit seine unersetzlichen Trümpfe im Voraus ausspielen würde. Die Risiken einer solchen abwartenden Strategie waren offensichtlich. Sie waren kaum zu vermeiden und nur mit Zielbewusstsein und Willenskraft zu bemeistern. Russland musste sie jedoch auf sich nehmen, um die für die Sammlung seiner gigantischen Kräfte nötige Atempause zu erlangen. Die russische Kriegsleitung war sich des festen

Grundes genau bewusst, auf dem das russische Reich aufgebaut war: es hatte mit dem von der gegnerischen Propaganda gezeichneten Bild der Sowjetunion als Koloss auf tönernen Füßen nichts gemein.

Der Aufmarsch – eine Abweichung vom Operationsplan?

Von deutscher Seite ist behauptet worden, der russische Aufmarsch habe offensiven Charakter gehabt. Vieles an dieser Behauptung ist sicherlich Politik und Propaganda, doch kann sie sehr gut einen Kern von Wahrheit enthalten. Irgendetwas kann die Russen dazu verleitet haben, ihre Dispositionen im letzten Augenblick abzuändern und – vielleicht nur vorübergehend – von den Grundlinien des grossen Defensivplanes abzuweichen. Als Ursache für eine solche Abweichung wäre der Feldzug auf dem Balkan denkbar, der sich, ganz sicher auf russische Veranlassung, für die Deutschen als unwillkommenes Intermezzo zwischen die grossen Erfolge im Westen und die erwartete gigantische Auseinandersetzung im Osten einschob. Der Balkanfeldzug brachte nicht bloss den Russen den erstrebten Zeitgewinn; er hätte auch zu einer solchen Schwächung der deutschen Kriegsmaschine führen können, dass die Russen glaubten, ohne vermehrtes Risiko einen aktiven Widerstand näher an der Grenze, als zuvor berechnet, leisten zu können.

Trotz der deutschen Behauptung von einem offensiven Aufmarsch der Russen kann man feststellen, dass das Gros der schlagkräftigen russischen Streitkräfte von Anfang an in dem Gebiet aufmarschiert war, durch das die erste eigentliche Verteidigungslinie – die Stalinlinie lief. Erst nachdem diese «Besetzungskräfte» aufmarschiert waren, wurden die «überzähligen Verbände» weiter gegen die Westgrenze vorgeschoben. Der russische Operationsplan wurde den herrschenden Verhältnissen somit auf geschmeidige Weise angepasst. Hätte der Kriegsausbruch noch länger auf sich warten lassen, so wären die für die erste Verteidigung bestimmten russischen Verbände zum überwiegenden Teil sehr wahrscheinlich so nahe wie möglich an die Grenze verlegt worden. Man hatte sich augenscheinlich die Freiheit vorbehalten, die Aufmarschgebiete mit Rücksicht auf den Zeitpunkt des erwarteten deutschen Angriffs auszuwählen.

Am 22. Juni dürfte der *russische Aufmarsch* folgendes Bild gezeigt haben:

Bessarabien:

15–20 Infanteriedivisionen
3 Kavalleriedivisionen
3 Panzerbrigaden

Das polnische Gebiet südlich der Rokitno-Sümpfe:

40–50 Infanteriedivisionen
5–10 Kavalleriedivisionen
10 Panzerbrigaden

Das Gebiet nördlich der Rokitno-Sümpfe:

20–25 Infanteriedivisionen
2–4 Kavalleriedivisionen
5–10 Panzerbrigaden

Baltikum:

15–20 Infanteriedivisionen
3–5 Panzerbrigaden

Total:

90–115 Infanteriedivisionen zu je ungefähr 15'000 Mann
10–20 Kavalleriedivisionen
20–30 Panzerbrigaden.

Dies entspricht einer zahlenmässigen Stärke von rund 2,5 Millionen Mann. Hinzu kamen etwa 20 längs der finnischen Grenze auf gestellte Divisionen. Laut deutscher Schätzung waren 70 Prozent der Infanterie- und 60 Prozent der Kavalleriedivisionen sowie 85 Prozent der Panzerbrigaden, die Russland zu jener Zeit aufstellen konnte, gegen Deutschland gruppiert.

Die Grösse der russischen strategischen Reserve ist schwer zu bestimmen. Vermutlich bestand sie aus gewissen, um die Stalinlinie zusammengezogenen Truppen, allmählich verstärkt durch Verbände aus dem Europäischen Russland, die rechtzeitig genug mobilisiert werden konnten, um dieses für den ersten aktiveren Widerstand bestimmte Gelände zu erreichen.

Ein klares Bild von den Kommandoverhältnissen auf russischer Seite ist noch nicht erhältlich gewesen. Man weiss zum Beispiel nicht mit Sicherheit, wer den Oberbefehl über die russische Kriegsmacht ausübte. Möglicherweise war Stalin selbst schon zu jener Zeit Oberbefehlshaber. Sicher ist indessen,

dass Marschall Schaposchnikow Generalstabschef und somit der wirkliche Strategie für die russischen Operationen war. Ferner weiss mein, dass die Marschälle Budjonny, Timoschenko und Woroschilow das Kommando über die betreffenden südwestlichen, westlichen und nordwestlichen Fronten ausübten. Dass die letztere Front auch das Baltikum umfasste, ist bekannt, hingegen ist die Grenzziehung zwischen den Armeegruppen Budjonnys und Timoschenkos nicht mit Sicherheit festzustellen. Gewisse Berichte deuten darauf hin, dass sich die südwestliche Front bis zur Gegend von Lwow erstreckte, und dass somit Budjonny mit seinem nördlichen Flügel in Gebieten operierte, die ihm aus dem polnischen Feldzug von 1920 wohlvertraut sein mussten. Ist dies richtig, so umfasste Timoschenkos westliche Front das Gebiet von und mit den Rokitno-Sümpfen bis zur Gegend von Wilna. Seine Aufgabe war also, den nächsten Weg nach Moskau zu versperren.

Die *deutsche Angriffsgruppierung* war gleichzeitig ungefähr die folgende:

Schwarzes Meer – Karpaten: Antonescu

20 Infanteriedivisionen
2-4 Panzerdivisionen

Karpaten – Lublin:

von Rundstedt
30 Infanteriedivisionen
8-10 Panzerdivisionen

Lublingrenze bis Ostpreussen:

von Bock
30 Infanteriedivisionen
5-8 Panzerdivisionen

Ostpreussen:

von Leeb
20 Infanteriedivisionen
2-4 Panzerdivisionen

Total:

Ungefähr 100 Infanteriedivisionen – laut russischer Schätzung 140 – etwas schwächer als die russischen 17-26 Panzerdivisionen.

Dies entspricht einer zahlenmässigen Stärke von 1,5 bis 2 Millionen Mann.

Die Gegner waren sich somit zahlenmässig ungefähr ebenbürtig, jedoch mit einem gewissen Übergewicht der Russen, die ausserdem mit bedeutend grösseren Verstärkungen rechnen konnten als die Deutschen. Diese hatten den Hauptteil ihrer ausgehobenen Mannschaften bereits unter die Waffen gerufen.

Die russische Gruppierung zeigt eine deutliche Kräftekonzentration im Gebiete zwischen dem Schwarzen Meer und den Rokitno-Sümpfen, woraus sich gewisse Vermutungen über die Kampfabsichten ergeben. Man wusste, dass das Ziel eines deutschen Krieges gegen Russland einerseits darin bestand, die Rote Armee aus dem Felde zu schlagen, um England auf diese Art zum Frieden zu zwingen, oder sich freien Rücken zu sichern, falls England trotz allem den Kampf fortsetzen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus musste Hitler um jeden Preis eine rasche Entscheidung herbeiführen. Andererseits musste Deutschland für seine Versorgung wichtige Gebiete möglichst rasch erobern. Daher rechnete man damit, dass der Hauptstoss zwischen dem Schwarzen Meer und dem Rokitnogebiet erfolgen würde. Wenn die Russen hier dem Angriff mit stärkstem Widerstand begegneten, war es denkbar, dass die Deutschen in ihrem Bestreben, eine möglichst rasche Entscheidung zu erzielen, das Gros ihrer Kräfte gegen die Gebiete nördlich der Rokitno-Sümpfe richten würden, was sogar gewisse Möglichkeiten zu einem Gegenangriff von Seiten der südlichen russischen Gruppe bieten konnte. Ebenso wie die Russen die Gebiete nördlich und südlich der Rokitno-Sümpfe durch eine rein defensive Gruppierung zu sperren trachteten, legt diese Gruppierung den Gedanken an eine Gegenoffensive nahe, die in Aussicht genommen war für den Fall, dass sich die Lage für eine solche günstig entwickeln sollte.

Es mag den Anschein haben, als ob der deutschen Gruppierung eine deutlich sichtbare Kräftekonzentration gefehlt habe. Dies kann teils darauf beruhen, dass die Deutschen über den russischen Aufmarsch ungenügend orientiert waren, teils darauf, dass jede Armeegruppe die Möglichkeit hatte, ihre Kräfte in günstig scheinenden Richtungen zu konzentrieren.

Die Grenzschlachten – ein russisches Vorpostengefecht

Als am frühen Morgen des 22. Juni 1941 die Operationen begannen, war man auf russischer Seite darauf vorbereitet, plötzlich gewaltigen Schlägen ausgesetzt zu werden. Dem strategischen Plane gemäss leisteten die Russen einigen Widerstand, liessen sich aber nur, wenn schwerwiegende Gründe dafür massgebend waren, in längere Abwehrkämpfe verwickeln. Dadurch wurden die Deutschen der Möglichkeit beraubt, ihrem russischen Gegner in derselben Art mitzuspielen wie den französischen und britischen Armeen, deren Bewegungsfreiheit und Tiefe durch den Ärmelkanal und den Atlantischen Ozean begrenzt gewesen waren. Die Russen entzogen sich, wenn auch unter ziemlich grossen Opfern, dem Zugriff der Deutschen, so dass diese ihre Schläge zum Teil ins Leere führten. Die Absicht, die Hauptkräfte der Roten Armee in möglichst kurzer Zeit zu vernichten, misslang somit. In ihrem Bestreben, den russischen Gegner zu packen, mussten die Deutschen ihre Panzerkräfte in immer rascherem Tempo vorwärtstreiben, was starke Materialabnützung und ermüdende Marschleistungen für die Infanterie nach sich zog. Auf diese Weise gelang es den Russen, ihren Rückzug im Grossen Ganzen planmässig durchzuführen. Nicht wenig trug dazu bei das Zurücklassen gewisser russischer Truppenteile als eine Art Köder für die deutschen Panzer. Denn diese Gruppen verlockten die deutschen Stosskeile zu verfrühten Einschwenkungsmanövern, wodurch sie von den sich zurückziehenden russischen Haupttruppen abgelenkt wurden.

Der Nordflügel der südwestlichen Front musste den Stoss der Panzerarmee von Kleists auffangen, die gegen Kiew vorzustürmen versuchte, um den Dnjepr zu erreichen, in der Absicht, alsdann in einem gewaltigen, südwärts gerichteten Bogen die beiden gleichzeitig von Westen her von Antonescus Truppen angegriffenen Armeegruppen der Ukraine abzuschneiden. Dadurch sollte ein russischer Rückzug über den Dnjestr und den Bug verhindert werden. Es glückte Budjonny jedoch, den deutschen Vormarsch zu verzögern, indem er gewisse Teile seiner nördlichen Gruppe bei und östlich von Lemberg energischen Widerstand leisten liess und später auf der Höhe von Uman den Rückzug der Hauptkräfte gegen den Dnjepr schützte. Die Verluste waren allerdings hoch, aber trotzdem gelang es Budjonny, das Gros seiner Truppen zu retten.

Die russischen Truppen zwischen dem Rokitnogegebiet und dem Baltikum wurden von Süden her umfasst, indem von Bocks Panzertruppen teils

nördlich von Rokitno, teils von Ostpreussen über Wilna gegen Minsk in Eile vorstieszen. Gegen den 30. Juni und 7. Juli waren, nach deutscher Angabe, in zwei Gebieten zwischen Bialystok und Minsk über 300'000 Russen eingekreist.

Durch den deutschen Vormarsch gegen Minsk geriet die Armee Woroschilows im Baltikum in eine äusserst gefährdete Lage. Sie unternahm daher einen raschen Rückzug, der nur durch die grösseren Flüsse im Gebiet der Düna und auf der Höhe des Peipussees vorübergehend verlangsamt wurde.

In diesen einleitenden Kämpfen war es den Deutschen gelungen, der russischen Armee gewisse, zuweilen sogar sehr bedeutende Teilstücke zu entreissen, aber trotz grösster Anstrengungen vermochten sie in keinem Falle, irgendeine der russischen Armeegruppen so fest in die Hand zu bekommen, dass bleibende Frontlücken entstanden wären. Zufällige Lücken wurden rasch wieder aufgefüllt, teils durch weichende russische Verbände, teils durch die bereits nach einem Monat eintreffenden Reserven. Auch spielte der Einsatz der russischen Zivilbevölkerung, die den Schutzarmeen für ihren Rückzug Verteidigungsanlagen bereitstellte, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Russische Befestigungen schienen förmlich aus dem Boden zu schiessen und binnen Kurzem eine Stärke zu erlangen, welche die Deutschen zwang, das Eintreffen ihrer schweren Artillerie abzuwarten, bevor sie zu neuen Angriffen schreiten konnten.

Die Deutschen behaupteten, im Gepäck der russischen Soldaten sehr oft Zivilkleider gefunden zu haben. Sie hielten dies für einen von den Soldaten selbst ausgedachten Kniff, um sich bei Gefahr rasch und leicht in Nichtkämpfer verwandeln zu können. Aus späteren Ereignissen geht hervor, dass die Zivilistenrüstung eine Art Tarnung war, die der russische Soldat benutzte, um sich der Gefangennahme zu entziehen und Partisan zu werden. Die grosse Partisanenarmee ist sicherlich teilweise aus den in den ersten Kämpfen zersplitterten russischen Militärverbänden rekrutiert worden.

Die Einleitung des Feldzuges ergab somit in Russland ein ganz anderes Bild als in Frankreich. Die russischen Verbände leisteten so lange Widerstand, als sie nicht Gefahr liefen, umzingelt zu werden, während kleinere Trupps von erster Stunde an den deutschen Vormarsch durch Störungsangriffe zu verzögern suchten. Schon hier wird ersichtlich, dass der allgemeine russische Plan sich bis auf die kleinsten Einheiten erstreckte und befolgt wurde. Anders liesse sich die Entschlossenheit der Mannschaften, ja sogar des

einzelnen russischen Soldaten, den Kampf so lange als irgend möglich weiterzuführen, schwerlich erklären.

Die Stalinlinie – eine Dornröschenstellung

Die Urteile über den Wert der Stalinlinie weichen stark voneinander ab. Russischerseits hat man sie sogar als ein Märchen zu bezeichnen versucht, während man sie deutscherseits als eine Zone starker Feldbefestigungen mit da und dort eingeschobenen grösseren Anlagen gekennzeichnet hat. Der Wahrheit dürfte folgende Darstellung am nächsten kommen:

In den zwanziger und dreissiger Jahren waren die Russen von der Zuverlässigkeit des Friedenszustandes keineswegs überzeugt. Die Propaganda verhehlte nicht, dass jeden Augenblick ein Angriff von Seiten der kapitalistischen Staaten mit England und Frankreich als treibenden Kräften erwartet werden könne. Aus diesem Grunde bereiteten sich die Russen vor, ihre Grenzen mit den ihnen damals zu Gebote stehenden Hilfsmitteln zu verteidigen. Die Befestigungen, die später den Namen Stalinlinie erhielten, bestanden allen Anzeichen nach aus einer längs der Grenze des Baltikums und gewissen grösseren russischen Wasserläufen angelegten Verteidigungszone, die es den Russen ermöglichen sollte, selbst mit ihren ziemlich schwachen und unausgebildeten Kräften einem Angriff zu begegnen. Eine der ersten und nicht unwichtigsten Massnahmen bezweckte, ein grossmaschiges Netz von tragfesten Strassen von und nach der Stalinlinie, welche die erste Verteidigungslinie der jungen Sowjetunion bildete, anzulegen.

Mit der Zeit wurde diese Verteidigungszone ausgebaut, wenn auch nicht mit erheblicher Beschleunigung. Ausserdem waren Teile der Grenzbezirke von der ursprünglichen Bevölkerung geräumt worden und hatten im Austausch andere, politisch zuverlässigere Bewohner, oft gediente Rotarmisten erhalten. Diese bildeten eine rasch mobilisierbare Reserve. Ausser strategisch bedeutungsvollen Strassen war auch das Eisenbahnnetz an gewissen Stellen ausgebaut worden, um raschere Truppenverschiebungen zu erlauben. Gewisse Verteidigungsmassnahmen waren jedoch vor Kriegsausbruch nur teilweise durchgeführt. Ausserdem waren die Befestigungen manchenorts, vielleicht sogar grösstenteils, veraltet und reichten sicherlich nicht zur Deckung der in den Verteidigungsplänen vorgesehenen Tiefe oder Frontlinie aus.

Zweifellos trug der von den Russen bei Bialystok-Minsk erlittene starke Aderlass dazu bei, den Rückzug in die «flusslose» Lücke zwischen Witebsk und Orscha – einen schwächeren Teil der Stalinlinie – stärker, als von Anfang an vorgesehen war, zu beschleunigen. Die Deutschen nützten bei ihrer raschen Verfolgung diese Lücke aus, indem sie versuchten, über Smolensk nach Moskau vorzugehen. Da die Stalinlinie längs des Dnjepr und zwischen dem Newel und dem Ilmensee den deutschen Angriffen standhielt, nahm dieser deutsche Angriff jedoch die Form eines tiefen, schmalen Vorstosses an. Gegen ihn sammelten die Russen ihre Reserven, und es gelang ihnen auch, der vorrückenden deutschen Gruppe ziemlich erhebliche Verluste zuzufügen. Dies war das erstemal, dass die Russen die Methode anwendeten, starke Kräfte gegen einen auf schmaler Front vorgeschobenen, aber tiefgestaffelten deutschen Angriff einzusetzen. Die Schlacht um Smolensk lieferte daher den ersten Beweis dafür, dass der russische Defensivplan auch Gegenstösse mit bedeutenden Truppenmassen vorsah.

Ganz im Norden vermochte die Stalinlinie dem deutschen Ansturm nicht standzuhalten. Nach einem deutschen Durchbruch südlich des Peipusses mussten die Russen den Gedanken, den nördlichen Teil des Baltikums zu halten, aufgeben. Der Nordabschnitt der Stalinlinie war zweifellos ihr schwächster Teil.

Im Süden drangen die Deutschen durch eine andere «flusslose» Lücke in der Stalinlinie südwestlich von Kiew vor. Unter ziemlich grossen Opfern gelang es Budjonny, wie bereits erwähnt, durch Verzögerungskämpfe in der Gegend von Uman, wo laut deutscher Angabe über 100'000 Gefangene gemacht wurden, dem Hauptteil seiner Armeegruppe eine Atempause zu verschaffen, die ihm gestattete, sich der drohenden Einkreisung zu entziehen. Seine ganz im Süden gruppierten Kräfte vermochten dabei die rumänisch-deutsche Armeegruppe am Dnjestr ungefähr einen Monat lang aufzuhalten.

Die Kämpfe in der Stalinlinie hatten es den Russen ermöglicht, die Deutschen am fortgesetzten Vormarsch auf breiter Front zu hindern. Die deutsche Panzermauer war gezwungen worden, sich in eine Anzahl Gruppen aufzuteilen. Die Russen konnten stärkere Kräfte gegen sie konzentrieren und auf diese Weise ihre Gegner fassen. Die hartnäckige russische Verteidigung Kiews führte dazu, dass der deutsche Angriff längs des Dnjepr «abglitt», ein Charakterzug der russischen Verteidigung, der sich später wiederholen sollte.

Die Russen setzen den Rückzug im Süden fort

Ohne Einkreisungsgefahr für ihr ganzes Zentrum vermochten indes die Russen ihre Stellung längs des Dnjepr zwischen Rogatschew und Kiew nicht zu halten. So scheint es, dass sie allzu lange in den südlichen Teilen der Stalinlinie verharrten und dadurch den Deutschen, nachdem diese den oberen Dnjepr forciert und ihren Aufmarsch vollendet hatten, die nötige Zeit gewährten, um neue Angriffe gegen diese Stellung, von Norden über Gomel und von Süden über Kremenschug, wo sie ebenfalls den Übergang des Dnjepr erzwangen, einzuleiten. Diese Angriffe drohten Budjonnys Armeegruppe in einem so weiten Bogen zu umfassen, dass dieser eine annähernd vollständige Einkesselung drohte. Mit gewaltigen Opfern an Mannschaften und Material nach deutschen Angaben 665'000 Gefangene, 3'718 Kanonen und 884 Kampfwagen – vermochten die Russen einer völligen Katastrophe zu entgehen, zum grossen Teil deshalb, weil die deutschen Panzerkräfte durch Vernichtungskämpfe gegen eingeschlossene russische Verbände in Anspruch genommen und diese Verbände noch zu stark waren, als dass die Deutschen gewagt hätten, vor ihrer endgültigen Niederringung weiter nach Osten vorzustossen.

Ausserdem wurde die Situation in ihrer kritischsten Phase durch russische Reserven gerettet, die, anfangs offenbar zur Verteidigung einer Stellung längs des Donez gruppiert, nun in Eile herbeigeschafft wurden und die grosse Lücke östlich und südöstlich von Kiew ausfüllen konnten. Das ganze Land westlich des Donez lag jedoch Ende August für die deutsche Invasion so gut wie offen da.

Sowohl um Odessa herum wie auf der östlichen Krim und bei Sebastopol leisteten jedoch die russischen, von den Hauptarmeen abgeschnittenen Gruppen zähen Widerstand. Erst am 16. Oktober konnten rumänische Truppen in Odessa einziehen. Vorher war es den Russen indes noch geglückt, so ziemlich sämtliche in und um Odessa eingeschlossenen Truppen über Sebastopol nach kaukasischen Häfen zu verschiffen; eine recht beachtenswerte Leistung, da die Deutschen sowohl den Luftraum als auch die Küste bis zur Perekop-Landenge beherrschten. Die Krim wurde erst Anfang November erobert, als die Russen die Halbinsel mit Ausnahme Sebastopols und des östlichen Teils von Kertsch aufgaben.

Während dieser Operationen hatten die Russen allerdings grosse Verluste an Mannschaften und Material erlitten – an Gefangenen allein rund 1 Million Mann –, aber sie hatten das Ziel ihrer Operationen erreicht. Vor

dem Einbruch des Winters war keine Entscheidung gefallen.

Deutsche Offensive gegen Leningrad

Die einleitenden Operationen und Angriffe gegen die Stalinlinie hatten der deutschen Kriegsleitung zur Genüge die Unmöglichkeit bewiesen, das Gros der russischen Armee in eine solche Lage hineinzumanövrieren, dass es zum Entscheidungskampf gezwungen werden könnte. Die deutschen Operationsziele, die bis dahin die möglichst rasche, gänzliche Vernichtung der Roten Armee gewesen waren, mussten infolgedessen umgestellt werden. Es musste zur Bezwingung des Gegners eine langsamere Methode gewählt werden, und so wandte man sich nun geographischen Zielen zu, die für das russische Reich von Bedeutung waren, vor allem der Eroberung von Moskau und Leningrad.

Die das Baltikum überschwemmende deutsche Angriffswelle erreichte rasch die Umgebung von Leningrad, und es hatte den Anschein, als würde das Schicksal dieser Stadt binnen Kurzem besiegelt sein. Jetzt zeigte sich jedoch, dass die russische Kriegsleitung niemals daran gedacht hatte, die für das Prestige des Sowjetregimes so wichtige «Wiege der bolschewistischen Revolution» aufzugeben, denn ihr Fall hätte den Verlust von ganz Ostkarelien mit den Verbindungen zwischen dem Murmanskgebiet und dem übrigen Russland nach sich ziehen können. Ebenso wenig gestattete sie, dass «das Fenster gegen Europa» vermauert würde. Am allerwenigsten aber war sie geneigt, den letzten Marinestützpunkt im Ostseegebiet, für dessen Sicherung der blutige Winterkrieg mit Finnland geführt worden war, aufzugeben. Sie hatte umso weniger Grund, dies zu tun, als die Verteidigung Leningrads von der Landseite seit Jahren gründlich vorbereitet worden war. Die Aussiedlung der Ingermannländer Mitte der dreissiger Jahre und das Verbot für Ausländer, eine breite, um Leningrad gelegene Zone zu betreten, liefern unter vielen andern einen Beweis hierfür.

Alle deutschen Versuche, in direktem Anschluss an den damaligen Vormarsch, Leningrad zu erstürmen oder einzukreisen, wurden abgewiesen, und es gelang den Verteidigern, zum Schutze Kronstadts den kleinen Brückenkopf um Oranienbaum in der Hand zu behalten. Dies zeigt unverkennbar, dass

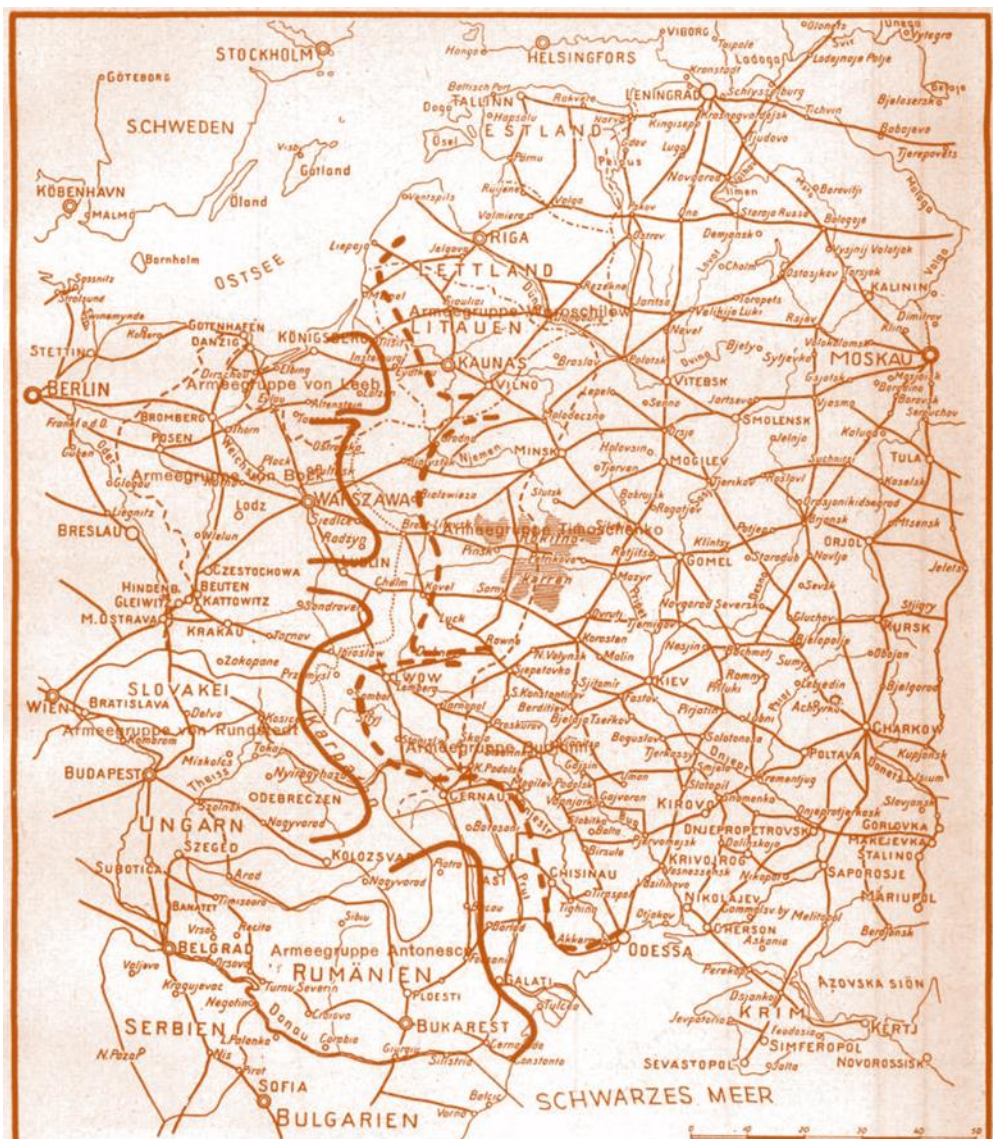
die deutsche Angriffswelle sich an einer gut vorbereiteten russischen Befestigungszone von ganz anderer Stärke, als der Nordteil der Stalinlinie sie besass, gebrochen hatte.

Zu der Entwicklung der Ereignisse trugen noch einige andere Umstände bei. Als die deutsche Offensive Leningrad erreichte, begegnete ihr ein allgemeines Aufgebot von Männern und Frauen zur Verteidigung der Stadt. Vieles deutet darauf hin, dass der russische Widerstand hier weit stärker war, als die deutsche Armeeführung sich vorgestellt hatte, sonst hätte sie sich unmöglich für andere, weniger wichtige Ziele die für die Eroberung Leningrads notwendigen Kräfte entziehen lassen. Der Verlauf der Geschehnisse lässt vermuten, dass der Abbruch oder das Misslingen des Angriffs gegen Leningrad darauf beruht haben muss, dass die deutsche Armeeführung im baltischen Teil des Kriegsschauplatzes ihre Kräfte gleichzeitig gegen mehrere, wichtige Angriffsziele zersplitterte. Allem nach trug dieser Umstand zur Rettung von Leningrad bei.

Der Kampf um Moskau

Gemäss dem für die Fortsetzung des Feldzuges entworfenen Operationsplan beabsichtigte die deutsche Kriegsführung, in einer gross angelegten Offensive Moskau vor Jahreswechsel zu erreichen. Eine bedeutende Armee, hauptsächlich aus Panzerstreitkräften, wurde im Oktober an der Front Brjansk-Wjasma zusammengezogen. Dieses Kampfmittel hatte, wie bekannt, den deutschen Armeen bis dahin die grössten Erfolge verschafft. Die Russen, die den deutschen Angriffsplan durchschauten, sammelten rechtzeitig alle vorhandenen Reserven – unter andern sibirische Truppen – zur Verteidigung der Hauptstadt. Die Verteidigung Moskaus wurde zu einer gewaltigen Propagandanummer und nationalen Kundgebung für das ganze russische Volk.

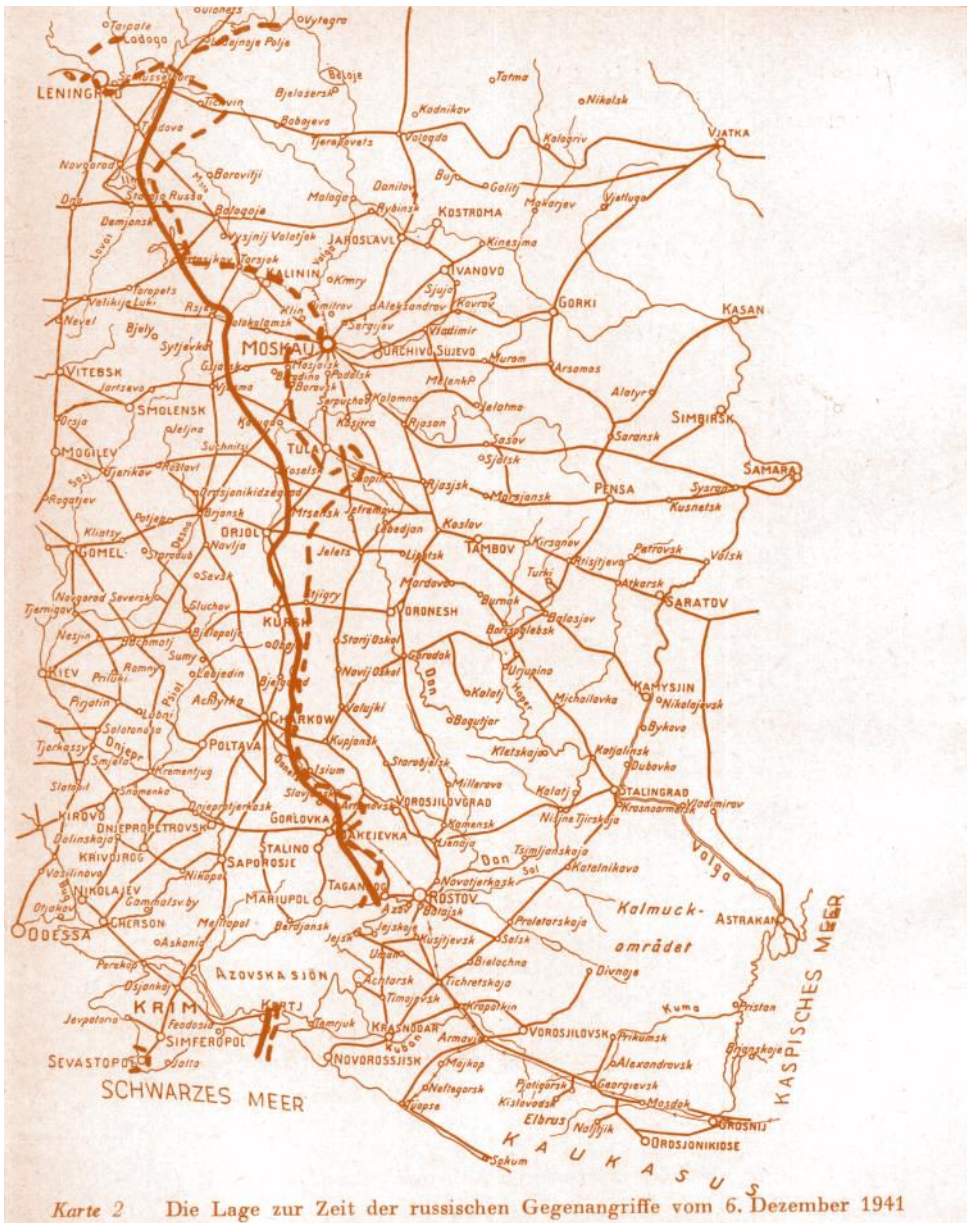
Nach der Doppelschlacht bei Brjansk–Wjasma, wo Timoschenkos Armeegruppe ernsthafte Verluste erlitt, wurde Moskau Mitte Oktober durch eine über Orel gegen Tula vorgedrungene deutsche Stossgruppe und von Westen durch eine zweite bedroht, die über Wjasma Moschaisk und Borodino erreicht hatte, wo russische Reserven den letzten Verteidigungsring um die Hauptstadt bildeten. Der deutsche Vorstoss von Wjasma aus vermochte sich jedoch den direkten Weg nach Moskau nicht zu bahnen, sondern richtete sich gegen Norden, um über Kalinin den Moskauer Verteidigern in den Rücken zu fallen.



Karte 1 Der russische und deutsche Aufmarsch am 21. Juni 1941

Zeichenerklärung: — deutscher Aufmarsch, - - - russischer Aufmarsch

Die genaue Grenze zwischen den Armeegruppen ist nicht bekannt



Karte 2 Die Lage zur Zeit der russischen Gegenangriffe vom 6. Dezember 1941

-- Front 6. 12.1941

Die am 8. 2.1942 bekanntgegebene deutsche Winterlinie

In dieser bedrohten Lage nahmen die Russen im Oktober eine teilweise Räumung ihrer Hauptstadt vor, was darauf hindeutet, dass sie mit der Möglichkeit der Einkreisung oder sogar mit dem Fall der Stadt rechneten.

Der deutsche Vormarsch vermochte jedoch nicht, das gleiche hohe Tempo wie zu Beginn der Operationen einzuhalten, und selbst wenn die Russen mehr oder weniger mit der Aufgabe ihrer Hauptstadt gerechnet hatten, erlahmten sie nicht in ihren Bemühungen, die gefährlichsten deutschen Angriffe, das heisst die Panzerstösse aufzuhalten. Den ganzen November hindurch machten die Russen Gegenangriffe, sobald die Deutschen vorzustossen suchten. Durch diese Gegenangriffe beabsichtigten sie hauptsächlich, das Zusammenwirken der deutschen Infanterie und der Panzereinheiten, die zu jener Zeit keine besonderen Infanteriebestände enthielten, zu verhindern. Auf diese Weise wurde die Entscheidungsschlacht um Moskau immer wieder verschoben.

Die südliche deutsche Armeegruppe hatte Ende November, gleichzeitig mit dem Ringen um die russische Hauptstadt, das an der Nordostspitze des Asowschen Meeres gelegene Rostow erreicht. Die deutschen Etappenlinien erstreckten sich nun über rund 1000 Kilometer. In dieser Lage gingen die Russen zu einer offensiveren Kriegführung über und griffen am 27. November 1941 die vorgeschobene deutsche Front bei Rostow an. Mit diesem Tage kann man den Beginn der aktiven russischen Gegenmassnahmen datieren. Der Angriff wurde von Erfolg gekrönt. Rostow wurde zurückerobert und die deutsche Front bis westlich von Taganrog zurückgedrängt.

Anfang Dezember 1941 setzte der russische Winter strenger ein als seit vielen Jahren. Die Kälte traf die deutschen Panzerarmeen gerade in dem Augenblick, da sie im Begriffe standen, den letzten Vorstoss zur Erreichung Moskaus zu unternehmen. Ungefähr im gleichen Zeitpunkt hatten die Russen weitere Verstärkungen erhalten, die es ihnen ermöglichten, ihrerseits zur Offensive zu schreiten. Der Angriff der russischen Reserven am 6. Dezember traf offenbar einen bereits von der Kälte gelähmten Gegner, wodurch die unerwartet grossen Erfolge der russischen Waffen zum Teil zu erklären sind.

Die Russen zögerten nicht, sich die Situation zunutze zu machen. Nördlich und südlich des Ilmensees und westlich von Jelez wurden die Deutschen zurückgeworfen, und es gelang ihnen nicht vor dem 8. Februar, die Lage zu meistern, was unter anderm daraus hervorgeht, dass sie erst in

diesem Zeitpunkt über den Verlauf ihrer sogenannten ersten Winterlinie Angaben veröffentlichten.

Selbst wenn die Kälte, die wachsende Kraft der russischen Armeen und die Länge der Verbindungslinien mit der Heimat vielleicht die Hauptgründe für das Ende des deutschen Siegeszuges waren, muss man für den Umfang des russischen Vormarsches noch nach andern Ursachen suchen. Die russischen Chefs, welche die Armeen, die die ersten Stösse auffingen, geführt, hatten sich ihre Sporen hauptsächlich im Bürgerkrieg und in den darauffolgenden politischen Kämpfen verdient. Mit Ausnahme von Timoschenko, der den russischen Durchbruch auf der Karelistischen Landenge 1940 leitete, besaßen sie nicht die nötige Kriegserfahrung, auf jeden Fall nicht die Übung, grosse Verbände in Manöver und Kampf zu leiten. Hierin war ihnen der Gegner überlegen. Sicher ist jedenfalls, dass neue Anführer an die Spitze der zur Abwehr der deutschen Gegenangriffe bei Moskau eingesetzten Truppen gestellt wurden. Diese Chefs hatten während der Rückzugsperiode sehr wahrscheinlich Führerbegabung und Geistesgegenwart bewiesen, weshalb ihnen das Kommando über die neuorganisierten, im Dezember eingesetzten Reserven anvertraut wurde. Die Deutschen stiessen daher auf frische, von neuem Geist beseelte Truppen unter einer Führung, die nicht zögerte, ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen, ja, möglicherweise sogar alles auf eine Karte zu setzen. Dies vor allem war es, was die deutschen Truppen vielleicht aus dem Geleise brachte. Die russischen Erfolge übten ihre Rückwirkung auch auf die deutsche Kriegsleitung aus, und zum Jahreswechsel übernahm Hitler selbst das Oberkommando über die Armee.

Eine andere Erklärung dafür, dass die Russen die Situation so rasch zu ihrem Vorteil zu wenden vermochten, liegt darin, dass im Oktober und November ausgebildete Wintertruppen vor allem aus Sibirien in dem Kampfgebiet um die Hauptstadt herum eingesetzt worden waren. Diese Truppen griffen gerade in dem Augenblick ein, in dem ihre Winterausbildung und Abhärtung sich geltend machen konnten. Ein neuer Teil der gewaltigen russischen Kriegsmacht hatte nun in einem für die Russen ungewöhnlich vorteilhaften Zeitpunkt die Front erreicht.

Die Winterschleicht en 1941/42

Kaum hatten die Misserfolge begonnen, als sich auch schon die Schwächen des deutschen Operationsplanes zeigten. Dieser war aufgebaut mit Angriffsoperationen und hatte offenbar keine defensive Kriegsführung vorgesehen. Daher wurde eine vollständige Umstellung notwendig, die jedoch mit einer im Grossen Ganzen nur für Offensivaufgaben ausgebildeten und ausgerüsteten Armee schwer durchführbar war. Der plötzliche Umschwung zur Defensive bedingte eine besondere Abwehrmethode. Die deutsche «Igel-Verteidigungstaktik» entstand. Bereits in der Wahl dieser Methode lag ein Eingeständnis des Misslingens. Die Igel-Verteidigung hätte sich für so ziemlich jedes andere Gelände besser geeignet als für die offenen Ebenen Russlands. Die neu ein gesetzten, an das strenge Klima gewöhnten und entsprechend ausgerüsteten russischen Verbände konnten sich, unbehindert von Schnee und Kälte, in den unbewohnten Weiten und durch die riesigen Wälder bewegen und gegen die Verbindungen der deutschen Verteidigungstruppen vorgehen. Nur den grösseren deutschen Positionen gelang es, sämtliche Angriffe abzuschlagen. Wäre die russische Kriegsleitung und Truppenführung der Situation völlig gewachsen gewesen, so hätte der deutsche Rückschlag leicht noch grösser werden können. Die deutschen Truppen, die für einen Winterkrieg weder Kleidung noch Ausrüstung besaßen, waren in diesem ausnahmsweise strengen Winter unerhörten Entbehrungen und andern Belastungen schwerster Art ausgesetzt. Dies erklärt zum Teil, warum es der russischen Armee möglich war, den deutschen Vorsprung so rasch einzuholen. Die deutsche Kriegsmaschine hat sich von den Misserfolgen des Winters 1941/42, die sie bis in den Grund erschütterten, nie mehr richtig erholt.

Bis Ende April war es den Russen dank ihrer Infiltrationstaktik gelungen, Angriffskeile in die Gebiete hineinzutreiben, von denen aus die Deutschen fünf Monate früher Moskau bedroht hatten. Nun stand stattdessen das deutsche Bollwerk um Wjasma von Norden und Süden unter russischem Druck. Um den Weg nach Wjasma offen zu halten, waren die Deutschen gezwungen, zu beiden Seiten der von Smolensk nach Wjasma führenden, wiederholt durch russische Vorstösse bedrohten Strasse und Bahnlinie sehr starke Kräfte einzusetzen.

Die russischen Operationen bezweckten natürlich, über Smolensk die deutschen Wjasmalpositionen abzuschneiden und damit die Bedrohung Moskaus so wirksam zu beseitigen, dass die Deutschen in einer neuen Som-

meroffensive nicht instande sein würden, die für den ersten Ansturm gesteckten Ziele zu erreichen. Man geht kaum fehl mit der Annahme, dass der den Deutschen im Laufe des Winters verursachte Kräfteverbrauch und das Bewusstsein, dass die Verteidigung Moskaus bis zum Äussersten verstärkt worden war, diese veranlasste, bereits im Vorfrühling die Pläne für eine neue Offensive gegen Moskau aufzugeben. Der russische Gegenschlag hatte seine Wirkung nicht verfehlt.

Die Russen bereiteten sich jedoch nicht allein bei Moskau für die Sommeroperationen vor. Sie wussten, dass der Gegner nicht nachgeben würde und dass neue, mindestens ebenso harte und heftige Angriffe wie die ersten zu erwarten waren. Daher bereiteten sie gewisse Verteidigungslinien vor, welche die deutschen Stösse besser als die Stalinlinie aufzufangen vermöchten. Gleichzeitig wurden neue Verbände aufgestellt, und die bereits vor Kriegsausbruch begonnene Neuorganisation der Roten Armee wurde in raschestem Tempo vollendet.

Die deutsche Kornkammer- und Öloffensive – eine missglückte Spekulation

Im Laufe des Winters hatten die Russen in ihren Bestrebungen, ihr Übergewicht auszunützen, ihre Reserven, sobald sie in Verbänden gesammelt waren und ihre Ausrüstung erhalten hatten, in den Kampf werfen müssen. Sie hatten daher kaum Gelegenheit gehabt, in grösserem Ausmasse ganz neue Armeen zu schaffen, die für eine Grossoperation im Sommer 1942 bereit gewesen wären. Dennoch war eine sehr umfangreiche Organisationsarbeit geleistet worden. Aus den im Sommer 1941 und im darauffolgenden Winter in den Kampf eingesetzten Verbänden wurden geeignete, kampferprobte Leute, die man als Offiziere verwenden zu können glaubte, ausgewählt, rasch für ihre neue Aufgabe ausgebildet und wieder in die Verbände, nunmehr aber auf höheren Posten, eingestellt. Kriegserfahrene Offiziere wurden auch den neuen Verbänden zugeteilt, die allmählich aus den noch unberührten Teilen Russlands herzuströmten. Es scheint, dass Budjonny oder Timoschenko die Aufgabe erhalten hatte, diese Ausbildung zu leiten oder sogar eine ganz neue Armee als eine Offensivgruppe, die instande wäre, den Kampf um die Initiative mit den Deutschen aufzunehmen, zu schaffen.

Die deutschen operativen Erwägungen im Frühjahr 1942 können ungefähr folgendermassen charakterisiert werden:

Die Überraschung war misslungen und der darauffolgende Vorstoss gegen Moskau zurückgeschlagen worden. Russland hatte gezeigt, dass es nicht in gleicher Weise zu besiegen war wie die Länder im Westen. Es mussten daher neue Methoden gefunden und erprobt werden, um dem Gegner das Gesetz des Handelns aufzuzwingen und die eigene Kampfausdauer zu stärken. Der neue deutsche Operationsplan scheint das Ziel verfolgt zu haben, den Russen durch eine neue Offensive die für die Landesversorgung wichtigen Gebiete zu entreissen, und zwar vor allem solche, die der deutschen Kriegs- und Volksversorgung hätten zugutekommen können. Denn es ist Grund zur Annahme vorhanden, dass die deutschen Offensivpläne für den Sommer 1942 ebenso stark von der Lage, in die der verlängerte Krieg die deutsche Versorgung gebracht hatte, wie von der Absicht, der russischen Widerstandskraft einen vernichtenden Schlag zuzufügen, beeinflusst waren.

Es scheint beabsichtigt gewesen zu sein, mit einem aus dem Gebiete Orel–Kursk direkt nach Osten gerichteten Stoss die Donfront zu durchbrechen, um hierauf von hinten, das heisst östlich dieses Flusses, die russische Verteidigung aufzurollen. Die gewaltige Umfassung sollte sodann die Geländegewinne – das heisst die fruchtbaren Ebenen der Ukraine und die Ölfelder des Kaukasus – wie eine reife Frucht einheimsen und gleichzeitig ein Ausfallstor gegen den vorderen Orient eröffnen.

Am 8. Mai begann der Auftakt zu den Kriegseignissen des Sommers, indem die Deutschen den Angriff gegen den auf der Ostspitze der Krim immer noch von den Russen gehaltenen Brückenkopf von Kertsch eröffneten. Nach etwa vierzehntägigen, harten Kämpfen wurden die Russen zum Rückzug gegen Osten über die Meerenge von Kertsch gezwungen.

Die Russen blieben jedoch nicht untätig. Bereits am 12. Mai antworteten sie auf die deutsche Kertschoffensive mit gewaltigen Angriffen, teils von einem stark vorspringenden Frontbogen südöstlich von Charkow, teils zwischen Orel und Kursk; sie wurden jedoch bald von den Deutschen gebremst. Diese beiden Unternehmen verfolgten offenbar die Absicht, Einblick in die deutschen Pläne zu gewinnen, um sie wirksam zu durchkreuzen. Möglicherweise zielte der Stoss südöstlich von Charkow noch weiter. Denn die Russen hatten allen Grund, anzunehmen, dass die Deutschen mit

dem Vorhaben auf der Krim vollauf beschäftigt waren und dass es daher möglich war, sie durch einen Angriff sozusagen im Rücken der Krimtruppen zu überrumpeln und bis zum Dnjeprbogen vorzudringen, um, mit dem unteren Laufe des Flusses als Flankenschutz, in die deutsche Krimgruppe von hinten einen Keil zu treiben.

Die Russen griffen äusserst überraschend an der Front zwischen Ischum und Tschugujew (70 Kilometer) an und überwältigten die deutsche Verteidigung. Die Frontlücke erweiterte sich allmählich südwärts bis Slawjansk. Der Angriff verlief im Grossen Ganzen in nordwestlicher Richtung, was darauf hindeutet, dass das nächste Ziel der Russen die Einkreisung von Charkow war zwecks Bindung der deutschen Kräfte. Neue russische Truppen sollten vermutlich direkt nach Westen vorstossen, um den Dnjepr zu erreichen. Vieles spricht dafür, dass die Charkowoperation von der höchsten russischen Kriegsleitung und dem Generalstabschef Schaposchnikow ausgedacht worden war. Der geschickt geplante und einsetzende Angriff erzielte jedoch nicht den von den Russen wahrscheinlich berechneten Erfolg. Deutsche Abteilungen, sogar solche von sehr geringer Stärke, leisteten zähen Widerstand, und die russischen Verbände liessen sich von schwachen deutschen Truppen aufhalten. Sobald ein Verband zum Stehen gebracht worden war, kamen auch die benachbarten Verbände nicht mehr vorwärts, ein Zeichen dafür, dass die Anordnung und die Durchführung auf dem Schlachtfeld selbst noch mangelhaft waren. Die Russen waren noch nicht fähig, die Bewegungen grösserer Verbände auf dem Schlachtfeld zu leiten und unvorhergesehene, von geschickten Initiativen abhängende Erfolgsmöglichkeiten auszunützen. Hierdurch erhielten die Deutschen Zeit zur Sammlung ihrer Panzerkräfte, und diese traten am 23. Mai sowohl von Norden (Paulus) als auch von Süden (Kleist) zum Angriff gegen die Basis des russischen Angriffsbogens an. Es gelang ihnen, die russische Armeegruppe einzukreisen und unschädlich zu machen. Die Deutschen gaben die Zahl von 240'000 Gefangenen an. Die Sommeroperationen hatten für die Russen unglücklich begonnen; und deren erster Zusammenstoss mit der reorganisierten deutschen Panzerarmee liess für die künftigen Operationen nichts Gutes voraussehen.

Bevor jedoch die deutsche Sommeroffensive ausgetragen werden konnte, musste noch ein besonderes Unternehmen zu Ende geführt werden. An der Westseite der Krim hielten die Russen immer noch Sebastopol. Spätere Ereignisse zeigten, dass die verbissene russische Verteidigung dieses

wichtigen Hafens die Entwicklung der Geschehnisse in ebenso bedeutungsvoller Weise beeinflussen sollte, wie jene des Stützpunktes Kronstadt-Leningrad im nördlichen Teil des russischen Kriegsschauplatzes. Da die Deutschen keinen Zugang zu Sebastopol hatten, entstand eine gewisse Verzögerung in den Operationen zur Besitznahme der Nordküste des Schwarzen Meeres, wodurch sich die Auslösung der Sommeroffensive verzögerte. Erst mitten im Hochsommer, am 1. Juli, fiel die russische Festung.

Bereits in den letzten Junitagen waren starke deutsche Erkundungsverbände gegen die russische, von Orel nach Süden verlaufende Front vorgestoßen. Besonders kräftig waren diese Aktionen östlich von Kursk und von dem nach der Charkowoperation östlich des Donez errichteten deutschen Brückenkopf aus. Die mehrheitlich unter Timoschenkos Befehl stehenden russischen Truppen mussten hier die deutschen Angriffe auffangen. Die Russen wurden von vier oder fünf gewaltigen Stößen getroffen, welche sie zwangen, die von Kursk bis auf die Höhe von Charkow verlaufende Front auf den Don zurückzunehmen. Sowohl die von Timoschenko als auch die nördlich davon von Schukow befehligten Truppen versuchten, durch Gegenangriffe auf den Nordflügel der deutschen Angriffsgruppe deren Vormarsch auf den Don abzuriegeln, konnten aber die Deutschen nicht hindern, diesen Fluss bereits am 5. Juli auf breiter Front zu erreichen.

Es ist fraglich, ob der Nordflügel der deutschen Angriffsgruppe nur die Aufgabe hatte, sich bis zum Don bei Woronesch durchzukämpfen, um dann zum Schutz für die Operationen gegen das kaukasische Armeekorps im Süden einen Riegel gegen Norden zu bilden. Die wiederholten deutschen Versuche, den Don zu überschreiten, deuten eher darauf hin, dass die Operation den Zweck hatte, den Angriff über den Don fortzusetzen. Denn die dreihundert Kilometer breite Lücke zwischen dem Don und dem Asowschen Meer war für Einfallsoptionen bis zum Kaspischen Meer und über die kaukasischen Berge hinaus zu schmal. Ein solcher Keil, der Russland von seinen Ölquellen und seinen Verbündeten im Süden trennen sollte, musste breit genug sein, um russische Gegenunternehmen auffangen zu können, ohne Gefahr zu laufen, dabei selbst zusammengepresst zu werden. Die deutschen Absichten scheinen den Russen nicht ganz unbekannt gewesen zu sein. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, dass die Verteidigung der Russen längs des Don auf einem vorbereiteten, sehr gut ausgebauten Defensivsystem fußte, dessen Aufgabe es war, den deutschen Angriff um jeden Preis aufzufangen und nach Süden abzulenken. Dass der deutsche Stoss

längs des Don zum «Abgleiten» kam, ist daher nicht einem freiwilligen deutschen Manöver zur Beibehaltung der Angriffsbeweglichkeit zuzuschreiben, sondern einem durch die zähe Verteidigung der russischen Truppen in der Donlinie hervorgerufenen Zwang. Verschiedenes spricht für die Vermutung, dass russische, im Laufe des Winters für die Bereitschaft im Sommer ausgebildete Truppen ihre Übungen mit den Vorbereitungen einer neuen Stalinlinie längs des Don verbunden hatten. Diese in aller Stille vorbereitete Verteidigung brachte dem deutschen Angriff den ersten Misserfolg.

Dank diesen wahrscheinlich in Übereinstimmung mit dem Operationsplan unternommenen russischen Massnahmen wurde der deutsche Angriff auf ein an Verbindungen armes Gebiet abgelenkt; diese Verbindungen waren ausserdem einer doppelten Belastung ausgesetzt, indem die Nachschubbedürfnisse der Front und der Rohstoffbedarf der deutschen Kriegswirtschaft oft einander in die Quere kamen. Im Süden erhob sich, wie eine unübersteigbare Mauer, die mächtige kaukasische Gebirgskette, und im Osten klafften eine Flusslinie und das Kaspische Meer, und so standen den deutschen Panzerkräften neue, schwer zu bewältigende Hindernisse entgegen. Man war russischerseits sicherlich darauf vorbereitet, dass die Kämpfe bis im Dezember andauern würden, aber man hoffte, dass die Entfernungen und die Unwirtlichkeit des Kalmückengebietes sich in derselben Weise wie die Ebenen östlich von Moskau im vorhergehenden Winter geltend machen würden.

Die in Südrussland und im Nordkaukasus operierenden russischen Streitkräfte wendeten daher die gleiche Taktik an wie die russischen Armeen 1941. Sie wichen zurück, wo der deutsche Druck am stärksten war, und leisteten Widerstand, sobald die Lage hierfür günstig schien. Zu stärkerem Widerstand bot sich jedoch erst eine Gelegenheit, nachdem die Deutschen den unteren Lauf des Don erreicht hatten. Hier nahmen die Russen eine Verteidigung auf, die vor allem westlich von Stalingrad den raschen Vormarsch der Deutschen zu hemmen vermochte. Bei Rostow und in der Gegend von Zymjanskaja konnten die Deutschen sich erst nach hartnäckigen Kämpfen Übergänge erzwingen. Erst am 26. und 27. Juli konnten die ersten deutschen Keile in die russische Verteidigung längs des unteren Don vorgetrieben werden. Als dieser Widerstand gebrochen war, gewann der deutsche Angriff neue Wucht. Der Brückenkopf von Zymjanskaja wurde zum Ausgangspunkt für einen von Südwesten gegen Stalingrad gerichteten Angriff.

Zur gleichen Zeit, als die russischen Armeen im Süden wichen, schlugen die Truppen Timoschenkos und Schukows auf die deutsche Frontverankerung bei Woronesch ein. Allerdings führten diese russischen Gegenangriffe nicht zu einer eigentlichen Änderung der Lage, doch wurde die deutsche Front zeitweise zurückgedrängt und musste durch neue Reserven gestützt werden. Ihre Stellung bei Woronesch kam die Deutschen somit recht teuer zu stehen. Auch hier fällt auf, dass die Russen sich die Zeit zum Verbündeten machten. Es galt, den nach Osten strebenden deutschen Vorstoss in jeglicher Weise zu erschweren, zu verzögern und zu zersplittern, um sodann zur richtigen Stunde zurückzuschlagen.

Die Russen verfügten zu jenem Zeitpunkt wahrscheinlich nicht über hinreichende Reserven, um einen stärkeren Schlag gegen die Flanke der deutschen Angriffsgruppe richten zu können. Vom russischen Gesichtspunkt aus war es natürlich eine Existenzfrage, zu verhindern, dass der deutsche Vormarsch die Ölgebiete erreichte. Ein frühzeitig von Norden her einsetzender stärkerer russischer Druck gegen die deutsche Front westlich von Woronesch würde wahrscheinlich den deutschen Vormarsch gegen Baku noch mehr verlangsamt haben. Das Ausbleiben eines solchen russischen Gegenzuges kann nicht anders erklärt werden, als dass die den Russen zu Gebote stehenden Reserven im Sommer zum Halten der Donfront benötigt wurden, und es somit für andere als äusserst begrenzte Gegenangriffe keine überzähligen Truppen gab.

Anfang August hatte der deutsche Angriff Maikop und Armawir erreicht und breitete sich rasch längs der Bahnlinie nach Osten bis nach Georgiewsk aus. Dem Stoss von Zymljanskaja gegen Stalingrad folgten wiederholte russische Gegenangriffe. Das Bestreben der Deutschen, die Front längs der Wolga zu verankern und sich Stalingrads zu bemächtigen, um sich damit den Schlüssel zur Stromfahrt zu sichern, erheischte immer neue Kräfte. Es hatte beinahe den Anschein, als überschatte die Absicht der Deutschen, die Wolga zu erreichen, sogar die Hauptoffensive gegen die Ölgebiete. Obgleich die Russen schon anfangs bei Stalingrad grosse Kräfte einsetzten, mit dem Zwecke, die Deutschen daran zu hindern, die Schifffahrt auf dem Strome zu stören, waren sie sich wahrscheinlich bald genug darüber im Klaren, dass die Richtung des Angriffs auf Stalingrad die deutschen Kräfte von dem wichtigsten und für die Russen gefährlichsten Angriffsgebiet im Süden abzog. Hierin lag wahrscheinlich der Beweggrund für ihren sich immer noch mehr versteifenden Widerstand im Stalingrader Bezirk.

Dieser führte jedenfalls zu einer immer stärkeren Kräftekonzentration der Deutschen im nordöstlichen Teil des Donbogens und um Stalingrad herum, wo die 62. russische Armee unter dem Befehl des siebenunddreissigjährigen Generalleutnants Tschuikow immer hartnäckigeren Widerstand leistete.

Die Kämpfe entwickelten sich zu einem förmlichen Seilziehen zwischen dem deutschen Versuch, eine feste Verankerung in einem für die künftige Defensivfront passenden Gelände zu finden, und der russischen Wolgaverteidigung. Es ist sehr interessant, die Entwicklung gerade dieses Kampfes zu verfolgen, weil er gewissermassen den offenkundigsten Beweis dafür liefert, dass die beiden Gegner in jener Kampfphase um beidseitig äusserst lebenswichtige Ziele kämpften. Die Russen sahen ihre besten Zufuhrwege von den Ölfeldern und dem Persischen Golf bedroht; die Deutschen mussten vorstürmen, um die Strassen, auf denen sie später die wichtigen Produkte der eroberten Gebiete nach Hause befördern wollten, zu schützen. Während dieser Kämpfe um Stalingrad und um die Versorgungslinien entdeckten die Russen, wo der Gegner verwundbar war, und fanden, wie sie ihn packen konnten. Der Kampf um Stalingrad bedeutete damit den Wendepunkt des Krieges.

Auch an andern Frontabschnitten waren die Russen nicht untätig. Ende August unternahmen sie mehrere Entlastungsoffensiven gegen den deutschen Frontbogen Gschatsk-Wjasma westlich von Moskau. Die Angriffe stiessen frontal gegen die deutsche Front vor, führten aber zu keinem Ergebnis, das die Lage im Kaukasus zu beeinflussen vermocht hätte.

In den ersten Septembertagen hatten die Deutschen das Schwarze Meer westlich von Noworossiisk erreicht und waren über den Elbrus und bis zur Wolga südlich von Stalingrad vorgestossen. Die Front erstreckte sich zwischen den beiden Brennpunkten Grosny und Stalingrad quer durch die Kalmückensteppe auf der Höhe von Ellista. Die Ende September erreichte Front zeichnete im Grossen Ganzen die Grenze der deutschen Sommeroffensive 1942. Nur noch geringe, durch die deutschen Anstrengungen in Richtung Grosny erzielte Berichtigungen veränderten das Frontbild. Es wurde immer deutlicher, dass die deutsche Angriffskraft geschwächt war und dass die gewaltigen Entfernungen und die stetig zunehmende Tätigkeit der russischen Partisanen die Leistungsfähigkeit der deutschen Verbindungen überstiegen.

Anfangs Oktober wurde Marschall Schaposchnikow zum Oberbefehls-

haber der russischen Truppen ernannt. Zu diesem Zeitpunkt hatte Schaposchnikow wahrscheinlich bereits den Plan einer Gegenoffensive ausgearbeitet, die fähigsten Chefs ausgewählt und sie für die neuen Aufgaben ausgebildet. Dieser Kommandowechsel verriet einen bevorstehenden Umschwung in den russischen Operationsplänen, wenn die Folgen auch noch eine Zeitlang auf sich warten liessen. Es war beinahe, als ob die Russen erst die Schwierigkeiten der Deutschen sich auswirken lassen wollten, um auf diese Art ihren künftigen Widerstand möglichst zu schwächen.

Beginn der Gegenoffensive – die Russen finden ihren Weg

Gegen Ende November schritten russische Truppen zum Angriff gegen die vorgeschobenen deutschen Stellungen in den Steppen westlich des Kaspischen Meeres. Die Deutschen wurden auf eine durch Ellista gehende Nord-Süd-Linie zurückgeschlagen.

Am 22. November stiessen zwei kräftige russische Angriffskeile zu beiden Seiten Stalingrads, teils von Norden zwischen dem Don und der Wolga, teils südlich der Stadt vor. Westlich von Kletsckaja überschritt eine neue russische Angriffsgruppe den Don und erreichte in wenigen Tagen die Eisenbahnlinie Kamensk-Stalingrad. Um Weihnachten hatte sich der russische Angriff über die ganze Donfront von Kletsckaja bis nach Rossosch ausgebreitet. Zur gleichen Zeit, als das Umfassungsmanöver bei Stalingrad vollendet wurde, stiessen die Russen gegen Rostow vor, um die im Kalmückengebiet kämpfenden, hart bedrängten deutschen Truppen abzuschneiden. Diese wurden besonders längs der Bahnlinie von Grosny, aber auch draussen in den Steppen angegriffen.

Bei Welikje Luki und südlich des Ladogasees unternahmen die Russen zu gleicher Zeit Entlastungsangriffe und bewiesen dadurch, dass sie sich an keinem Teil der Front geschlagen oder gebunden fühlten.

In den ersten Januartagen 1943 wurden die deutschen Armeen bei Stalingrad eingekreist. Deutsche Versuche, den Eingeschlossenen zu Hilfe zu kommen, misslangen vor allem deshalb, weil der russische Vormarsch an der Donfront die Entfernung zwischen den weichenden deutschen Truppen und der in Stalingrad eingekesselten Gruppe unerhört rasch vergrösserte. Diese aus der Sechsten Armee unter Generaloberst, später Generalfeldmar-

schall Paulus bestehende Gruppe musste ihrem Schicksal überlassen werden. Die Belagerung fand erst nach einmonatigem erbittertem Ringen ein Ende.

Der deutsche Rückzug kam erst auf der Höhe des Donez zum Stehen. Die Deutschen mussten diese Linie so lange als möglich halten, um tunlichst grosse Teile ihrer in den Kaukasus vorgedrungenen Truppen zu retten. Die Bedrohung Rostows durch die Russen drängte jedoch die Deutschen in raschem Tempo westwärts, und in den ersten Februartagen erreichte die vorderste russische Gruppe das Asowsche Meer bei Jejsk, südwestlich von Rostow. Dadurch waren deutsche und rumänische Truppen südöstlich des Asowschen Meeres eingekesselt. Das bedeutete den ersten grossen Erfolg des neuen russischen Operationsplanes.

Gleichzeitig nahmen die Russen die Offensive an der Front von Orel bis Woroschilowgrad im Süden auf. Hier war früher eine russische Gruppe gegen Walujki vorgestossen, jetzt aber wurden die Deutschen an der ganzen Front zum Donez zurückgedrängt. Kursk und Bjelgorod fielen. Südlich von Charkow überschritten die Russen den Donez, offenbar in der gleichen Absicht wie im Mai des vorhergehenden Jahres, das heisst, um den Dnjepr zu erreichen und den deutschen Südflügel einzukreisen. Angesichts dieser Drohung sahen sich die Deutschen gezwungen, aus Rostow zu weichen und bis zum Miusfluss auf der Höhe von Taganrog sich zurückzuziehen. Inzwischen wurde der Brückenkopf auf der Taman-Halbinsel von den Russen immer mehr zusammengepresst. Ein russischer Versuch, westlich von Noworossiisk zu landen, führte zwar nicht zur Einnahme dieser Stadt, aber die russische Gruppe widerstand doch allen deutschen Bemühungen, sie ins Meer zurückzuwerfen.

Südlich des Ilmensees eroberten die Russen die östlich von Staraja Russa vorgeschobene deutsche Position bei Demjansk. Auch die deutsche Front, als Ganzes gesehen, wurde gegen den Lowatfluss zurückgedrängt und die «Tasche» bei Welikje Luki vertieft. Anfang März glaubte die deutsche Kriegsleitung die Situation zu beherrschen und gab am 3. des gleichen Monats den Verlauf der zweiten Winterlinie bekannt. Kaum mehr als ein paar Tage später setzten jedoch neue russische Angriffe an der Front Gschatsk-Welisch ein, wodurch Bjeli eingekreist und allmählich erobert wurde und die Deutschen aus dem ganzen vorgeschobenen Bogen östlich von Smolensk vertrieben wurden. Von der zu Beginn der grossen Sommeroffensive bestehenden deutschen Front blieb nur noch Orel als letztes deutsches Bollwerk am oberen Donez übrig.

Am Südabschnitt der Front erreichte die russische Offensive nach dem Vormarsch von der Wolga und dem Don ihren Höhepunkt nach dem Überschreiten des Donez. Bereits im Februar hatten die Deutschen begonnen, das Gelände durch Gegenstösse abzutasten, und im März unternahmen die unter von Mansteins Kommando stehenden Truppen einen heftigeren Angriff gegen die alten Kampfgebiete südwestlich von Charkow. Am 14. März wurden die Russen wiederum gezwungen, Charkow und am 18. des gleichen Monats auch Bjelgorod zu räumen. Mit diesen Operationen ging die Winterphase 1942/43 zu Ende.

Das Ergebnis für die Russen war nicht nur, dass den Deutschen sämtliche Eroberungen des vorhergehenden Sommers entrissen, sondern auch, dass die russischen Positionen westlich von Moskau ein gutes Stück vorge-schoben worden waren. Man darf behaupten, dass die russischen Winteran-griffe die letzten deutschen Hoffnungen – durch gewaltige Offensiven den Gegner aus dem Felde zu schlagen – zertrümmert hatten. Die russischen Erfolge beruhten ganz bestimmt nicht auf einem günstigen Zufall, sondern auf eingehenden Berechnungen und der einzigartigen Fähigkeit, die Pläne bis zum äussersten geheimzuhalten. Das russische Staatsoberhaupt hatte von den Absichten der russischen Kriegsleitung nicht das geringste verraten. Das einzige, was immer wieder betont wurde, war, dass der Gegner vernichtet werden würde. Die nur dem allerengsten Kreis bekannten Mittel und Ziele wurden aufs Strengste geheimgehalten. Dies wäre kaum anderswo, als in einem so grossen, durch und durch militarisierten und disziplinierten Lande wie Russland möglich gewesen.

Diese Verschwiegenheit erschwert natürlich eine richtige Beurteilung der Winteroffensive; aber die Durchführung der Operationen und das Zu-sammenspiel der verschiedenen Gruppen genügen, um auf eine Planmäs-sigkeit ohnegleichen schliessen zu lassen. Wenn die Alliierten wiederholt aufgefordert wurden, ihre Hilfeleistung zu beschleunigen, geschah dies nur, um nicht allein alle Opfer tragen zu müssen; auch die Angelsachsen sollten ihren Teil dazu beitragen. Inzwischen wurden an die Offiziere und die Sol-daten der eigenen angreifenden Armeen die höchsten Anforderungen ge-stellt. Jetzt, wenn je, galt es zu siegen oder zu sterben. Nur noch selten wurde in den offiziellen Berichten der Name eines russischen Befehlshab-ers genannt. Die neurussische Parole vom «vaterländischen Krieg» hatte den Kampfwillen der russischen Kriegsmacht aufs Höchste angestachelt. Ausserdem muss ihre damals erreichte zahlenmässige Überlegenheit (nach

deutschen Berechnungen 2:1) den russischen Führern eine grössere Zuversicht und Tatkraft verliehen haben.

Die Sommer offensive 1943 – eine folgerichtige Ausnützung des früher gewonnenen Übergewichts

Im Grossen Ganzen blieb die Front bis Anfang Juli stabil. Auf beiden Seiten bereitete man sich für neue, unter günstigen Witterungsverhältnissen auszuführende Operationen vor. Von Kleist befehligte die südliche deutsche Armeegruppe, von Kluge die entschieden stärkere nördliche. Auf russischer Seite standen die wahrscheinlich stärksten Gruppen unter dem Befehl des erst siebenundvierzigjährigen Generals Rokossowski. Diese Truppen waren vom Asowschen Meer aufwärts bis zur Front bei Orel aufgestellt. Die Russen verfügten hier wahrscheinlich über rund 400 in den ersten Linien und als Reserven gruppierte Divisionen verschiedener Gattungen. Die Stärke der Deutschen dürfte 200 Divisionen kaum überstiegen haben. Die normale russische Division zählt etwa 10'000 Mann; gewisse der obigen Divisionen dürften jedoch einen geringeren Bestand aufgewiesen haben, da die Verluste aus den Winterkämpfen noch nicht ersetzt worden waren; hingegen zählte jede deutsche Division rund 12'000 Mann. Die russische Panzerwaffe war wesentlich verstärkt, die deutsche derart umorganisiert worden, dass die Zahl der Panzerwagen geringer, die der Hilfswagen und Hilfsverbände in jeder Division grösser geworden war. Neue, schwerere Kampfwagentypen waren sowohl auf russischer als auch auf deutscher Seite eingeführt worden. Die Raketenwaffe war in Gebrauch gekommen. Auf diese Weise hatte man die Erfahrungen aus den Grossangriffen des vorigen Jahres verwertet.

Auch in dieser Situation ist über den russischen Operationsplan wenig bekannt geworden. Wahrscheinlich hielt man an dem Gedanken fest, den Kampf um die hochwertigen Produktionsgebiete fortzuführen und gleichzeitig gegen die bis dahin am meisten erschütterten Abschnitte der deutschen Front so hart wie möglich zuzuschlagen. In der russischen Strategie zeigt sich der gleiche Charakterzug wie in der Taktik: ein unerbittlich fortgesetztes Loshämmern auf einen und denselben Bezirk, ein eigensinniges Festhalten an der Durchführung des betreffenden Angriffs. Natürlich fordert eine solche Taktik grosse Opfer, aber die Russen haben es verstanden,

die Folgen der gebrachten Opfer auszunützen. Mit diesen Methoden war der Kampf um die Ölquellen gewonnen worden. Nun sollten sie im Kampfe um die südrussischen Kornkammern und Minerallagerstätten wieder zur Verwendung gelangen.

Anfänglich nahmen die beiden Gegner eine abwartende Haltung ein. Keiner von beiden wollte beim Angriff das Risiko auf sich nehmen, in eine Zwangslage zu geraten und sich selbst einem Gegenangriff auszusetzen. Erst nachdem die Deutschen von den russischen Kräfteansammlungen eine Vorstellung gewonnen hatten, beschlossen sie, den Versuch zu unternehmen, diese zu sprengen oder wenigstens den drohenden Angriff zu verzögern. Am 5. Juli schlug die Gruppe von Kluge gegen den russischen Frontbogen westlich von Kursk los. Der Angriff wurde mit starken Panzerarmeen unternommen, die in einer Zangenbewegung die russische Stellung zu fassen suchten. Das Instrument erwies sich jedoch als zu schwach, um die starke russische Angriffsgruppe wirklich zu umklammern.

Anfänglich durchbrachen die deutschen Angriffe wohl die von erheblichen Kräften gehaltenen gegnerischen Stellungen, was trotz den ziemlich geringen Geländegewinnen ihre Angaben über etwa 30'000 Gefangene erklärt. Eine Woche nach Beginn des Angriffs schritten die Russen zur Gegenoffensive. Der deutsche Angriff scheint insofern richtig geplant gewesen zu sein, als er ein russisches Aufmarschgebiet traf. Die Russen waren wahrscheinlich bereit, im Orelbogen zuzuschlagen, wussten aber auch, dass die Deutschen erhebliche Truppenmengen an der Front westlich von Kursk konzentriert hatten. Daher wollten sie mit dem Angriff nicht zuerst beginnen, weil sie befürchteten, die deutsche Kräftegruppe in die Flanke zu bekommen. Als nun die Deutschen ihre Gruppierung und Stärke enthüllten und ihre Angriffskraft sich an den starken russischen Stellungen bald genug abnützte, war für die russische Gruppe der Augenblick des Eingreifens gekommen. Der Gegenschlag trieb die Deutschen in die Ausgangslage zurück und wurde überdies durch eine von Norden gegen den Orelbogen gerichtete Offensive ergänzt. So waren die Russen voller Geschmeidigkeit und Kraft zur Aktion übergegangen.

Allmählich erweiterte sich die Offensive und griff auch auf die Gebiete nördlich und südlich der Kurskfront über. Südwestlich von Kursk gelang es einer starken russischen Gruppe, zwischen Bjelgorod und Sumy durchzubrechen und Ende August bis westlich von Charkow vorzustossen. Im Norden wurden Angriffe bis in die Gegend von Newel unternommen, führten jedoch zu wesentlich bescheideneren Geländegewinnen. Ganz im Sü-

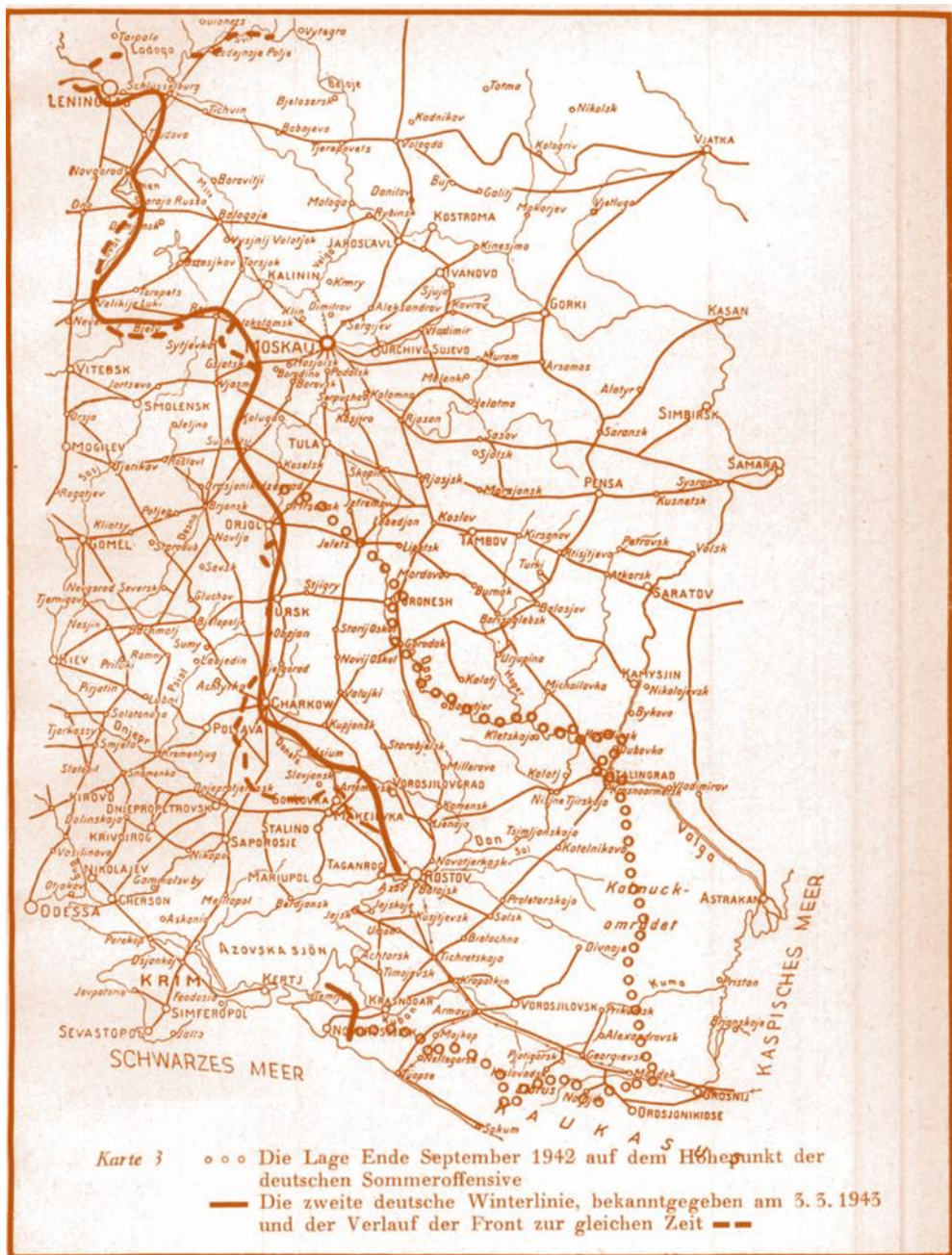
den war der deutsche Brückenkopf auf der Taman-Halbinsel immer noch starken Angriffen ausgesetzt, aber nicht vor dem 8. Oktober und erst angesichts des andauernden russischen Vormarsches nördlich des Asowschen Meeres zogen sich die Deutschen über, die Meerenge von Kertsch zurück.

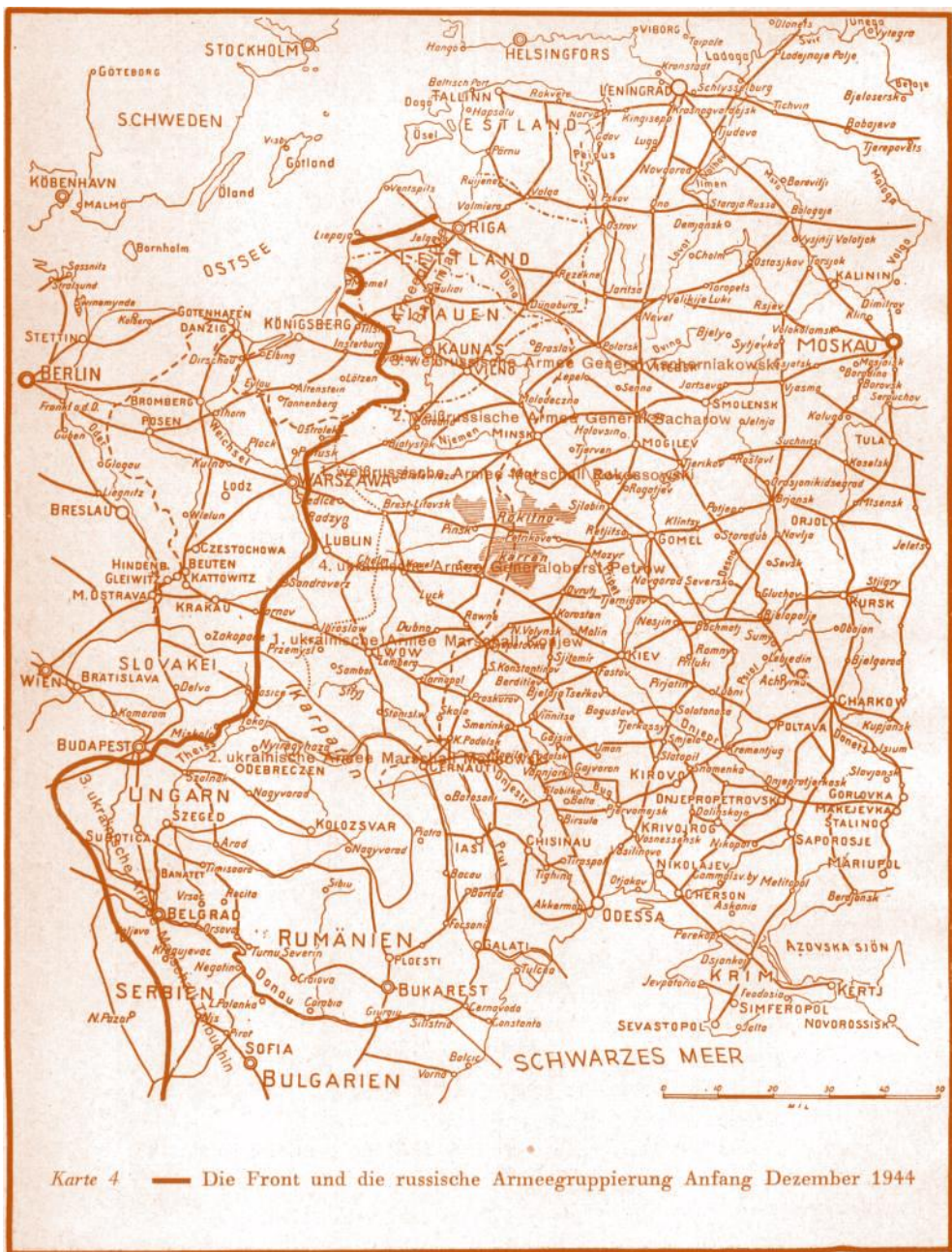
Nach Angriffen auch vom Süden her nahmen die Russen am 23. August Charkow ein. Der Angriff war nun vom Asowschen Meer bis nach Orel hinauf in vollem Gange. In letzterem Gebiet hatten die Deutschen einen verbissenen Widerstand geleistet und hatten sich erst infolge drohender Einkreisung auf den nächsten Stützpunkt – Brjansk – zurückgezogen. Aus dem Gebiet von Kursk unternahmten die Russen nun einen raschen Vorstoss gegen Kiew. Die Angriffe gegen verschiedene Teile dieses Frontabschnittes lösten einander rasch ab. Dadurch verloren die Deutschen immer mehr die Möglichkeit, gegen die russischen Angriffe Reserven einzusetzen. Die raschen Wechselstöße hatten die Russen Ende September zum Dnjepr zwischen Gomel und Dnjepropetrowsk geführt. Von hier erstreckte sich die Front östlich von Melitopol in beinahe gerader Linie südwärts bis zum Asowschen Meer. Im Norden wurde Smolensk am 23. September von General Sokolowskij's Truppen erobert.

Die Herbst- und Winteroffensiven 1943/44 – eine durchgeführte Verfolgung

Es ist schwer, zwischen den russischen Sommeroperationen 1943 und den darauffolgenden Herbst- und Winteroffensiven eine bestimmte Grenze zu ziehen. Diese Operationen flössen derart und mit so kurzen Atempausen ineinander, dass von dazwischenliegenden Vorbereitungen im gewöhnlichen Sinne kaum die Rede sein kann. Denn die russische Offensivkraft wurde durch eine stete Erneuerung der Front und ihrer Vorräte aufrecht erhalten, und dies erlaubte ihr, auf die Deutschen einen permanenten Druck auszuüben. Will man zwischen den verschiedenen Phasen des im Juli begonnenen russischen Vormarsches eine bestimmte Grenze ziehen, so tut man vielleicht am besten, mit einer ersten, den Vormarsch zum Dnjepr, und mit einer zweiten, die darauffolgenden russischen Zersplitterungs- und Einkreisungsversuche umspannenden Phase zu rechnen.

Das Ausbleiben oder die kurze Dauer der Atempausen zwischen den verschiedenen Phasen der auf den Wintervormarsch folgenden Operationen





Karte 4 — Die Front und die russische Armeegruppierung Anfang Dezember 1944

scheint ein neuer Schachzug der russischen Strategie gewesen zu sein. Diese Taktik fügte sich gut in den russischen Plan ein und zeigt, dass die Russen, nachdem sie einmal die Oberhand gewonnen, die Lage mit tunlichster Eile und Hartnäckigkeit auszunützen verstehen.

Die Ausgangslage war ungefähr folgende: An der Dnjeprfront standen anfangs Oktober, von Süden gesehen, folgende russische Armeegruppen:

Melitopolfront:	General Tolbuchin
Dnjeprbogen:	General Malinowski
Tscherkassy–Krementschug:	General Konjew
Kiew:	General Watutin

Der Vormarsch gegen den Dnjepr wurde so organisiert, dass er den Angriff an mehreren Stellen über den Strom führte und dass die Offensive sich somit auf Gebiete westlich des Dnjepr erstreckte. An mehreren Stellen gelang dies. Ein Brückenkopf nach dem andern wurde erweitert, und sie bildeten Ausgangspunkte für die Angriffe, welche die Deutschen nach und nach völlig aus der Dnjeprlinie vertreiben sollten.

Am 15. Oktober brach die Gruppe Konjew hauptsächlich aus ihren Stellungen östlich des Brückenkopfes bei Krementschug hervor. Ihr Angriff war gegen Nikolajew und Cherson gerichtet. Gleichzeitig mit Konjews Angriff übten die andern um den Dnjeprbogen und an der Melitopolfront gruppierten russischen Truppen einen Druck auf die deutsche Verteidigung aus, die dadurch gebunden und auch einem Flankenstoss ausgesetzt wurde. Der Angriff der Konjewgruppe erreichte nach knappen zwei Wochen die Gegend von Kriwoj Rog und bildete dabei einen etwa hundert Kilometer breiten Keil. Malinowskis Gruppe überschritt den Dnjepr zwischen Saporoschje und Dnjeprpetrowsk, und dieser doppelte Druck zwang die Deutschen, die beiden Städte aufzugeben. Tolbuchins Angriff fegte über die Nogaische Steppe hinweg und reichte anfangs November über die Halbinsel südlich von Cherson. Kurz zuvor war versucht worden, die auf der Krim eingeschlossenen deutschen Verbände über die Landzunge von Perekop und die Meerenge von Kertsch zu überrumpeln. Der Versuch misslang jedoch. Energische deutsche Gegenangriffe brachten auch Konjews Vormarsch auf der Höhe von Kriwoj Rog zum Stehen.

Die Russen verlegten nun ihre Offensivtätigkeit nach Norden in das Kiewgebiet. Anfang November griff Watutins Armeegruppe die Dnjepr-

linie nördlich von Kiew an, erzwang sich den Übergang über den Strom und vermochte durch eine Umfassung westlich der Stadt die Deutschen am 6. November zur Aufgabe derselben zu zwingen. Als dann erhielt die russische Offensive eine mehr westliche Richtung und stürmte mit grosser Geschwindigkeit über Schitomir hinaus. Zur selben Zeit wurde das Angriffsgebiet nordwärts bis Chorosten und Owrutsch erweitert und diese Aktion im Süden durch einen kleineren Angriff von Pereslawl aus unterstützt. Nördlich des Kiewbogens drängten gleichzeitig russische Angriffe die deutsche Front um Gomel zusammen, und am 26. November wurde die Stadt genommen. Dabei stiessen die Russen westwärts über die Beresina vor.

Der russische Vormarsch westlich von Kiew bedrohte die deutschen Verbindungen mit dem Südabschnitt der Front ernstlich. Von Manstein setzte daher am 17. November mit einer Gegenoffensive ein, die die Russen von Schitomir und Chorosten bis zur Höhe von Fastow-Owrutsch zurückdrängte. In dieser Linie gelang es den Russen jedoch, einen so starken Widerstand zu organisieren, dass der deutsche Angriff zum Stehen gebracht wurde. Wahrscheinlich waren russische Reserven frühzeitig bereitgestellt worden, und sie hatten das kritische Gebiet rechtzeitig erreicht, um in den Kampf geworfen werden zu können, ehe die russische Front ernsthaft zu wanken begann. In einem gewissen Augenblick waren jedoch die offiziellen Berichte der Russen in der Beurteilung der Möglichkeiten, den deutschen Gegenstoss abzubremsen, ziemlich zögernd, und so ist es wohl nicht ausgeschlossen, dass sie durch ihn überrascht worden waren.

Nördlich und südlich des um Schitomir liegenden Kampfgebietes führten die russischen Truppen Vorstösse über Retschitza längs des Pripetflusses gegen Mosyr und über Snamenka gegen Kirowograd im Dnjeprbogen. Der deutsche Widerstand schien sich immer mehr auf eine rein defensive, aber zähe Verteidigung zu beschränken.

Mitte Dezember griffen die Russen sowohl im Dnjeprbogen bei Kirowograd als auch südlich des Newel an, wo General Bagramjans Armee den in die deutsche Front vorspringenden russischen Bogen zu erweitern trachtete. Den Angriffen lag offenbar die Absicht zugrunde, durch sie die deutschen Reserven heranzuziehen und den Deutschen die Auffassung beizubringen, dass an der Front westlich von Kiew nicht länger grössere Durchbruchversuche unternommen werden würden. Der Angriff am Newel entwickelte sich allmählich auch südwärts mit der Absicht, Witebsk zu umfassen. An der Front um den unteren Dnjepr drückten die Russen den

deutschen Brückenkopf östlich von Cherson zusammen und zwangen schliesslich den Feind, sich nördlich des Dnjepr zurückzuziehen.

Nachdem die Angriffe im Norden und im Süden einige Zeit angedauert hatten und die russischen Mutmassungen über eine Dislozierung der deutschen Reserven sich zu erfüllen schienen, schlug Watutins Armeegruppe erneut zu. Die Deutschen wurden wahrscheinlich völlig überrascht, und der russische Angriff führte rasch zu Geländegewinnen. In westlicher Richtung erreichten und überschritten die Russen etwa am 10. Januar 1944 die polnische Grenze, eroberten Sarny an der Bahnlinie Kiew-Kowel und schienen sich in einem Zuge auf ziemlich breiter Front westlich des Rokitnogebietes ausbreiten zu wollen. Starke russische Gruppen schlugen sich auch in südwestlicher Richtung durch, um über den Bug die für die deutsche Versorgung wichtige Bahnlinie Odessa–Lemberg zu erreichen. Die letzteren, in Reichweite der deutschen Reserven im Dnjeprbogen unternommenen Angriffe wurden jedoch zum Stehen gebracht, bevor sie den Bug erreichten, während der gegen Lemberg gerichtete Hauptstoss der Angriffsgruppe allmählich zur Linie Schepetowka–Rowno-Luck gelangte.

Der grosse russische Vorstoss in Polen zog wahrscheinlich ausser Teilen der deutschen strategischen Reserven auch noch Truppen aus dem Dnjeprbogen auf sich. Dies wurde von den Russen prompt ausgenützt. Sie unternahmen neue Vorstösse, eroberten Kirowograd und kesselten Teile der Achten deutschen Armee westlich von Tscherkassy ein. Nach mehr als zwei Wochen harter Kämpfe war die eingeschlossene deutsche Gruppe teils niedergedrungen, teils entkommen. Die Russen schätzten die deutschen Verluste auf ungefähr 50'000 Mann, wohl mit Einschluss der Verluste derjenigen Gruppen, die den russischen Ring um die eingekreisten Truppen zu sprengen trachteten. Die Angriffe im Dnjeprbogen führten weiterhin zur Wiedereroberung von Kriwoj Rog und Nikopol, zweier für die deutsche Kriegsindustrie äusserst wichtiger Gebiete.

Im April setzten die Russen ihren Vormarsch über Odessa fort und gelangten durch den nördlichen Teil Bessarabiens bis an die Karpaten. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob es einer russischen Stossgruppe sogar gelingen würde, einige der Gebirgspässe zu überschreiten oder sie wenigstens zu erobern. Eine in Eile organisierte deutsche Widerstandslinie vermochte dies jedoch zu verhindern. Gleichzeitig mit diesen Operationen waren die Russen auch über die Krim hinweggeeilt und hatten die ganze

Halbinsel mit Ausnahme von Sebastopol und der nächsten Umgebung dieser Stadt in wenigen Tagen eingenommen. Nach einer kurzen Belagerung des deutschen Evakuierungsgebietes wurde die Krim vollständig wiedererobert.

Die russischen Winter- und Frühjahrsoffensiven des Jahres 1944 hatten erhebliche Gewinne gezeitigt. Die Russen hatten die Herrschaft über das Schwarze Meer wiedererlangt und eine Front erreicht, von der aus Rumänien und vielleicht sogar Ungarn in einem folgenden Vorstoss bedroht werden konnten; schliesslich hatten sie gegen den Hauptgegner einen breiten Keil vorgetrieben, und zwar in einer Entfernung von nur 50 Kilometern von dem nächsten Punkt der Demarkationslinie des Jahres 1939 und etwa 400 Kilometer von der nächstgelegenen deutschen Ortschaft. Die Überlegenheit der russischen Positionen im Südabschnitt der Front trat damit offen zutage. Dieser Erfolg war nur durch eine unablässige Verfolgung der deutschen Truppen und eine überwältigende Angriffskraft errungen worden, eine Kraft, die es ermöglicht hatte, je nach der Entwicklung der Lage Angriffe nach neuen Richtungen einzusetzen oder in Eile die Truppenkonzentrationen von einem Teil der Angriffsfront an einen andern zu verlegen.

Im Mai stand Russland zu neuen entscheidenden Angriffen gegen den Balkan oder das südliche Polen bereit. Es brauchte hierfür nur den günstigsten Augenblick abzuwarten.

Die Operationen gegen das Baltikum

Nachdem im Herbst 1941 der deutsche Vormarsch Leningrad erreicht hatte, erwartete man, dass es nur noch einer kurzen Zeit bedürfe, bis diese zweite Stadt Russlands fallen oder durch völlige Isolierung von dem übrigen Lande zur Übergabe gezwungen werden würde. Vielleicht mehr als irgendein anderes Ereignis des deutschrussischen Krieges hat der Kampf um Leningrad die russische Zähigkeit bewiesen. An eine Aufgabe dieser Stadt dürfte überhaupt niemals gedacht worden sein, und die zu ihrem Entsatz gemachten Anstrengungen waren beachtenswert. Als sich der deutsche Keil gegen Leningrad östlich vom Wolchow bis nach Tichwin erstreckte und die Kapitulation der Stadt nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien, wurde der russische Gegenangriff eingesetzt, der die deutsche Zone auf wenige Dutzend Kilometer reduzieren sollte. Über den eisbedeckten Ladogasee wurde im Winter eine neue Eisenbahnverbindung erstellt, mit deren

Hilfe die Verteidigungskraft der so gut wie völlig eingeschlossenen Garnison aufrechterhalten und sogar verstärkt werden konnte. Im Jahre darauf öffnete ihr ein neuer, unter anderm die Wiedereroberung von Schlüsselburg erzielender Angriff einen schmalen Korridor.

Im dritten Winter folgte dieser Aktion die grosse Offensive, die Leningrad aus dem Machtbereich der Deutschen befreien sollte. Bereits im Laufe des Herbstes zogen die Russen im Leningrader Gebiet und an den Fronten längs des Wolchow und des Lowat starke Kräfte zusammen. Diese Truppen wurden dem Kommando der Generäle Goworow (Leningrader Gebiet) und Meretzkow (Wolchowfront) unterstellt. Oberbefehlshaber sämtlicher Entsatzungstruppen für Leningrad war Marschall Schukow. Die Russen rechneten jedoch kaum damit, die Angriffe an dieser Front zu beginnen, bevor der deutsche Widerstand weiter im Süden gebrochen war. Sie hatten allen Grund zu vermuten, dass die Deutschen sich aufs Äusserste anstrengen würden, die Kontrolle über den Finnischen Meerbusen zu behalten, um ihre Transporte in der Ostsee zu schützen.

Am 14. Januar stiessen die Russen aus den Gebieten von Oranienbaum und Leningrad vor, erweiterten die Verbindungen zwischen den beiden Stellungen und erreichten Krasnoje Selo. Der überraschende Vorstoss warf die Deutschen aus ihren starken Befestigungen und drohte den südlich vom Ladogasee stehenden Truppen die Verbindung nach Westen abzuschneiden. Gleichzeitig mit den Angriffen im Süden stiessen die Russen auch über den Wolchow vor, und es gelang ihnen unter anderm, die deutsche Front nördlich von Nowgorod am Nordufer des Ilmensees einzudrücken. Die doppelte Bedrohung ihres nordöstlichen Frontabschnittes zwang die Deutschen, in südwestlicher Richtung, hauptsächlich längs den Bahnlinien, zurückzugehen. Obschon die russischen Angriffe äusserst heftig waren, ist der deutsche Rückzug wohl hauptsächlich durch die Schwierigkeiten bedingt gewesen, zwischen den alten, gut ausgebauten Stellungen vor Leningrad, am Wolchow und am Lowat und den vorbereiteten Auffangstellungen nördlich und südlich des Peipus- und des Pskowsees ein passendes Verteidigungsgelände zu finden. Infolgedessen erreichten die Russen sehr rasch den Narowaffluss, überschritten ihn an einer Stelle südlich der Stadt Narwa und gelangten längs der Ostufer des Peipus- und des Pskowsees bis zum Welikajaffluss.

Der Offensivplan sah auch grössere Umfassungsunternehmen vor. Die harten Kämpfe bei Newel und Nowo Sokolniki im Winter 1943/44 liessen

vermuten, dass die Russen daran dachten, durch die deutschen Stellungen in der Richtung auf Riga einen Durchbruch zu versuchen. Dass dieser Plan nicht mit grösserer Kraft verfolgt wurde, mag darauf beruht haben, dass die heftigen Schlachten im Süden allzu grosse Teile der russischen Reserven in Anspruch nahmen, um eine grosse Umfassungsoperation auch im nördlichen Frontabschnitt zu gestatten. Die von den Deutschen durchgeführte Frontverkürzung mag vielleicht den Zweck verfolgt haben, die neue Stellung mit grösserer Kraft zu verteidigen und den Besitz des Baltikums, wenigstens bis zu den Sommerkämpfen, zu sichern.

Spätere Ereignisse weisen darauf hin, dass die russische Offensive gegen das Baltikum vor allem bezweckte, die deutschen und finnischen Gruppen zu trennen und die Blockade im Finnischen Meerbusen zu brechen. Hier wie im Süden wollten sich die Russen Operationsfreiheit und Flankenschutz verschaffen. So begannen die neuen strategischen Pläne die Operationen immer mehr zu beeinflussen. Die Russen hatten sich auch im Norden Möglichkeiten geschaffen, die Ziele und Richtungen ihrer Operationen selbst zu bestimmen. Ihre strategische Überlegenheit trat immer deutlicher in Erscheinung.

Die Sommeroffensive 1944 – die Früchte des Erfolges werden geerntet

Nach der grossen Sommeroffensive im Süden und der Befreiung von Leningrad trat in den russischen Grossangriffen an der eigentlichen Ostfront eine etwa drei Monate währende Pause ein. In dieser Zeit wurde die Front in äusserste Bereitschaft versetzt. Vieles deutet darauf hin, dass die russischen Angriffspläne entweder eine fortgesetzte Offensive nach Westen gegen das Gebiet von Lemberg oder nach Südwesten gegen die deutsch-rumänische Donaufront vorsahen. Der deutsche Erkundungsdienst hatte daher in diesen Gebieten vor allem den Aufmarsch russischer Reserven festgestellt.

Der deutsche Frontbogen zwischen Witebsk und Schlobin war allerdings noch als theoretische Angriffsbasis für eine deutsche Sommeroffensive vorhanden, aber ein Überschlag über die deutschen Kräftereserven dürfte die russische Kriegsleitung davon überzeugt haben, dass dieser Frontbogen von den Deutschen kaum für eine Gross offensive, sondern höchstens als Ausgangspunkt für Gegenangriffe gegen russische Offen-

sivstösse nördlich oder südlich des Witebsk-Schlobin-Gebietes benützt werden könnte. Es schien daher, als hätten die Russen diesen Frontbogen bereits als einen unwichtigen Teil betrachtet und als beabsichtigten sie, ihre ganze Kraft auf die während der Winterschlachten wieder eroberten Gebiete zu konzentrieren, von denen aus Stösse gegen wichtige Teile der deutschen Ostposition gerichtet werden konnten.

Am dritten Jahrestag des Kriegsausbruches setzten denn auch heftige russische Angriffe sowohl gegen das nördliche Bollwerk des deutschen Frontbogens Witebsk als auch gegen die im Süden dieser Stadt östlich des Dnjepr immer noch vorhandenen deutschen Stellungen ein. Witebsk, Orscha und Bobruisk waren die ersten geographischen Ziele des neuen russischen Ansturms. An der russischen Sommeroffensive dürften sich vier bis fünf russische Armeen, also im Ganzen rund hundert Divisionen, beteiligt haben. Ganz im Norden leitete General Bagramjans Armeegruppe die Umfassung von Witebsk ein im Zusammenwirken mit General Tscherniakowskis hauptsächlich über Orscha vorgestossener Gruppe. Südlich davon drangen andere weissrussische Armeegruppen zusammen mit General Rokossowskis gegen Bobruisk vorgehender erster Armeegruppe über Mogilew vor. Die Angriffe wurden von starken Panzerstreitkräften unterstützt, und an der Operation wirkte ein beträchtlicher Teil der russischen Flugwaffe unter dem Befehl des dreiunddreissigjährigen Generals Chruikin mit.

Das Offensivgebiet war zweifellos mit grossem Geschick ausgewählt worden. Denn die russischen Angriffsstösse trafen mit zerschmetternder Wucht gerade jenen Frontabschnitt, von dem die Deutschen wahrscheinlich erwartet hatten, dass er in der Sommeroffensive 1944 der ruhigste sein werde. Man kommt mit dem besten Willen zu keinem andern Schluss, als dass die Deutschen sich in ihrem Urteil über die Lage geirrt hatten und dass den Russen die Tarnung ihrer Vorbereitungen ausserordentlich gut gelungen war. Gewisse Umstände deuten sogar darauf hin, dass die Deutschen aus jenem Frontabschnitt, der nun den ersten Stoss aufzufangen hatte, Truppen abgezogen hatten. Der russische Angriff verfehlte daher seine Wirkung nicht. Witebsk, Orscha und Bobruisk fielen rasch hintereinander. In dem günstigen Gelände vermochten die russischen Panzerkräfte nach jedem Durchbruch den geschlagenen Gegner im offenen Felde rücksichtslos zu verfolgen und stark befestigte Stützpunkte wie Städte und wichtige Knotenpunkte zu umgehen. Ganz wie die Wahl des Angriffspunktes eine

strategische Überraschung bedeutet hatte, so führte auch die Offensive selbst zu verschiedenen taktischen Überflügelungen, und bald genug zeichneten sich die Hauptzüge des russischen Planes ab.

Etwa vierzehn Tage vor dem Vorstoss gegen Witebsk–Schlobin hatten die Russen auf der Karelischen Landenge angegriffen, wahrscheinlich in der Absicht, die deutschen Armeen im Baltikum auf der Nordseite des Finnischen Meerbusens zu überflügeln. Als sich die Operationen in Finnland in die Länge zogen und weder zu einem raschen noch zu einem grossen Ergebnis führten, folgte der Angriff auf den deutschen Ostfrontbogen. Möglicherweise hatten die Russen anfangs eine doppelte Umfassung des deutschen Nordflügels im Baltikum beabsichtigt, doch ist es keineswegs ausgeschlossen, dass durch den Angriff gegen Finnland zuerst der nördlichste Teil der deutschen oder deutsch-finnischen Front abgeschnitten werden sollte. Als dies misslang, wurde die zweite vorbereitete Operation in Gang gebracht. Hier galt es, wie angedeutet, durch Abriegelung der baltischen Gruppe von der übrigen Front die deutsche Ostfront zu sprengen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die Russen zwei Ziele ins Auge gefasst hatten. Sie konnten beschliessen haben, entweder zwischen der Düna und dem Njemen vorzudringen oder den Stoss südlich des letzteren Flusses anzusetzen, je nachdem, in welcher Richtung die Panzerkräfte am raschesten vorwärtskämen. Noch eine dritte Alternative war möglich. Falls die Abriegelung des Baltikums sich verzögern sollte, konnte der linke Flügel der Angriffsgruppe zum Zusammenwirken mit der bereits zuvor westlich und südlich des Pripetgebietes weit vorgeschobenen Gruppe gebracht werden. Offenbar hatte die russische Kriegsleitung bedacht, dass ein Angriff gegen den noch übriggebliebenen Teil der deutschen Dnjeprfront die Deutschen nicht nur am meisten überraschen, sondern sie auch auf einem Gebiet treffen würde, das den Russen die operative Initiative sicherte. Bei einem Angriff auf Witebsk–Schlobin waren die Chancen zahlreicher und grösser als bei einem fortgesetzten russischen Druck in den aus den Winterkämpfen bekannten Angriffsrichtungen.

Die russischen Berechnungen erwiesen sich als stichhaltig. Der tägliche Vormarsch konnte mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von zwanzig bis dreissig Kilometern vor sich gehen, und nach zwanzig Tagen hatten die vordersten russischen Gruppen die Grenzen von Lettland und Litauen erreicht; die für die Deutschen lebenswichtige Verbindung Warschau–Pskow war unterbrochen, und die russischen Armeen setzten ihren Vor-

marsch durch die letzten polnischen Gebiete fort, die durch die Demarkationslinie von 1939 Russland zugeteilt worden waren. Im Norden standen die Russen vor der letzten deutschen Verteidigungslinie eines nach dem Baltikum führenden Korridors, und im Süden waren Grodno; Bjalystok und Brest-Litowsk gefährdet. Russland war im Begriff, die letzten Reste der als russisch betrachteten Gebiete wieder zu erobern, und hatte die deutsche Kriegsleitung der Initiative beraubt. Wiederum hatte der Sommer den Russen im Osten gewaltige Erfolge beschert.

Die russisch-finnische Front – eine politische Front

Durch den finnischen Anschluss an ihren Gegner wurden die Russen gezwungen, die Verteidigung an einer weiteren, etwa 1'250 Kilometer langen Front aufzunehmen. Die geringe Tiefe, die den Russen hier zur Verfügung stand, gestattete ihnen nicht, hier die Verteidigung in der gleichen Art und Weise zu führen wie an der Hauptfront. Der Widerstand musste sich daher hier aktiver gestalten, und die russischen Truppen zeigten von Beginn an, dass sie die Lehren aus dem Winterkrieg zu verwerten wussten. Die russische Verteidigung liess sich nicht überrumpeln und wies deutsche und finnische Umfassungsversuche bei wiederholten Gelegenheiten durch im Schutze der Wälder vorgenommene Gegenstösse ab.

Eine der wichtigsten Aufgaben der russischen Verteidigung bestand darin, deutsche und finnische Vorstösse oder Angriffe gegen die Murmanskbahn zu verhindern. Zu Beginn des Krieges war diese vielleicht der einzige, jedenfalls aber der wichtigste Weg, um Russlands Überseeverkehr mit den Westmächten aufrechtzuerhalten. Russland hatte daher nach dem Winterkrieg gegen Finnland und in klarer Voraussicht des Bevorstehenden die Verteidigung seiner Verbindung mit dem Eismeer verstärkt. In der Wildmark und längs der Flüsse im Norden waren Befestigungen ausgeführt worden. Diese Voraussicht sollte sich als äusserst wertvoll für die Ermöglichung der Einfuhr von Kriegsmaterial erweisen, ohne das der russische Widerstand wohl nicht so rasch an Kraft gewonnen hätte.

Der Krieg zwischen Russland und Finnland erhielt ein besonderes Gepräge dadurch, dass Politik und Strategie einen beinahe ebenso harten Kampf miteinander ausfochten wie die Fronttruppen. Hierzu trug auch die Stellung Finnlands als nichtkriegführender Staat im Verhältnis zu einem der Verbündeten Russlands, den USA, bei.

Am Südabschnitt der Front drangen die Finnen auf der Karelischen Landenge bis zu der alten Grenze vor, während sie in südöstlicher Richtung über Ostkarelien zwischen dem Ladoga- und dem Onegasee bis zum Swir vorstießen. Erst nach zähem Widerstand wurden die Russen gezwungen, diese Gebiete aufzugeben.

Nördlich davon erstreckte sich der finnische Vormarsch nicht weiter als über die von Finnland im Jahre 1940 abgetretenen Gebiete, und ganz im äussersten Norden scheiterten die deutschen Angriffsversuche sehr bald an den russischen Wildmarkstellungen.

Nach dem Vormarsch, der finnischerseits ausser der Wiedereroberung der vor Kurzem abgetretenen Gebiete wohl hauptsächlich bezweckte, die Verlegung russischer Flugstreitkräfte in allzu grosse Nähe des finnischen Territoriums zu verhindern, erhielten die Kämpfe zumeist den Charakter von Unternehmungen kleinerer Abteilungen und einzelner Patrouillen. Die Hauptaufgabe der russischen Verteidigung, die Murmanskbahn zu schützen, wurde trotz reger finnischer Patrouillentätigkeit gelöst. Die finnisch-deutsche Bedrohung veranlasste jedoch die Russen, den Ausbau neuer Bahnverbindungen zu beschleunigen, die einen stetig wachsenden Verkehr über Häfen am Weissen Meer ermöglichten. Der Verlust des Südteils der Murmanskbahn wurde durch diese Neuanlagen rasch kompensiert.

Die russische Gruppierung an der finnischen Grenze hatte von Anfang an höchstens etwa zwanzig Divisionen verschiedener Gattungen umfasst. Wenn diese Quantität im Grossen und Ganzen im Laufe des Krieges auch unverändert blieb, so scheint die Qualität der Verbände gewechselt zu haben. Die Front gegen Finnland wurde teils zur Ausbildung neuer Verbände benützt, teils um schwer mitgenommenen Truppen aus südlicheren Frontabschnitten vorübergehend einen weniger anstrengenden Dienst zu gewähren. Es ist anzunehmen, dass viele der kühnen russischen Spähtruppen und Stossverbände für ihre Aufgaben gerade an der finnischen Front geschult wurden. Die in den dortigen Wäldern erhaltenen Lehren wurden dann an den Fronten im Rokitnogegebiet, westlich von Welikje Luki, Newel und Nowo Sokolniki sowie südlich von Leningrad, verwertet.

Die russische Kriegsleitung bewies, dass sie die Lage an der nördlichsten Front rasch erfasst hatte, und nützte sie dazu aus, anderweitig möglichst grosse Kräfte zu konzentrieren.

Als die Verhältnisse an der eigentlichen Front infolge der grossen russischen Vormärsche 1943 und 1944 die finnische Front wiederum in den Brennpunkt zu rücken begannen, verstärkten die Russen ihre Wacht auf der

Karelischen Landenge. Vielleicht erwarteten sie, dass durch eine von Norden gegen Leningrad gerichtete Offensive versucht werden sollte, den Druck auf die baltische Front zu vermindern, und wollten sich dafür bereit halten.

Diese Vorbereitungen wurden allmählich abgeschlossen, und am 9. Juni 1944 konnten die Russen vom Wachtdienst zum Angriff übergehen. Ein überraschender Stoss warf die finnische Verteidigung aus ihren sämtlichen Stellungen auf der Karelischen Landenge und drohte an Wiborg vorbei weit genug vorwärts zu kommen, um die finnische Front in einen westlichen und einen östlichen Teil zu zerschneiden. In aufeinanderfolgenden Aktionen griffen die Russen auch östlich des Ladogasees an und hatten nach etwas mehr als einem Monat die verlorenen Teile Ostkareliens zurückerobert.

Es ist heute noch nicht klar, was der plötzliche Angriff auf Finnland bezweckte. Ein rein politisches Ziel ist denkbar. Es kann die Absicht der Russen gewesen sein, den Finnen durch die Wucht ihres Angriffs zu zeigen, dass jeder weitere Widerstand vergeblich sei. Finnland sollte aus dem Kriege ausgespielt werden. Mit dem politischen Ziel war ein strategisches verknüpft. Wenn Finnland um Frieden nachsuchte oder durch militärische Niederlagen aus dem Kampfe hinausgedrängt würde, erhielten die Russen eine Möglichkeit, die offene Ostsee zu erreichen. Vielleicht beabsichtigten sie, durch Überrumpelung Finnland und Deutschland voneinander zu trennen, um alsdann leichter gegen die deutschen Ostseeverbindungen vorgehen zu können.

Als dank dem raschen Eingreifen der Deutschen der Versuch misslang, gaben die Russen ihre Absicht auf. Dies beweist, dass sie einen sehr klaren Begriff von dem Verhältnis des Einsatzes zu dem Wert des Zieles hatten. In der nach dem deutschen Eingreifen in Finnland entstandenen Lage wäre eine fortgesetzte Offensive gegen finnisches Gebiet eine zweitrangige und nur verzögernde Operation gewesen. Der Weg in die Ostsee musste nun südlich des Finnischen Meerbusens gesucht werden.

Der Druck gegen Finnland wurde jedoch aufrechterhalten, vielleicht hauptsächlich darum, weil die Russen zeigen wollten, dass sie die Fronten nördlich des Finnischen Meerbusens nicht vergessen, wenn sie sie auch noch einmal als Hauptangriffsgebiete aufgegeben hatten. Die russische Macht richtete sich erneut gegen den stärksten Gegner, im Bewusstsein, dass Erfolge gegen diesen den Krieg mit Finnland entscheiden würden.

Der gerade Stoss wird zum Stehen gebracht und die Flankenoperation im Norden zu Ende geführt

Der russische Vormarsch am polnischen Frontabschnitt wurde im August 1944 abgeschlossen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Russen die Weichsellinie erreicht und sich Warschau genähert. Dies erweckte die Hoffnung der dortigen Patrioten auf eine baldige Befreiung, und sie leiteten einen lange vorbereiteten Aufstand gegen die Besetzungstruppen ein. Obwohl die Russen die östlichen Aussenviertel der polnischen Hauptstadt erreicht hatten, blieben die polnischen Patrioten ohne wirksame Unterstützung. Infolgedessen wurde die Revolte nach einem zwei Monate langen, heldenhaften und verlustreichen Kampf von den Deutschen unterdrückt. Vieles deutet darauf hin, dass es nicht militärische, sondern politische Rücksichten waren, welche die russische Untätigkeit bei Warschau veranlassten. An den übrigen Teilen der polnischen Front hielt die zähe deutsche Verteidigung dem russischen Ansturm stand. Bis Dezember 1944 ist in diesem Frontabschnitt kein weiterer Vorstoss unternommen worden.

Ihren vielleicht wichtigstem Erfolg in dieser Operationsphase erzielten die Russen durch ihren Vormarsch zur Rigaer Bucht östlich der lettischen Hauptstadt. Hierdurch wurden die in Estland und im nördlichen Lettland stehenden deutschen Truppen von der übrigen Front abgeschnitten. Einige Tage später bahnten sich dieselben einen schmalen Korridor nach Süden, der trotz wiederholten russischen Angriffen so lange offen gehalten werden konnte, bis grosse Teile der Streitkräfte und des schweren Materials vom deutschen Nordflügel abtransportiert werden konnten. Allmählich musste im nördlichen Baltikum die ganze deutsche Front dem anhaltenden russischen Druck weichen.

Durch die Entwicklung der Ereignisse südlich des Finnischen Meerbusens wurde es den Finnen immer klarer, dass die deutsche Stellung im Baltikum am Zusammenbrechen war. Am 2. September kam es zum Bruch Finnlands mit Deutschland, und am 4. wurden die Feindseligkeiten an den russisch-finnischen Fronten eingestellt. Russland stand jetzt vor dem Ziele, die Schlacht um den nördlichen strategischen Flügel zu gewinnen. Nach dem am 19. September vereinbarten russisch-finnischen Waffenstillstand brauchten die Russen im Hohen Norden nur noch einen Druck gegen die von der Eismeerfront zurückweichenden Deutschen auszuüben, um sie zur Räumung der Gebiete von Petsamo und Kirkenes zu zwingen. Ende November

hatten die Russen den Tanafluss erreicht und die Waranger-Halbinsel besetzt.

Nach Finnlands Ausscheiden aus dem Kriege konnten die Russen ihren Druck auf die baltische Front verstärken mit dem Ergebnis, dass die Deutschen ziemlich bald gezwungen wurden, Estland und Lettland zu räumen. Anfang Oktober gelang russischen Verbänden eine Landung auf der Insel Ösel, die Ende November vollständig wiedererobert wurde. Am 5. Oktober griffen die Russen das letzte von den Deutschen verteidigte Gebiet der Ostseeküste an. In kaum einer Woche erreichten sie die Küste zwischen Memel und Libau, wodurch die deutsche Front in Kurland von der Hauptfront im nördlichen Teil Ostpreussens abgeschnitten wurde. Am 19. Oktober wurde die Operation durch einen vom Baltikum geführten heftigen Angriff gegen die ostpreussische Grenze vollendet. Die Russen durchbrachen die deutsche Verteidigung und drangen gegen das Gebiet nördlich der Masurischen Seen vor, wo es jedoch den deutschen Streitkräften und dem angesichts der Bedrohung der Heimat gebildeten «Volkssturm» gelang, den Ansturm zum Stehen zu bringen.

Die russische Operation gegen den südlich des Finnischen Meerbusens stehenden deutschen Nordflügel bestand somit aus einer Reihe von verschiedenen Einzelunternehmen. Wahrscheinlich rechneten die Russen mit einem hartnäckigen Widerstand, da die Erfahrungen von der Taman-Halbinsel und der Krim bewiesen hatten, dass zusammengedrückte deutsche Streitkräfte imstande waren, die Verteidigung lange aufrechtzuerhalten. Aus diesem Grunde konzentrierten die Russen ihre Angriffskraft der Reihe nach auf einzelne Abschnitte des deutschen Verteidigungsgebietes. Die Operation verzögerte sich hierdurch einigermassen, ohne dass indes ihr Erfolg zu bezweifeln war.

Der Südflügel schwenkt vor eine politische Offensive

Während der grossen Sommeroffensive hatten die Russen die Konzentration ihrer Kräfte in gerader Linie nach Westen verlegt. Der Südflügel war jedoch allem nach seit dem Einbruch in den Nordteil Bessarabiens und dem Vormarsch zu den Karpaten nicht verstärkt worden. Deshalb vermochte er fürs erste nicht, die Deutschen aus dem zum Dnjestr vorspringenden Frontbogen zu verdrängen. Nachdem der Aufmarsch an der durch Polen laufenden Front beendet war und die Durchbruchversuche daselbst zu keinem

positiven Ergebnis führten, konzentrierte die russische Kriegsleitung ihre Kräfte rasch nach dem Süden. Hier befand sich die einzige augenblicklich greifbare deutsche Gruppe, aber die russische Kriegs- oder vielleicht eher noch Staatsleitung hatte wohl das Gefühl, dass ein Vorstoss an diesem südlichen Frontabschnitt zu grossen militärischen und politischen Ergebnissen führen müsste. Es liegt jedenfalls nahe, eine Parallele zwischen dem gegen Finnland gerichteten «Schockstoss» des 9. Juni und dem am 19. August begonnenen Angriff auf Rumänien zu ziehen. Dass das beabsichtigte Ergebnis am südlichen Frontabschnitt schneller erzielt wurde, beruht möglicherweise darauf, dass sich dieser Angriff gegen ein Gebiet richtete, in dem russische Verlockungen stets ein gewisses Gehör gefunden hatten. Nach Beginn der Offensive dauerte es denn auch kaum zwei Wochen, bis sich rumänische Delegierte in Moskau einfanden. Ein besserer Beweis für die glückliche Wahl des Zeitpunktes für diesen Angriff könnte nicht erbracht werden. Die Nachwirkungen der Offensive erstreckten sich auch auf Bulgarien.

Die Ereignisse entwickelten sich nun rasch. Die russischen Truppen liessen sich durch die angebahnten Unterhandlungen über den Stellungswechsel Rumäniens und Bulgariens in ihrem Vormarsch nicht behindern. Als die rumänischen Waffenstillstandsbedingungen am 13. September unterzeichnet wurden, waren die russischen Armeen bereits durch den grössten Teil Rumäniens hinweggestürmt und sogar in Bulgarien eingedrungen. Der rasche Vormarsch zog natürlich militärische Folgen nach sich. Das Ausbleiben einer Kampfpause während der Verhandlungen versetzte die weichende oder, richtiger gesagt, zusammenbrechende deutsche Front in eine äusserst missliche Lage. Rumänische und ungarische Verbände gaben den Kampf auf, und daher konnte die deutsche Leitung nicht mehr sicher voraussehen, an welchen Stellen Lücken in der Front entstehen würden. Der deutschen Kriegsleitung blieb daher im Grossen Ganzen keine andere Wahl, als die rumänischen und bulgarischen Gebiete schleunigst aufzugeben und zu versuchen, eine neue Front dort zu bilden, wo sie auf zuverlässige Hilfe zählen konnte. Infolgedessen wurde die eigentliche Front hinter die Gebirgsketten der Karpaten und Transsylvaniens zurückgezogen. Dies führte wiederum zu einer Frontverlängerung und gleichzeitig zu einer Kräfteverringerng, während die Russen die Ausgangsstellungen für einen umfassenden Angriff gegen Siebenbürgen unbehindert beziehen konnten.

Das Bemerkenswerteste dabei ist, dass hinter der russischen Front der-

art grosse Reserven angehäuft werden konnten. Die Erklärung hierfür kann nur darin liegen, dass die russische Militärleitung in engem Zusammenwirken mit der politischen Führung sowohl die grosse Frontverlängerung als auch die für die fortgesetzte Offensive nötige Kräfteansammlung in Rechnung gestellt hatte. Die enge Zusammenarbeit der Flug- und Panzerstreitkräfte wurde hier ausschlaggebend. Die Pässe des Eisernen Tores und nördlich wie südlich davon fielen bald in russische Hand, und hierauf folgte die grosse «Überschwemmung» der ungarischen Pussta, wo der für die reine Defensive noch nicht genügend umgeschulten deutschen Verteidigung nur noch eine geringe Möglichkeit übrig blieb, den russischen Ansturm aufzuhalten.

Das Ergebnis des russischen Vormarsches durch Rumänien und Bulgarien und von dort nach Ungarn und Jugoslawien bedeutete eine totale Veränderung des strategischen Bildes in Südosteuropa. Die Verteidiger wurden aus dem Schutzwall des Karpatenbogens hinausmanövriert, und die deutschen Truppen in Griechenland mussten sich, um nicht in eine Falle zu geraten, allmählich nach Norden zurückziehen. Somit bahnte die russische Offensive der britischen Invasion Griechenlands den Weg und vertrieb die deutsche Verteidigung aus so ziemlich allen Aussenwerken in Südosteuropa.

Die Lage Ende 1944

Die Siege der russischen Kriegsmacht an den beiden äussersten Flügeln der langen Front kennzeichnen die Lage 1944. Im Hohen Norden hatten die Deutschen ihre seit drei Jahren behaupteten Stellungen längs des Litaflusses aufgeben müssen. Die Initiative war damit auf die Russen übergegangen, welche die Waranger-Halbinsel erobert hatten und bis zum Tanafluss vorgedrungen waren. Was hernach im nördlichsten Skandinavien geschehen wird, kann Ende 1944 nicht mit Sicherheit überblickt werden. Möglicherweise legen die für militärische Operationen ungünstige Jahreszeit und die Polarnacht einem fortgesetzten Vordringen nach Westen allzu grosse Hindernisse in den Weg; dennoch ist es keineswegs ausgeschlossen, dass für den Winterkrieg besonders ausgebildete Truppen zur Verfolgung der zurückweichenden Deutschen eingesetzt werden. Auch die Versetzung der finnischen Armee auf Friedensfuss und die dadurch entstandenen Umgruppierungen können die Ende November eingetretene Pause in dem Vormarsch verursacht haben.

Der Südflügel setzt den Vorstoss durch die noch übriggebliebenen Teile Ungarns fort, vielleicht in dem Bestreben, über das Becken von Wien eine Verbindung zwischen den ungarischen und polnischen Frontabschnitten herzustellen. Der verhältnismässig langsame Vormarsch durch Jugoslawien kann politische Hintergründe haben. Hier wie in Nordnorwegen will man den Landesbewohnern vielleicht Gelegenheit geben, sich über ihre Zukunft klar zu werden. Die grosse Frage ist augenblicklich, ob und wo eine russische Grosseffensive in diesem Winter einsetzen wird. Die Vorbereitungen weisen vor allem auf die polnische und auch auf die ostpreussische Front hin. Die am wenigsten mühsame Operationsrichtung ist wahrscheinlich die durch Südpolen, wo nur etwa zweihundert Kilometer die russische Front von dem oberschlesischen Grubengebiet trennen. Die Verlegung der Kräfteballung in dieses Gebiet erfordert jedoch eine Umgruppierung von Ungarn nach Polen, falls der Weg durch das Wiener Becken und das Odertal aufwärts nicht gebahnt werden kann. Die Frontverlängerung am Südflügel und das Engagement der Russen auf dem Balkan können jedoch so viele Kräfte – mit Einschluss der Reserven – in Anspruch genommen haben, dass eine längere Vorbereitungsperiode nötig sein wird, bis die russische Kriegsleitung ihre Kräfte für hinreichend hält, um den neu geschaffenen deutschen Ostwall zu bezwingen, der sicherlich ebenso hartnäckig wie die Westgrenze verteidigt werden wird.

Anmerkung des Verleges: Die Annahmen Kjellbergs sind seit Beginn des Jahres 1945 durch den weitem Verlauf der russischen militärischen Operationen an der Ostfront als richtig bestätigt worden. Der Vorstoss nach Wien hat bereits zur vollständigen Besetzung der österreichischen Metropole selbst geführt; die Kämpfe um Ostpreussen sind abgeschlossen; die Oder wurde zum Teil erreicht, zum Teil überschritten, ebenso die Neisse. Die angelsächsischen Truppen nähern sich Berlin in Eilmärschen, das durch die alliierten Heere aus dem Osten und Westen wohl gemeinsam zu Fall gebracht werden dürfte.

WELTREVOLUTION UND REALPOLITIK

Die Weltrevolution winkt

Als Lenin am 3. April 1917 in Petrograd eintraf, hielt er am Finnischen Bahnhof eine Rede an die zu seinem Empfang herbeigeeilten revolutionären Soldaten und Matrosen und schloss mit einem Hoch auf die «sozialistische Weltrevolution». Sie wollte er zuerst heraufbeschwören, indem der damalige «imperialistische Krieg in einen Bürgerkrieg verwandelt» werden sollte, das heisst in einen Krieg des Proletariats gegen das Bürgertum und den Kapitalismus. Eines der Mittel zur Erreichung einer solchen Wandlung des Krieges bestand nach Lenins Ansicht in der Verbrüderung, die seit den ersten Tagen der Februarrevolution an den Fronten in Russland unter den Soldaten der kämpfenden Gegner stattgefunden hatte. Sie wurde von den Agenten der bolschewistischen Partei in jeder Weise gefördert und unter den Soldaten der Zentralmächte propagandistisch ausgeschlachtet.

Die Agitation der Kerenskiregierung für erneute Kriegsanstrengungen und die darauffolgenden Vorbereitungen zur Brussilow-Offensive durchkreuzten die Absichten Lenins und seiner Parteigenossen. Das blutige Misslingen der Offensive schenkte ihnen jedoch neuen und höchst wirksamen Agitationsstoff gegen den Krieg und für einen «gerechten und demokratischen Frieden ohne Annexionen und Kontributionen». Diese These sollte denn auch als erster Punkt in die künftige Regierungserklärung aufgenommen werden, welche die Bolschewiki nach ihrem so heiss ersehnten Machtantritt erliessen.

Es war daher ganz folgerichtig, wenn Lenin bereits am 26. Oktober 1917, das heisst am Tage nach der erfolgten Machtergreifung, mit einstimmiger Billigung des ersten Allrussischen Sowjetkongresses im Namen der Arbeiter und Bauern des Sowjetreiches an die Völker und Regierungen sämtlicher kriegführender Staaten einen Aufruf zu unmittelbaren Friedensverhandlungen auf der Grundlage der genannten Prinzipien richtete. Darin wurde ferner erklärt, dass die russische Provisorische Regierung die Geheimdiplomatie abzuschaffen beabsichtige und in Übereinstimmung damit die gesamten Friedensverhandlungen vor der Öffentlichkeit führen werde,

und dass sie vorhabe, alle geheimen, seit Beginn der Februarrevolution von der «Regierung der Gutsbesitzer und Kapitalisten» mit den alliierten Mächten getroffenen Abmachungen zu veröffentlichen. Zum grossen Verdruss der Ententemächte wurde diese Absicht auch verwirklicht. Der Aufruf richtete sich schliesslich ganz besonders an die verantwortungsbewussten Arbeiter in England, Frankreich und Deutschland mit der Ermahnung, die Menschheit von den Schrecken und schweren Folgen des Krieges zu befreien und zu einem glücklichen Friedensschluss und der Befreiung der Arbeitermassen «von jeder Sklaverei und Ausbeutung» energisch beizutragen.

Dieser Versuch, durch einen direkten Appell an die Völker der kriegführenden Mächte den «imperialistischen Krieg in einen Bürgerkrieg zu wandeln», zeitigte jedoch nicht das gewünschte Ergebnis und auch keine unmittelbaren Folgen. In Anbetracht der damaligen Kriegslage konnten die Westmächte am wenigsten von allen Kriegführenden einen unmittelbaren Frieden herbeiwünschen. Sie hofften und erwarteten stattdessen, dass die bolschewistische Regierung ihre Rolle bald ausgespielt haben und dass eine konterrevolutionäre und zur Fortsetzung des Krieges bereite Regierung in Russland das Staatsruder übernehmen würde. Auch die Zentralmächte verhielten sich, wenngleich aus andern Gründen, abwartend.

Die Sowjetregierung liess sich jedoch durch diese Niederlage nicht abschrecken, sondern wiederholte am 21. November ihren Vorschlag eines Waffenstillstandes und darauffolgender Friedensunterhandlungen. Dieses Mal wurde der Vorschlag den Gesandten der alliierten Staaten schriftlich unterbreitet und gleichzeitig allen Völkern der Welt angekündigt. Er führte aber zu einem dem erwünschten diametral entgegengesetzten Ergebnis. Statt Friedens Verhandlungen einzuleiten, ermunterten und unterstützten die Ententemächte diejenigen russischen Kreise, die das bolschewistische System zu stürzen trachteten. Diese Haltung ging bald in eine offene Intervention über.

Jetzt schien den Zentralmächten die Zeit zum Handeln gekommen zu sein. Sie boten den Russen einen Waffenstillstand an, der am 2. Dezember in Brest-Litowsk abgeschlossen wurde und für 28 Tage gültig sein sollte. Unmittelbar darauf wurden Friedens Verhandlungen eingeleitet, aber bereits nach einer Woche wieder abgebrochen, weil die Zentralmächte Forderungen auf grosse Gebietsabtretungen stellten, während der russische Friedensvorschlag das Prinzip «keine Annexionen und Kontributionen» zur Grundlage hatte.

Im Zusammenhang mit den Waffenstillstands Verhandlungen richteten

die Russen unmittelbar darauf an alle Völker der Welt erneute Vorschläge zur Aufnahme allgemeiner Friedensverhandlungen. Es war daher durchaus folgerichtig, dass der besondere Vorkämpfer der Weltrevolution, Trotzki, welcher Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten war, nach dem ersten Fehlschlag in Brest-Litowsk alles auf eine Karte setzen wollte und sich mit der Absicht trug, durch einen neuen Aufruf an das Weltproletariat und vor allem an die deutschen Arbeiter, einen Frieden nach diesem Prinzip zu erzwingen. Lenin hingegen war noch nicht bereit, die Flinte ins Korn zu werfen, weshalb Trotzki von seinem Posten als Aussenkommissar zurücktrat, um sich stattdessen – wie widersinnig es auch klingen mag – der Organisation der Roten Armee zu widmen. Nachdem die Zentralmächte grosse Teile der wertvollsten Gebiete Russlands besetzt hatten und die Existenz des Sowjetregimes dadurch tödlich bedroht war, setzte Lenin seinen Willen durch. Die Friedensverhandlungen wurden wieder aufgenommen, und am 3. März 1918 wurde in Brest-Litowsk ein Friedensvertrag unterzeichnet, der das Prinzip «keine Annexionen und Kontributionen» schnöde verriet. Die Sowjetregierung war jedoch gerettet, und es trat eine Atempause ein, die nötig war, um die Rote Armee zu organisieren, die Agrarfrage zu entscheiden und mit dem Wiederaufbau des Wirtschaftslebens zu beginnen.

Am Jahrestag ihres ersten Aufrufes an das Weltproletariat richtete die Sowjetunion infolge des Zusammenbruchs der Zentralmächte von neuem, dieses Mal an ihre damaligen Feinde, die Ententemächte, einen Vorschlag zur Aufnahme von Friedensverhandlungen. Auch dieser führte zu keinem positiven Ergebnis.

Der Versailler Frieden wurde keineswegs der «demokratische und gerechte Frieden», für den die führenden Männer der Sowjetunion gekämpft hatten. Er berührte auch nicht die auf den Ruinen des zusammengebrochenen Zarenreiches gebildeten sozialistischen Republiken. Ebenso wenig gelang es Lenin und Trotzki, durch ihren direkten Appell an die «Proletarier aller Länder» eine Weltrevolution auszulösen, obgleich bei und nach Beendigung des ersten Weltkrieges die Lage in manchen Ländern reif für durchgreifende soziale Umwälzungen geworden war. Das Bestreben, eine Weltrevolution auszulösen, war jedoch damit keineswegs endgültig begraben. Es lebte noch in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre, wurde aber unabhängig von der offiziellen Aussenpolitik der Sowjetunion gefördert, erhielt andere Ausdrucksformen und wählte sich neue Wege.

Die Komintern

Seit der Konferenz von Zimmerwald im September 1915 hatte Lenin wiederholt beantragt, dass alle Revolutionäre, die mit der II. Internationale gebrochen hatten, in einer neuen internationalen Organisation zusammengefasst werden sollten. Der Krieg verhinderte jedoch die Verwirklichung dieses Gedankens, und erst anfangs 1919 konnte der hierfür erforderliche Kongress einberufen werden. Am 2. März jenes Jahres versammelten sich in Moskau, unter dem Vorsitze Lenins, Vertreter der Kommunistischen Parteien von neunzehn Ländern, und am selben Tag wurde die Dritte oder Kommunistische Internationale gegründet, gewöhnlich die «Komintern» genannt. Im Jahre 1922 waren ihr 49 Kommunistische Parteien angeschlossen.

Die Komintern war ursprünglich zum «Generalstab der Weltrevolution» bestimmt. Nachdem Stalin im Jahre 1927 über Trotzki endgültig gesiegt hatte und dessen Weltrevolutionsideen zugunsten der von Stalin verfochtenen These vom «Sozialismus in einem einzigen Lande» aufgegeben worden waren, wurde die Komintern zu einem äusserst geschmeidigen und wirksamen Propagandaapparat im Dienste der sowjetrussischen Aussenpolitik.

In der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg wurden die kommunistischen Parteiorganisationen in manchen Staaten, vor allem in den nationalsozialistischen und faschistischen Ländern, verboten. Eine weitere Anzahl kommunistischer Parteien ist im gegenwärtigen Kriege sowohl in den von den Achsenmächten besetzten Ländern als auch in mit Russland alliierten Staaten aufgelöst worden. Damit hatte die Komintern ihre Daseinsberechtigung im Wesentlichen verloren und war mehr von Schaden als Nutzen, weshalb sie selbst sich am 22. Mai 1943 auflöste.

Innerhalb der Komintern herrschte dasselbe «demokratisch-zentralistische Organisationsprinzip» wie in den einzelnen Kommunistischen Parteien. Die von der Mehrheit gefassten Beschlüsse mussten unerbittlich durchgeführt werden, und Kritik war nicht gestattet. Da die Russen von der Gründung der Komintern an in der Organisation ein deutliches Übergewicht innehatten und ausserdem ihre sämtlichen Schlüsselpositionen beherrschten, vermochten sie sich mit Hilfe asiatischer und afrikanischer Delegierter unschwer die nötige Mehrheit zu verschaffen. Infolgedessen dik-

tierten sie in Wirklichkeit alle Beschlüsse der Internationale; ein chinesischer Delegierter zum Beispiel konnte mit seiner Stimme zur Durchsetzung eines Beschlusses über innenpolitische Verhältnisse in Schweden beitragen, selbst wenn dieser Beschluss den Anschauungen der schwedischen Delegierten widersprach. Dies erklärt teils die vielen unvermittelten, zum Beispiel die Politik der skandinavischen Kommunistischen Parteien kennzeichnenden Schwankungen, teils den Umstand, dass viele Sozialisten, die sich nach 1917 dem Kommunismus enthusiastisch angeschlossen hatten', wenige Jahre später wieder abfielen. Die Fahnenflucht nahm zu, und die verschiedenen Kurswechsel der einzelnen Kommunistischen Parteien wurde in dem Masse immer auffälliger, wie die Idee der Weltrevolution abgeschrieben und die Komintern zu einem Werkzeug im Dienste der russischen Industrialisierung und Aussenpolitik wurde.

In den ersten vier Jahren ihres Bestehens wurde die III. Internationale alljährlich zu einem Kongress einberufen. Die inneren Zwistigkeiten in der Russischen Kommunistischen Partei verhinderten später nicht bloss die Einberufung des Allrussischen Kommunistischen Parteikongresses, sondern verursachten auch Vertagungen des Zusammentritts der Komintern. Anfangs kam es zu einer vierjährigen und später zu einer siebenjährigen Vertagung. Infolgedessen regierte das ganz von den Russen und ihren Schildknappen beherrschte Exekutivkomitee der Komintern jahrelang eigenmächtig über sämtliche Kommunistischen Parteien der Welt. Letzten Endes war es natürlich Stalin, der alle Fäden in der Hand hielt.

Das Studium der sowjetrussischen Aussenpolitik zeigt, dass die Komintern im Dienste der russischen Machthaber ein gehorsames, vielseitiges und in manchen Fällen wirksames Druckmittel gegen die sie umgebende kapitalistische Welt gewesen ist.

Die aussenpolitische Isolierung wird durchbrochen

Die Oktober-Revolution führte automatisch zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen Russlands mit dem Auslande, nachdem sämtliche Staaten sich geweigert hatten, den Rat der Volkskommissare als die gesetzliche Regierung Russlands anzuerkennen. Anfangs mass das Sowjetregime diesem Umstand keine grössere Bedeutung bei. Es brach seinerseits mit den üblichen internationalen Gepflogenheiten, übergang die offizielle Dip-

lomatie und richtete seine Proklamationen direkt an das «arbeitende Volk» der kapitalistischen Länder. Als jedoch diese Proklamationen kein Gehör fanden, würde der Mangel an diplomatischen Beziehungen mit dem Auslande lästig. Die Waffenstillstandsverhandlungen der Zentralmächte mit der Sowjetregierung wurden daher auch von dem Gesichtspunkt aus, dass der diplomatische Boykott gegen die Sowjetregierung seine erste Störung erfahren hatte, mit grosser Befriedigung aufgenommen. An und für sich war nämlich die Einleitung der Verhandlungen gleichbedeutend mit einer de-facto-Anerkennung des Sowjetregimes von Seiten Deutschlands und seiner Verbündeten. Die Freude wurde jedoch durch die den Russen in Brest-Litowsk aufgezwungenen, harten Friedensbedingungen und durch die von den Zentralmächten in ihrem späteren Verkehr mit der Sowjetregierung gezeigte Kälte bald genug gedämpft. Der Friedensschluss mit den Zentralmächten entfremdete auch deren Gegner immer mehr den neuen Herren Russlands.

Die Aufgabe, die diplomatische Isolierung der Sowjetunion zu durchbrechen, erforderte daher eine Arbeit von ganz anderer Art, als sie der Weltrevolutionär Trotzki zu leisten fähig war. Sie wurde dessen Nachfolger, dem in der Schule der zaristischen Diplomatie ausgebildeten Tschitscherin, der die nötigen Kenntnisse aller Irrgänge, auch der internationalen Diplomatie, besass, anvertraut.

Der 1872 geborene Grigori Wassiljewitsch Tschitscherin stammt aus dem wohlhabenden russischen Adel und begann früh seine diplomatische Laufbahn. Er musste sie zu Beginn des Jahrhunderts wegen nachgewiesener revolutionärer Sympathien aufgeben. Er emigrierte ins Ausland, widmete sich historischen und politischen Studien und wartete in aller Stille seine Zeit ab. In seinen politischen Anschauungen war Tschitscherin weit mehr Russe als Bolschewik. In den ersten Jahren des Sowjetregimes bereitete es ihm jedoch keine namhaften Schwierigkeiten, seine russischen Ansichten mit den kommunistischen zu vereinigen. Dank seiner umfassenden Allgemeinbildung, seiner überlegenen Sachkenntnis und seiner geschulten Urteilskraft auf diplomatischem Gebiet schuf er sich rasch eine starke Stellung und leitete nicht ohne Erfolg zehn Jahre lang die Aussenpolitik der Sowjetunion.

Durch den Krieg und die Revolution mit den darauffolgenden inneren Kämpfen war Russland in materieller wie in aussenpolitischer Hinsicht erheblich geschwächt worden. Es vermochte daher nicht, seinen Ansprüchen im internationalen Verkehr durch Macht Nachdruck zu verleihen. Stattdes-

sen wurde das Prinzip «Teile und herrsche!» zum Leitmotiv in Tschitscherins Aussenpolitik, die das Bestreben, die schwächeren Staaten gegen die stärkeren auszuspielen, kennzeichnete. Auch das russische staatliche Handelsmonopol wurde zum gleichen Zwecke ausgewertet. Da Tschitscherin ausgesprochen antibritisch eingestellt war, wollte er das besiegte Deutschland gern als einen Keil benützen, der in das Britische Weltreich hineingetrieben werden sollte. China war ein anderes Objekt, das mit vielleicht noch grösserem Effekt zu den gleichen Zwecken zu verwenden war. In beiden Fällen sollte natürlich Russland den Nutzen einheimen.

Tschitscherin setzte seine Pläne geschickt in Taten um. Vor allem lenkte er die Bestrebungen der Komintern darauf hin, in Deutschland und bei seinen früheren Bundesgenossen eine kommunistische Revolution heraufzubeschwören. Nachdem dies misslungen war, suchte Tschitscherin nach andern Wegen. Indem er sich durch das Gesetz des geringsten Widerstandes leiten liess, richtete er seine Anstrengungen auf die nächsten Nachbarn Russlands in Asien. Der Versuch wurde von Erfolg gekrönt. Im Februar-März 1921 wurden mit kurzen Zwischenräumen Freundschaftsverträge mit Persien, Afghanistan und der Türkei abgeschlossen. Im November des gleichen Jahres wurde ein Übereinkommen mit der Mongolischen Volksregierung getroffen. Alle diese Verträge waren gegen die alten Kolonialmächte, hauptsächlich gegen England, gerichtet.

Als dann gelang es Tschitscherin im Jahre 1922, mit dem russisch-deutschen Freundschaftsvertrag von Rapallo durch die Rechnung der Westmächte einen breiten Strich zu ziehen. Ferner legte er den Grund zu einem russisch-deutschen Militärbündnis, dessen Spitze nach Westen gerichtet war. Als ein keineswegs zu verachtendes Nebenprodukt des genannten Abkommens folgte Deutschlands offizielle Anerkennung der Sowjetunion und die Aufnahme normaler diplomatischer Beziehungen zwischen den beiden Ländern.

Der Rapallo-Vertrag führte nicht nur zu einer engen militärischen Zusammenarbeit zwischen den beiden einstigen Feindstaaten, sondern auch zu einem stetig wachsenden deutschen Export nach Russland. Deutschland suchte offenbar für seine durch den Krieg anderweitig verlorenen Industrieabsatzgebiete einen Ersatz. Russlands neue ökonomische Politik – Nep – begünstigte diese Bestrebungen.

Deutschlands wachsender Einfluss in Russland wurde von den Westmächten, besonders von England, begreiflicherweise mit scheelen Augen angesehen, da dieses Land bereits 1921 als erster europäischer Staat ein

Handelsabkommen mit der Sowjetunion abgeschlossen hatte und seine wirtschaftlichen Interessen nunmehr bedroht sah. Das Handelsabkommen bedeutete bereits eine de-facto-Anerkennung des neuen russischen Regimes; nunmehr erhielt sie die endgültige Rechtsform, indem England im Jahre 1924 zu dem lange verabscheuten bolschewistischen Staate diplomatische Beziehungen aufnahm. Englands Beispiel wurde von den meisten andern Staaten, darunter auch Schweden, in rascher Reihenfolge befolgt. Damit war die diplomatische Isolierung der Sowjetunion im Wesentlichen aufgehoben, wenn es auch noch bis 1933 dauern sollte, bis die USA den neuen russischen Staat de jure anerkannten.

Sowjetrussland und der Orient

Die ausländische Intervention im Europäischen Russland endete 1920 damit, dass General Wrangels Weiße Truppen aus der Krim vertrieben wurden. Im Fernen Osten hingegen dauerten die Kämpfe bis in die zweite Hälfte des Jahres 1922 fort, in welchem Zeitpunkt die Japaner Wladiwostok nach vierjähriger Besetzung räumten. Die umstrittene Insel Sachalin mit ihren Öl- und Kohlenlagerstätten und den sie umgebenden fischreichen Gewässern verblieb jedoch in den Händen der Japaner. Erst im Jahre 1925 wurde diese Frage durch einen Vertrag geregelt, der den Japanern auf der russischen Hälfte der Insel gewisse ökonomische Rechte einräumte. Das Problem des Fischereirechts wurde jedoch in diesem Zusammenhang noch nicht gelöst, sondern ist später wiederholt aufgetaucht, zuletzt im gegenwärtigen Krieg, in dem Japan auf seine Ansprüche verzichtete. Dieses Zugeständnis hängt mit Japans Bestreben zusammen, sich im Kriege gegen die angelsächsischen Mächte den Rücken freizuhalten.

Auch die Sowjetregierung hätte sich natürlich während des Kräfteingens mit Deutschland nur ungern auf einen Zweifrontenkampf eingelassen. Es ist sogar denkbar, dass Russland sich auch nach einer endgültigen Niederlage Deutschlands nicht gegen Japan wenden wird. Wahrscheinlich wird Stalin sich in einer solchen Lage abwartend verhalten und sogar versuchen, Japan als Gegengewicht gegen die Interessen der angelsächsischen Mächte in Ostasien, vor allem in China, zu benutzen.

Dieses Land war schon seit langer Zeit Gegenstand des besondern Interesses der Sowjetregierung und ganz besonders Tschitscherins. Dort lebte

ein von den kapitalistischen Staaten ausgebeutetes Volk, bei dem die kommunistische Propaganda aus diesem Grunde auf fruchtbaren Boden fallen musste. Wenn die Komintern und das Sowjetregime in ihren Bestrebungen Glück hätten, so würde dies ausserdem das Britische Reich in einem seiner empfindlichsten Punkte treffen. Bereits 1919 wurden daher Versuche unternommen, die Revolutionäre Chinas zum Anschluss an die Sowjetunion zu bewegen.

Infolgedessen gewann die Sowjetunion einen immer grösseren Einfluss in dem revolutionären Kanton, wo die kommunistischen Lehren offen gepredigt werden durften. Tschitscherin zögerte nicht, diese Vorteile auszunützen. Militärische und politische Ratgeber wurden nach Kanton entsandt, das in seinem Kampf gegen die reaktionären nord chinesischen Regierungen auch durch Lieferungen von Kriegsmaterial unterstützt wurde. Der russische Einfluss erreichte seinen Höhepunkt von 1924 an, als der erprobte Bolschewik Borodin und der später auch im Auslande bekannt gewordene General Blücher Ratgeber der Kantonregierung wurden. Eine Zusammenarbeit wurde unter anderm mit General Tschiang-Kai-Schek eingeleitet, der sich zu jener Zeit noch nach Moskau orientierte, und unter dem Namen Ga-Lin oder Galen fügte Blücher seinen früher im Bürgerkrieg und im Kampfe gegen die Japaner im Wladiwostokgebiet errungenen militärischen Erfolgen neue hinzu.

Im Jahre 1927 wandte sich das Blatt. Tschiang-Kai-Schek trat plötzlich auf die andere Seite über und begann die Kommunisten zu bekämpfen. Borodin und Blücher, die damals noch alle Fäden in den Händen gehalten hatten, mussten China Hals über Kopf verlassen und konnten mit knapper Not ihr Leben retten. Der Einfluss der Komintern und der Sowjetregierung in China hörte plötzlich auf. Es kam sogar zu einer von Marschall Tschiang-Tso-Lin angeordneten Polizeirazzia gegen die Sowjetbotschaft in Peking, die das Zusammenspiel zwischen der Komintern und der Sowjetregierung enthüllen sollte. Allem nach war sie ergiebig. Der Sowjetbotschafter Karachan wurde abberufen, und damit hatte Tschitscherin das Spiel in Ostasien verloren.

Zu diesem Ausgang trug auch der nach Trotzki's Kaltstellung durch Stalin in der Russischen Kommunistischen Partei eingetretene Richtungswechsel bei. Die «Weltrevolution» wurde aus dem Programm der Partei entfernt und durch den «nationalen Kommunismus» ersetzt. Auf Grund dieses neuen Prinzips sollte mit Hilfe der Planwirtschaft der «Sozialismus

in einem einzigen Land» verwirklicht werden. Russland brauchte jetzt nach aussen Frieden und im Innern eine Konsolidierung.

Die Razzia in Peking zeitigte noch andere weitgehende Wirkungen. Die Regierung Baldwins in England folgte dem Beispiel und veranstaltete eine Haussuchung in den Räumlichkeiten der russischen Handelsdelegation in London. Dies führte zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen London und Moskau und zur Erschwerung des Zusammenspiels der Komintern und der sowjetrussischen Diplomatie in den meisten Ländern, denen die Augen für die russische Taktik auf gegangen waren.

Tschitscherin hatte somit an seinen beiden wichtigsten Fronten Niederlagen erlitten. Offiziell gab er zwar die Leitung des Aussenkommissariates erst 1930 auf, aber sein bisheriger Mitarbeiter Litwinow erhielt einen immer grösseren Einfluss auf das diplomatische Spiel. Nun zeigte sich in aller Klarheit Stalins Bestreben, keine aussenpolitischen Risiken einzugehen, bevor das Kriegspotential des Landes durch Planwirtschaft und Industrialisierung so stark geworden wäre, dass eventuell ein Krieg gegen eine oder mehrere Grossmächte erfolgreich geführt werden könnte.

Trotz diesen Misserfolgen gab die Sowjetregierung ihr Interesse für China nicht völlig auf, beschränkte es aber auf Fragen, welche die Ostchinesische Bahn durch die Mandschurei berührten. Diese mit russischem Gelde gebaute Bahnlinie verband Russland sowohl mit Wladiwostok als auch mit China. Dazu kam, dass ein fünfzehn Kilometer breiter Landstreifen auf beiden Seiten der Bahnlinie unter russischer Jurisdiktion und Verwaltung stand. Eine Folge davon war eine starke russische Kolonisierung längs der Bahnlinie, in deren Nähe sogar ganze Städte emporgeschossen waren. Nach der Oktober-Revolution ging die Bahnlinie ganz in den Besitz des Sowjetstaates über. Die Möglichkeiten einer russischen Durchdringung der Mandschurei, mit der Ostchinesischen Bahn als Basis, wurden dadurch noch grösser. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich das Interesse der Sowjetregierung für Nordchina und für die genannte Bahn.

Für die antikommunistisch eingestellte nordchinesische Regierung war es mindestens ebenso wichtig, die Russen von dieser Bahn zu entfernen. Nachdem die Amurbahn fertiggebaut und so eine auf russischem Herrschaftsgebiet liegende Bahnverbindung mit Wladiwostok hergestellt worden war, wurde die Frage des Verkaufs der Ostchinesischen Bahn an China

behandelt. Da die Parteien sich darüber nicht einigen konnten, vereinbarten sie miteinander, dass die eine Hälfte der Direktion und Arbeiter aus Chinesen und die andere Hälfte aus Russen bestehen sollte.

Im Jahre 1926 wurde die Bahnlinie von Marschall Tschiang-Tso-Lins Truppen besetzt, doch wurden sie zurückgezogen, als Russland mit dem Säbel zu rasseln begann. Drei Jahre später unternahm der eigenwillige Herrscher in Mukden einen neuen Versuch, sich der Bahn zu bemächtigen. Er liess sich nun durch leere Drohungen nicht mehr abschrecken, und so kam es zu blutigen Kämpfen und zur Bedrohung der Hauptstadt der Mandschurei durch die von General Blücher geführten Sowjettruppen. Die bis dahin auf der Ostchinesischen Bahn herrschenden Verhältnisse wurden wieder hergestellt, aber die Ruhe war nicht von langer Dauer. Im September 1931 besetzten japanische Truppen die ganze Mandschurei, das Kaiserreich Mandschukuo wurde errichtet, und damit begann der heute noch andauernde japanisch-chinesische Krieg.

Der Zeitpunkt für die Okkupation der Mandschurei war zweifellos sehr gut gewählt. Die Sowjetunion befand sich mitten in der fieberhaftesten Periode des ersten Fünfjahresplanes, und das Land hatte sich von den schicksalsschweren Folgen der gewaltsamen Kollektivierung bei Weitem noch nicht erholt, sondern stand im Gegenteil in einer typischen Schwächeperiode. Weniger denn je wollte sich Stalin jetzt in einen Krieg verwickeln lassen. Lieber, als das Ergebnis der Industrialisierung zu gefährden, fand er sich damit ab, der «Mann, der die Ohrfeigen erhält», zu sein. Er ging sogar so weit, den Japanern am Neujahrstag 1932 einen Nichtangriffspakt anzubieten.

Japan nützte die günstige Situation aus und forderte die Anerkennung des Mandschurischen Kaisertums und den Verkauf der Ostchinesischen Bahn. Nach langwierigen und mühsamen Unterhandlungen wurde ein Vertrag unterzeichnet, nach dem die Bahn mit dem Rollmaterial und den angrenzenden Landstreifen zu äusserst niedrigem Preis an Japan verkauft wurde.

Damit war jedoch die Ruhe im Fernen Osten keineswegs wieder hergestellt. Es kam zu wiederholten Grenzverletzungen, und im Winter 1935/36 wurden blutige Kämpfe ausgetragen, so bei der russischen Grenzstadt Pograntschnaja sowie auf mongolischem Gebiet. Die Russen blieben die Antwort nicht schuldig und verteidigten erfolgreich ihr eigenes Gebiet wie das der mongolischen Volksrepublik, liessen sich aber zu keinerlei Abenteuer verlocken.

In den darauffolgenden zwei Jahren herrschte verhältnismässig Ruhe. Im Sommer 1938 wurde sie durch einen japanischen Vorstoss gegen Wladiwostok wieder gestört. Die strategisch wichtige Gebirgskette Tschiang-Kufeng wurde von den Japanern besetzt und wechselte in den darauffolgenden wochenlangen, äusserst heftigen Kämpfen wiederholt den Besitzer. Schliesslich blieben die Russen Meister auf dem Schlachtfeld, und Mitte August wurden die Japaner, die rund 10'000 Mann an Toten und Verwundeten verloren hatten, über die Grenze zurückgeworfen. Dieses «Intermezzo» wurde durch eine japanische Entschuldigung geregelt, durch die Stalin sich bezeichnenderweise befriedigt erklärte.

Auch dieses Mal hatte Japan für seine Aktion den richtigen Zeitpunkt gewählt. Die umfassende Säuberung in den zivilen und militärischen Kreisen Russlands hatte die Festigkeit des Sowjetregimes äusserst schweren Belastungen ausgesetzt und nicht zum mindesten in militärischer Hinsicht eine unverkennbare Schwächeperiode nach sich gezogen. Mit andern Männern war auch Japans alter Widersacher Blücher «liquidiert» worden. Dennoch war die japanische Berechnung in doppelter Hinsicht irrig. Die Wachsamkeit der russischen Truppen und ihre defensiven Fähigkeiten blieben ungebrochen, und Stalins Nerven hielten stand. Der Versuch, sich durch einen Überfall in den Besitz des wichtigen Hafens Wladiwostok zu setzen und Russland zu einem für dieses Land ungünstigen Zeitpunkt zum Kriege zu provozieren, schlug vollständig fehl.

Die russisch-japanischen Grenzkonflikte führten in weltpolitischer Beziehung zu äusserst weitgehenden Folgen, zum Teil deshalb, weil Stalins Handlungsweise von den meisten abendländischen Beobachtern falsch interpretiert wurde, indem sie seine Nachgiebigkeit und Geduld gegenüber den Japanern als ein Zeichen der Schwäche auslegten und diese Fehldeutung in alle Welt hinausposaunten. Dies begünstigte die von Stalin beabsichtigte «Verdunkelung» der wirklichen militärischen Stärke Russlands, die in dem gegenwärtigen Welt drama eine so grosse Rolle gespielt hat. Die Japaner hingegen, die Russlands militärische Stärke prüfen und gleichzeitig leicht errungene Gewinne einheimsen wollten, hatten schlimme Erfahrungen machen müssen. Sie schätzten infolgedessen sowohl Russlands militärische Machtmittel als auch Stalins orientalische Ruhe, seine schlaun Berechnungen und weitzielenden Pläne vollkommen richtig ein. Diese richtige Einschätzung, welche die schlaun Söhne Nippons für sich behielten, bildet sicherlich den Hintergrund des Nichtangriffspaktes, der trotz

allen Antikomintern- und Achsenpakten im April 1941 zwischen Japan und der Sowjetunion abgeschlossen wurde. Im Zusammenhang damit soll der japanische Aussenminister Matsuoka bei seiner Abreise aus Moskau zu Stalin geäußert haben: «Vergessen Sie nicht, dass wir beide Asiaten sind!» Die tiefere Bedeutung dieses Ausspruchs – mit der These «Asien den Asiaten» zusammengestellt kann Stalin vielleicht veranlassen, an seinem Vertrag mit Japan auch nach Beendigung des russischen-deutschen Kräfte messens und während der bevorstehenden entscheidenden Auseinandersetzung zwischen den Japanern und den Angelsachsen unentwegt festzuhalten. (Der Vertrag wurde im April 1945 gekündigt. Der Verlag.) Die asiatischen Pläne Tschitscherins sind im Archiv des «Narkomindjels», des Volkskommissariates für Auswärtige Angelegenheiten, sicherlich nicht so unauffindbar versteckt worden, dass sie nicht, sobald die Zeit dafür reif sein wird, wieder hervorgeholt werden könnten.

Russlands Streben nach warmen Gewässern

In der Absicht, sich aus seiner militärischen Einkreisung und diplomatischen Isolierung zu befreien, wandte sich die Sowjetunion, wie bereits erwähnt, vorerst an seine Nachbarn im Süden und Südosten. Die Verständigung mit Afghanistan dürfte ausschliesslich einen antibritischen Hintergrund gehabt haben. Die Verträge mit Persien und der Türkei hingegen waren ein Ausdruck für Russlands alte Bestrebungen, warme Gewässer und offene Meere zu erreichen. Diese leicht erklärliche Zielsetzung wurde noch auffallender, nachdem Russland durch die von Finnland und den Baltischen Staaten erlangte Unabhängigkeit das Küstenrecht an der Ostsee verloren hatte. Das Vordringen zum Golf von Persien dürfte Tschitscherin kaum schon im Jahre 1921 im Auge gehabt haben. In erster Linie hingegen war für die russische Schifffahrt in Kriegs- wie in Friedenszeiten die Frage der Erschliessung der Dardanellen von hoher Bedeutung. Bezeichnend für diese Einsicht ist unter anderm, dass die Sowjetunion, um sich Kemal Paschas Mitwirkung an der Lösung dieser Frage zu sichern, im Zusammenhang mit dem russisch-türkischen Freundschaftspakt vom Jahre 1921 drei armenische Grenzprovinzen an die Türkei abtrat und ihr in dem Kampfe gegen den ausländischen Imperialismus ausserdem eine wirksame Unterstützung versprach.

Dieser Freundschaftspakt war von hoher Wichtigkeit für die innere Konsolidierung der jungen Türkischen Republik und für ihre aussenpolitischen Beziehungen, vor allem für ihre Erfolge bei den Friedensverhandlungen in Lausanne im Jahre 1923. Dort forderte Russland, dass das Schwarze Meer für alle nicht angrenzenden Staaten verschlossen bleiben sollte, der Sowjetunion hingegen sei das unumschränkte Recht zur Ein- und Ausfahrt durch die Dardanellen zuzugestehen. Diese Forderungen stiessen auf Englands energischen Widerstand, das an ihrer Stelle durchsetzte, dass die Meerengen in Friedenszeiten jeder beliebigen Macht offenstehen sollten, unter der Bedingung jedoch, dass im Schwarzen Meer keine Flotte stärker sein dürfte als die sowjetrussische. Die Meerengen und umliegenden Gebiete wurden entmilitarisiert und unter Aufsicht einer Internationalen Kontrollkommission gestellt.

Nachdem die Ansprüche der Türkei auf den Öldistrikt von Mosul zugunsten des unter britischem Einfluss stehenden Iraks abgewiesen worden waren, gestaltete sich die russisch-türkische Zusammenarbeit noch enger. Dies kam zunächst in dem zwischen den beiden Staaten im Jahre 1925 abgeschlossenen zehnjährigen Neutralitätspakt zum Ausdruck. Im Jahre 1935 wurde der Pakt verlängert. Er bestimmt unter anderm, dass über alle aussenpolitischen Fragen von grösserer Reichweite gegenseitige Konsultationen zu erfolgen haben. Diese Verpflichtung wurde bei der Unterzeichnung des russisch-deutschen Paktes 1939 von der Sowjetunion nicht eingehalten, was zu einer merklichen Abkühlung der russisch-türkischen Freundschaft führte.

Diese war allerdings schon früher einigen Belastungen ausgesetzt gewesen. Die Aktionen Japans gegen China und Italiens gegen Abessinien veranlassten die Türkei, eine Revision der geltenden Dardanellenverträge zu verlangen, indem die beiden genannten «Angreiferstaaten» gegen die beiden andern Garanten des Lausanner Vertrages, England und Frankreich, ausgespielt werden konnten.

Auf der im Jahre 1936 in Montreux zusammengetretenen Konferenz stellte die Türkei die Forderung ihrer vollen militärischen Souveränität über die Meerengen. Litwinow hielt an dem früheren Standpunkt der Sowjetunion fest, dass das Schwarze Meer für alle ausser den angrenzenden Staaten verschlossen bleiben sollte. Er wurde dabei durch Frankreich, das sich kurz zuvor mit Russland verbündet hatte, unterstützt. England widersetzte sich energisch diesen Forderungen und bot der Türkei – in der deutlichen Absicht, dieses Land von der Zusammenarbeit mit Russland abzuhalten –

volle Freiheit an, die Meerengen zu befestigen und im Kriegsfall über Ein- und Ausfahrt durch sie allein zu bestimmen.

Infolge der in Übereinstimmung mit dem englischen Vorschlag getroffenen Vereinbarung entstand unter anderm eine stetig zunehmende englisch-türkische Annäherung, während die Sowjetunion auf Englands Veranlassung jeden Einfluss auf die Offenhaltung oder Sperrung der Meerengen in Kriegszeiten verlor. Damit wird sich jedoch Russland sicherlich nicht mehr zufriedengeben, nachdem es im Kriege gegen Deutschland seine militärische Stärke enthüllt und vielleicht selbst erst entdeckt hat. Russische Forderungen auf eine Revision des Abkommens von Montreux sind bereits angemeldet worden. Je mehr Russlands Einfluss auf dem Balkan zunimmt, desto stärker werden sich diese Forderungen geltend machen können, und desto schwieriger wird es werden, sie abzuweisen.

Die Frage der Kontrolle über die Meerengen wird daher genau wie die ostasiatische Frage einen Prüfstein für die britisch-russischen Nachkriegsbeziehungen bilden.

Die durch Iran erfolgenden alliierten Kriegsmateriallieferungen an Russland haben dem Sowjetreich den Wert des Persischen Golfs als Ausfahrtsroute zum offenen Meer zur Genüge bewiesen. Der Krieg hat die Entwicklung der Strassen- und Eisenbahnverbindungen in Iran beschleunigt. Der Persische Golf ist Russland somit näher gerückt, und dies dürfte für die Machthaber Moskaus die Bedeutung der iranischen Frage keineswegs verringert haben.

Die persischen Ölfelder sind augenblicklich Gegenstand eines ganz besonderen amerikanischen Interesses. Iran kann daher leicht der Schauplatz eines Dramas mit drei Rollen werden, wenn nach Beendigung des Weltkrieges sein Schicksal einmal entschieden werden soll.

Überhaupt liegen in Asien starke Interessengegensätze vor zwischen Russland und seinen jetzigen angelsächsischen Alliierten.

Handelsmonopol und Aussenpolitik

Alles Abendländische ist der urreussischen Volksseele im Grunde immer wesensfremd gewesen. Weder die Revolution noch die Bürgerund Interventionskriege führten in dieser Hinsicht zu einer Veränderung. Sie verschärften im Gegenteil diese Gegensätze noch mehr, indem sie die zahlenmässig wenigen Bürgerlichen, welche die abendländische Kultur wirklich

kannten, ausrotteten. Daher war der Boden gut vorbereitet für den Propagandaslogan von der «kapitalistischen Einkreisung der Sowjetunion» und dem bevorstehenden «imperialistischen Überfall» auf das Sowjetreich.

England und Frankreich wurden als die treibenden Kräfte der sowjetfeindlichen Koalition und der Völkerbund als deren vollziehendes Organ betrachtet. Dadurch erklärt sich, dass die Aussenpolitik Moskaus in Europa zur Zeit der inneren Konsolidierung und des Aufbaus der Sowjetunion in der Nep-Periode hauptsächlich auf eine diplomatische und militärische Zusammenarbeit mit Deutschland und der Türkei hinzielte. Abgesehen von der Tätigkeit der Komintern und der Aktivität in Ostasien beschränkte die Sowjetregierung ihren Kontakt mit den übrigen Staaten auf rein ökonomische Beziehungen. Die sowjetrussischen Handelsdelegationen bildeten infolgedessen in den meisten Ländern den wichtigsten Teil der Moskauer Aussenvertretung.

Dies hängt damit zusammen, dass der ganze russische Handel in der Hand des Staates monopolisiert war und dass dieses Monopol für die verschiedenen Zwecke des Sowjetregimes geschickt und rücksichtslos ausgenutzt wurde. Die westeuropäischen Geschäftsleute waren anfangs bestürzt, als sie mit einer für sie vorteilhaften inneren russischen Geschäftskonkurrenz nicht länger rechnen konnten. Nun mussten sie sich damit abfinden, dass die russischen Handelsdelegierten in ihrem Bestreben, angemessene Preise und langfristige Kredite ohne andere Sicherheit als die Garantie des russischen Staates zu erhalten, die ausländischen Geschäftsunternehmen geschickt gegeneinander ausspielten. Von ausländischer Seite unternommene Versuche, dem russischen Staatsmonopol Trusts und andere Vereinigungen entgegenzustellen, wurden von den Handelsdelegierten unschwer vereitelt. In solchen Fällen leiteten sie ihre Bestellungen in andere Länder. Das Prinzip «Teile und herrsche!» wurde somit auch auf dem Gebiete der Handelsverbindungen verwertet.

Das staatliche russische Handelsmonopol diente jedoch nicht nur rein kommerziellen Zwecken. Bei Bedarf wurde es auch als diplomatisches Druckmittel in Anspruch genommen und dabei oft durch Aktionen der Komintern ergänzt. Internationale Wirtschaftskrisen mit darauffolgender Arbeitslosigkeit in den kapitalistischen Ländern wurden von Moskau geschickt ausgenutzt, um dem Zusammenspiel zwischen den Handelsdelegationen und der Komintern die nötige Wirkung zu verleihen.

Ähnliche Methoden wandte man an, wenn es galt, russische Produkte zu verkaufen, um im Ausland russische Wirtschaftsguthaben zu schaffen. Da das vom russischen Staat geleitete Handelsmonopol nicht in gleicher Art wie private Unternehmen mit einer Gewinnmarge zu rechnen brauchte, konnten die russischen Handelsdelegierten ihre Konkurrenten nötigenfalls durch Dumping rücksichtslos unterbieten.

In verschiedenen Richtungen erwies sich die Kombination Aussenpolitik-Handelsmonopol-Komintern bald als äusserst zweckmässig. Sie wurde dazu benützt, die diplomatische Isolierung der Sowjetunion aufzuheben und bereits eingeheimste aussenpolitische Gewinne sicherzustellen und zu erweitern. Der kommunistischen Agitation in den kapitalistischen Ländern leistete sie einen guten Beistand, besonders in Zeiten internationaler Wirtschaftskrisen. Die Weltkrise 1931 drohte in Deutschland zu einem kommunistischen Sieg zu führen. Die deutsche Grossfinanz befürchtete dies und unterstützte infolgedessen die Nationalsozialisten. Diese warben aus dem durch die Inflation verarmten deutschen Mittelstand zahlreiche Proselyten und trugen daher den Sieg davon. Als letzter, aber nicht unwichtigster Umstand kommt hinzu, dass diese russische Dreieinigkeits zur Finanzierung des ersten Fünfjahrplanes kräftig beitrug.

Der Kampf für den Frieden

Der Rapallo-Vertrag mit Deutschland bildete ein Glied in den Bestrebungen Moskaus, sich gegen eine erneute imperialistische Intervention zu sichern. Deutschlands spätere Versuche, mit den Westmächten zu einem Ausgleich zu gelangen, sowie sein Beitritt zum Völkerbund wurden daher von den Russen mit scheelen Augen angesehen. Sie wurden sogar in der Weise ausgelegt, dass Deutschland auf dem Wege sei, in das sowjetfeindliche Lager überzugehen. Als Gegengewicht hierzu bemühte sich die Sowjetunion von 1926 an, mit seinen Nachbarn und andern in seiner Nähe liegenden Staaten gegenseitige Nichtangriffspakte zustande zu bringen. Der Anfang wurde mit Deutschland gemacht, alsdann folgten die Türkei, Persien, Afghanistan und Litauen. Die übrigen Staaten nahmen einstweilen eine abwartende Haltung ein.

Der erste Fünfjahrplan wurde inzwischen in die Wege geleitet, und das Bedürfnis einer Friedenssicherung nahm noch zu. Der rege Aussenkommis-

sar Maxim Maximowitsch Litwinow musste seinen ganzen Erfindungsreichtum und seine ganze Überredungskunst aufbieten. Er bediente sich dabei seiner eingehenden Kenntnisse der angelsächsischen wie der osteuropäischen Welt, wobei ihm seine Frau, eine geborene Engländerin, zweifellos von grossem Nutzen war. Erst anfangs 1932 unterzeichneten jedoch Finnland und Polen die ihnen vorgelegten Pakte, und erst zu Ende des Jahres trat Frankreich dem russischen Vertragssystem bei. Die Nationalsozialisten in Deutschland warteten zu jener Zeit bereits darauf, die Amtsgebäude an der Wilhelmstrasse in Besitz nehmen zu dürfen. Zuallerletzt kam Italien an die Reihe, dem von Russland ausser den gewöhnlichen Neutralitätsbestimmungen grosse wirtschaftliche Vorteile gewährt wurden. England liess jedoch immer noch auf sich warten.

Stalins Bestreben, während der sozialistischen Aufbauperiode sein Land gegen Krieg sicherzustellen, gelangte unter anderm darin zum Ausdruck, dass er ohne Bedenken dem sogenannten Kelloggspakt beitrug, der den Krieg als Mittel zur Lösung zwischenstaatlicher Zwistigkeiten verdammt. Er schluckte dabei seinen Ärger darüber, dass ihm nicht einmal Gelegenheit geboten worden war, sich an den der Formulierung des Paktes vorausgehenden Beratungen zu beteiligen.

Die Sowjetunion nahm auch an den Abrüstungskonferenzen teil. Litwinow setzte sich dabei für die extremste Abrüstung ein, obgleich dies mit der in Russland tatsächlich vor sich gehenden beschleunigten Aufrüstung wenig übereinstimmte. Jedenfalls glaubte Stalin nichts zu riskieren, wenn er eine vollständige Abrüstung vorschlug, denn sie würde ja doch niemals angenommen worden sein. Litwinow formulierte sogar eine Definition des «Angreifers», die jedoch nicht angenommen wurde. Die Waffenschmieden Sowjetrusslands arbeiteten inzwischen mit Volldampf, und bereits Anfang 1933 war für die fortgesetzte militärische Kräfteentfaltung Russlands ein fester kriegsindustrieller Grund gelegt.

Inzwischen erfolgte der Machtantritt Adolf Hitlers in Deutschland. Diese Entwicklung war in gewisser Hinsicht eine Überraschung für Stalin, und er nahm anfangs eine abwartende Haltung ein. Bald genug wurde es jedoch klar, dass der Nationalsozialismus fest im Sattel sass und dass Hitler die in seinem Buche «Mein Kampf» verkündeten Ansichten zu verwirklichen gedachte, wie er auch jede Gelegenheit zur Betonung der Gegensätze zwischen Deutschland und der Sowjetunion benützte. Bald genug erkannte Stalin, dass zwischen den beiden Staaten wahrscheinlich ein Krieg bevor-

stand. Daher betrieb er eine weitere Beschleunigung und Steigerung der russischen Aufrüstung, obgleich dies zu einer beträchtlichen Verzögerung des früher geplanten Ausbaus der Friedensindustrie führen musste. Im Zusammenhang damit änderte sich die zuvor abweisende Haltung des Sowjetregimes gegenüber dem Völkerbund. Am 18. September 1934 wurde die Sowjetunion in die illustre Versammlung aufgenommen und erhielt einen ständigen Ratssitz.

Stalin hatte vorher, am 17. Kongress der Russischen Kommunistischen Partei, mit deutlicher Adresse an Hitler erklärt, dass «die Sowjetunion niemanden – wer es auch sein möge – zu bedrohen und noch weniger anzugreifen gedenke . . . Alle diejenigen, die den Frieden wünschen und Handelsverbindungen mit uns anstreben, können stets auf unsere Unterstützung zählen». Als diese Äusserung zu keinem Ergebnis führte, unterbreitete Litwinow dem deutschen Botschafter in Moskau den Vorschlag zu einem sogenannten Ostpakt, der die Unantastbarkeit Finnlands und der Baltischen Staaten garantieren sollte. Hitler wies den Vorschlag zurück, weil diese Staaten weder von Deutschland noch von der Sowjetunion bedroht seien.

Es gelang Litwinow nun, Frankreich und England für diesen Ostpakt, der eine Art «Ost-Locarno» werden sollte, zu interessieren. Deutschland erklärte jedoch, dass es sich keinem Garantiesystem anschliessen könne, solange seine eigene militärische Gleichberechtigung in der Praxis nicht durchgeführt worden sei; es könne daher keine Verpflichtungen übernehmen, die es möglicherweise mit andern Mächten in einen Krieg verwickeln würden.

Diese Ermahnung an die Westmächte, die Rüstungsbeschränkungen des Versailler Friedens aufzuheben, fand jedoch kein Gehör. Da nahm Deutschland selbst die Sache in die Hand und führte am 16. März 1935 die allgemeine Wehrpflicht wieder ein. Bei der gleich darauf einberufenen Zusammenkunft in Stresa wurde der Ostpakt erneut, aber ergebnislos befürwortet. Damit geriet diese Frage in ihrer ursprünglichen Form auf ein totes Geleise. Ihr Grundgedanke war jedoch nicht völlig aufgegeben worden. Er wurde im Jahre 1939 während Molotows doppelseitigen Verhandlungen mit Frankreich-England auf der einen – mit Deutschland auf der andern Seite wieder hervorgeholt. In seiner äusseren Form war er nicht mehr zu erkennen, als die Sowjetunion en Wirklichkeit forderte, die Randstaaten durch eine Besetzung schützen zu dürfen. Im Grunde handelte es sich jedoch jetzt, wie vor fünf Jahren, darum, eine Bedrohung der Nordflanke der Sowjetunion abzuwenden. Im Jahre 1939 waren jedoch die Rollen ver-

tauscht, die Westmächte sagten nein und Deutschland ja, Russland erlangte die gewünschte Frist, die allerdings kürzer wurde, als berechnet worden war. Deutschland entging für den Augenblick einem Zweifrontenkrieg, jedoch nur, um einige Jahre später einen verschärften Dreifrontenkrieg auskämpfen zu müssen.

Das Scheitern des Ostpaktes trieb Frankreich und die Sowjetunion einander in die Arme, und im Mai 1935 wurde ein gegenseitiger Französisch-Russischer Beistandspakt unterzeichnet. Wenige Tage darauf folgte die Tschechoslowakei dem Beispiel Frankreichs. In der Praxis bedeutete dieser Pakt, dass die sowjetrussische Flugwaffe auf tschechischem Gebiet vorgeschobene Stützpunkte erhalten würde. Deutschland fasste dies als eine gegen sein Herz gerichtete Drohung auf, und sie war es zweifellos auch.

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass es Pierre Laval sein sollte, der den französisch-russischen Pakt unterzeichnete. General de Gaulles Besuch in Moskau anfangs Dezember 1944 hat die Wiederauferstehung des französisch-russischen Paktes zur Folge gehabt.

Die Kriegswolken häufen sich

Die Sozialdemokraten der verschiedenen Länder hätten nach Ansicht der Bolschewiki versuchen sollen, den Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 durch Aufstände zu verhindern. Indem sie dies unterliessen, seien sie zu Verrätern an der Sache des Proletariats geworden und wurden daher von der Komintern in jeglicher Weise als «Reaktionäre» bekämpft.

Der Durchbruch des Nationalsozialismus in Deutschland und die wachsende Kriegsgefahr für Russland zwangen Stalin und damit die Komintern, ihre Einstellung zu den Sozialdemokraten der übrigen Länder zu revidieren. Infolgedessen wurde die bis dahin zwischen den Bolschewiki und den übrigen Parteien gezogene Grenzlinie derart verlegt, dass sie nunmehr zwischen «Demokraten» und «Faschisten» verlief. Der Schachzug war geschickt berechnet. Die sogenannte Volksfront gewann lebhaften Zuspruch in den demokratischen Staaten, besonders in Frankreich und Spanien, und sollte daher einen gewissen Einfluss auf die schicksalsschweren Ereignisse ausüben, die sich bald darauf in diesen beiden Ländern abspielten. Für Litwinow bedeutete die Volksfront einen Trumpf, den er in dem grosspolitischen Spiel geschickt zum Vorteil der Sowjetunion ausnützte. Das nächste

Ziel war, wie angedeutet, Russland während der industriellen Aufbauperiode den Frieden zu sichern. Ein Mittel dazu war die «Kollektive Sicherheit», die in Litwinow einen eifrigen Fürsprecher gewann.

Der italienische Eroberungskrieg gegen Abessinien und die dadurch ausgelöste Sanktionenpolitik verlieh der Volksfront einen neuen Auftrieb. Auf diesem Gebiete wurde während des kurz darauffolgenden spanischen Bürgerkrieges eine wirkliche Hochkonjunktur erreicht.

Seiner vorsichtigen Aussenpolitik getreu, verhielt sich Stalin zu den Sanktionen gegenüber Italien abwartend. Die als Gegenzug gebildete Achse Berlin–Rom, die bald bis nach Tokio verlängert wurde, zeigte deutlich, dass die Kriegsgefahr sich mit grossen Schritten näherte. Der im November 1936 unterzeichnete Anti-Kominternpakt war ein weiteres Unheil verkündendes Vorzeichen in diesem Sinne und richtete sich ausserdem direkt gegen Moskau.

Der spanische Bürgerkrieg hingegen bot der Komintern ein vielversprechendes Wirkungsfeld. Eine Intervention musste für Russland ohne grosse Risiken erhebliche Vorteile bringen. Mussolini und Hitler hatten jedoch in Spanien ebenfalls Interessen zu vertreten und schritten zur Intervention, ehe Stalin Zeit gefunden hatte, seine Absichten auszuführen. Der republikanischen spanischen Regierung wurden jedoch russische Waffen sowie militärische und politische Ratgeber in beträchtlichem Ausmasse zur Verfügung gestellt, obgleich sich Litwinow an der von England und Spanien betriebenen Nichtinterventionspolitik beteiligte. Als die erwarteten Vorteile ausblieben, zog Stalin sich aus dem Spiel zurück, fest entschlossen, die gewonnenen militärischen und waffentechnischen Erfahrungen auszunützen. Möglicherweise trug auch die grosse Säuberung im russischen Offizierskorps zu Russlands Zurückhaltung während der späteren Phase des spanischen Bürgerkrieges bei. Auch die Tätigkeit der Komintern erfüllte nicht die auf sie gesetzten Hoffnungen, sondern übte im Gegenteil eine störende Wirkung auf Russlands aussenpolitische Zusammenarbeit mit den Westmächten aus. Damit waren für Litwinow diesmal die Glanztage seiner internationalen Laufbahn beendet.

Diplomatische Intrigen

Die rasch wachsende Stärke der Achsenmächte, Russlands Eingreifen in Spanien und seine vorübergehende militärische Schwächeperiode, die sich unter anderm durch die Nachgiebigkeit gegenüber Japan kennzeichne-

te, führten dazu, dass England die bis dahin auf Grund der französisch-russischen Allianz betriebene Sicherheitspolitik durch eine Ausgleichspolitik gegenüber Deutschland zu ersetzen suchte. Dieser Kurswechsel drängte Russland aus dem Kreis der weltpolitischen Entscheidungen, die von da ab getroffen wurden, hinaus. So erlitt Moskau eine vollständige Schlappe, als es in der deutschtschechischen Krise versuchte, die französisch-russische Allianz in Tätigkeit zu setzen, und die Sowjetunion nicht einmal eingeladen wurde, an den das Schicksal seines Bundesgenossen entscheidenden Verhandlungen teilzunehmen. Durch das Münchner Abkommen wurde die Tschechoslowakei für den europäischen Frieden geopfert, und damit war die Sowjetunion in aussenpolitischer Hinsicht ebenso isoliert wie in den ersten Revolutionsjahren. Auch versuchten die Westmächte, um Zeit zu gewinnen, Deutschlands Expansionsbestrebungen nach Osten zu lenken. Dieser Versuch der Westmächte verwandelte sich durch den russisch-deutschen Freundschafts- und Konsultationspakt von 1939 zu einem an seinen Ausgangspunkt zurückkehrenden Bumerang. Stalin hingegen war wiederum Herr der Lage. Allerdings errang Hitler grosse militärische Erfolge, Stalin aber gewann die gewünschte Frist, die er trefflich auszunützen verstand. Wie dieser Zeitgewinn später in endgültige militärische Erfolge ausgenützt wurde, ist in einem früheren Kapitel geschildert worden.

Vor der Unterzeichnung des Übereinkommens mit Deutschland wurden zwischen England und Russland intensive Verhandlungen geführt. Die Britische Regierung dürfte unter anderm vorgeschlagen haben, dass die Sowjetunion in einem allgemeinen europäischen Konflikt Polen und Rumänien zu Hilfe kommen sollte, doch nur auf ausdrückliches Ansuchen dieser Länder. Von russischer Seite wurde stattdessen die Bildung einer englisch-französisch-russischen Militärallianz vorgeschlagen, die automatisch in Kraft treten sollte, falls eine dieser Mächte oder ein zwischen der Sowjetunion und Deutschland liegender Staat einem Angriff ausgesetzt würde. Nachdem dieser Vorschlag abgelehnt worden war, musste Litwinow seinen Posten als Aussenkommissar aufgeben, und an seine Stelle trat Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (Skriabin), der den Posten heute noch innehat.

Im Gegensatz zu Litwinow, der Jude ist, ist Molotow rein russischer Abkunft. Er ist 1890 geboren, alter Bolschewik und wurde bereits 1930 Vorsitzender im Rat der Volkskommissare. Er ist ein typischer russischer Beamter, kenntnisreich, energisch und fleissig, aber ohne Tschitscherins

Selbständigkeit und Litwinows Geschmeidigkeit. Molotow war jedoch in der russischen Aussenpolitik ein neuer Name und konnte ohne Schwierigkeit auch für ein Übereinkommen mit Deutschland verwendet werden.

Die Verhandlungen mit England wurden weitergeführt, scheiterten jedoch endgültig, als die von Russland verlangten Garantien für die Baltischen Staaten nicht gewährt wurden. Dabei wurde es jedoch Stalin klar, dass England fest entschlossen war, seine an Polen gegebenen Versprechungen zu halten, und dass Frankreich dann gleichfalls eingreifen würde. Ebenso wusste die Sowjetunion, dass Hitler nicht zuschlagen würde, solange er Gefahr lief, in einen Zweifrontenkrieg verwickelt zu werden. Ein russisch-deutscher Pakt musste also den Krieg nach sich ziehen, der England und Frankreich mit Deutschland in einen Kampf auf Leben und Tod verwickeln und aus dem auch der Sieger erheblich geschwächt hervorgehen würde; damit wäre die unmittelbare Kriegsgefahr von der Sowjetunion abgewehrt, und diese hätte Zeit, ihre Kriegsrüstungen zu vollenden, und Aussicht, sich andere Vorteile, besonders strategischer Art, zu verschaffen.

Der Vorhang geht auf

Anfangs ging alles wie berechnet. Der Kampf begann, und die Sowjetunion vermochte binnen Kurzem, längs des grösseren Teils der bisherigen Grenze beträchtlich nach Westen vorzurücken. Die einzige Enttäuschung bereitete ihr Finnlands heldenmütiger Widerstand und die dadurch ihrer Armee zugefügten blutigen' Verluste.

Die Ursachen für Russlands Mässigung im Friedensvertrag mit Finnland sind nicht klar. Möglicherweise wollte Stalin einem späteren Übereinkommen mit den Westmächten nicht alle Türen verschliessen. Es ist auch denkbar, dass er glaubte, durch eine «friedliche Durchdringung» das von der Roten Armee begonnene Werk vollenden zu können. Sicher ist jedenfalls, dass der Winterkrieg und die darauffolgenden russischen Plackereien Finnland völlig in das deutsche Lager trieben.

Durch den Waffenstillstandsvertrag mit Finnland vom 19. September 1944 hat Stalin obgleich die Bedingungen in mancher Hinsicht hart sein mögen – deutlich bewiesen, dass es ihm nicht um die vollständige Unterjochung Finnlands zu tun ist. Er hat sich jedoch einen kräftigen Einfluss auf

Finnlands Innen- und Aussenpolitik gesichert und sich desselben auch bereits bedient.

Frankreichs geringe Widerstandskraft war der erste Fehler in Stalins Berechnungen. Die Erkenntnis seines Irrtums machte ihm jedoch klar, dass er bald gezwungen werden würde, allein und unter weit schwereren Verhältnissen, als er sich gedacht hatte, den Kampf gegen Deutschland aufzunehmen. Wahrscheinlich wurde der russische Verteidigungsplan gegen Deutschland bereits im Sommer 1940 der veränderten Lage angepasst. Nun beschloss die russische Kriegsleitung, die traditionelle russische Rückzugsstrategie anzuwenden, verlieh ihr eine moderne Form und arbeitete sie konsequent für die Armee, für die Marine und für die Flugwaffe aus. Wie dieser Operationsplan dann verwirklicht wurde, haben wir bereits gesehen.

Der deutsche Angriff warf Russland natürlich den Westmächten in die Arme. Es kam jedoch keineswegs zu einer liebevollen Umarmung, und vor allem hat Russland sich den von den angelsächsischen Mächten unternommenen Annäherungsversuchen gegenüber etwas kühl verhalten.

Wie weit die russische Armee über Russlands alte Grenzen nach Westen vordringen wird, kann Ende 1944 mit Sicherheit noch nicht vorausgesehen werden. Der Vorstoss durch Rumänien und Bulgarien folgte sicher der Linie des geringsten Widerstandes, hatte aber gleichzeitig auch ausgeprägt politische Gründe. Russland ist der grösste und mächtigste Staat am Schwarzen Meer, in das einer der wichtigsten Flüsse Südeuropas, die Donau, mündet. Infolgedessen hat das Donaubecken stets das besondere Interesse Russlands auf sich gelenkt. Die Wiedereroberung des im Süden an das Donaudelta grenzenden Bessarabiens und ein dauernder politischer Einfluss auf Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Ungarn, die alle von der Donau berührt werden, muss daher als ein russisches Kriegsziel von allergrösster Bedeutung bezeichnet werden. Dieses Kriegsziel hat Russland weitgehend erreicht und seine Hegemonie auf dem Balkan gesichert. Russland hält bereits jetzt aussergewöhnliche Pfänder in der Hand, und seine Stimme wird bei einer künftigen Friedenskonferenz von entscheidender Bedeutung sein. Die gegen Deutschland gerichtete Invasion der Westmächte dauert bereits viele Monate, und sie wird sicherlich mit aller Energie zu Ende geführt werden. Je teurer die Invasion die Angelsachsen zu stehen kommt, desto grössere Aussichten hat Russland, seine aussenpolitischen Ziele zu erreichen. Wie weit diese Ziele über die bereits angedeuteten hin-

ausreichen werden, ist noch nicht mit Sicherheit zu erkennen. Vieles wird dabei auf den inneren Zustand der vom Kriege am härtesten betroffenen Länder im Augenblick der Waffenstreckung ankommen. Hätten Lenin und Trotzki Russlands Schicksal noch geleitet, wäre es leicht gewesen, zu prophezeien. Jetzt wird Russland von dem Manne regiert, der den nationalen Kommunismus gepredigt, aber auch wie kein anderer verstanden hat, seine Pläne zu verbergen. Alles, auch das Unerwartetste, liegt daher im Bereich der Möglichkeit.

Sicher ist jedenfalls, dass der kommende Friede nicht im Zeichen der vertrauensvollen Versöhnung stehen wird. Eher wird er durch den Handschlag von Panzerfäusten über den Ruinen Zentraleuropas besiegelt werden.

Der russische Bär ist aus den ausgefochtenen Kämpfen keineswegs mit heiler Haut davongekommen. Er wird im Gegenteil zahlreiche und tiefe Wunden zu heilen und schwere Blut- und Kräfteverluste zu ersetzen haben. Eine Atempause dürfte daher für ihn nach Beendigung der Kriegsoperationen, wenn nicht unbedingt notwendig, so doch äusserst wünschenswert sein. Die Zähigkeit, Ausdauer und Lebenskraft des russischen Volkes, die ungeheuren Naturreichtümer und die gewaltige Industrialisierung des Landes sowie Stalins unbändige Willenskraft und zielbewusste Energie bürgen jedoch für eine rasche und vollständige Erholung des Landes, unabhängig davon, ob es dazu ausländische Hilfe erhalten wird oder nicht.

BILDERVERZEICHNIS

Lenin	32
Marschall Woroschilow	33
Aussenkommissar Molotow	33
Marschall Budjonny	33
Partei und Volk (graphische Darstellung)	53
Entwicklung des Wirtschaftslebens (graphische Darstellung)	113
Die landwirtschaftliche Produktion (graphische Darstellung)	114
Die Kohlenförderung (graphische Darstellung)	114
Russlands Anteil an den Energiequellen der Welt (graphische Darstellung)	115
Die Roheisenproduktion (graphische Darstellung)	115
Die Produktion von Maschinen (graphische Darstellung)	115
Die Lebensmittelproduktion (graphische Darstellung)	116
Die Produktion der Leichtindustrie (graphische Darstellung)	116
Scharfschütze in Winterausrüstung	144
Scharfschütze in Sommerausrüstung	144
Erkundungspatrouille mit Schwimmsäcken	144
Kosaken	145
Maschinengewehrfourgon der Kavallerie	145
Feldkanone auf Kufen	145
Sturmartillerie	145
Mittelschwerer Kampfwagen	160
Rote Amazonen	160
Raucherrast	161
Die freiwillige Verteidigungsbewegung	161
Das Schlachtschiff <i>Gangut</i>	176
Der Kreuzer <i>Kirow</i>	176
Torpedokreuzer	177
Grösserer Zerstörer	177
Leichter Bomber	208
Viermotoriges Transportflugzeug	208

Der Grosse Platz in Stalingrad vor und nach der deutschen Bombardierung	209
Die wichtigsten Orte der russischen Flugzeugindustrie	211
Die Flugstützpunktorganisation längs der russischen Westgrenze	218
Das Flugverkehrsnetz der Sowjetunion	222
Die Organisation der russischen Luftwaffe (graphische Darstellung)	235
Josef Stalin	240
Marschall Timoschenko	241
Marschall Schaposchnikow f	241
Marschall Schukow	241
Karte 1: Russischer und deutscher Aufmarsch am 21. Juni 1941	256
Karte 2: Front zur Zeit der russischen Gegenangriffe vom 6. Dezember 1941	257
Karte 3: Front Ende September 1942	272
Karte 4: Front Ende 1944	273

INHALT

<i>Vorwort</i>	5
<i>Das Rätsel Russland</i>	7
<i>Mütterchen Russland</i>	13
Das Land der endlosen Weiten und Entfernungen	13
Von der Tundra zur russischen Riviera	14
Schlummernde Millionen erwachen	16
<i>Russlands Völker</i>	22
Das dichtbevölkerte Dorf und das volkarme Land	22
Eine bunte Bevölkerungskarte	23
Die arme Bevölkerung des reichen Landes	25
Die Analphabeten von gestern – die Kulturträger von morgen	30
<i>Das Gesellschaftsleben des zaristischen Russlands und die Revolution</i>	33
Die Ausdrucksformen des Despotismus	33
Der Despotismus wird untergraben	35
Der Landhunger der Muschiks	36
Die revolutionäre Eruption	38
Lenin greift ein	40
Die Bolschewiki reißen die Macht an sich	42
<i>Die Interventions- und Bürgerkriege</i>	45
Missglückte Friedensbestrebungen	45
Der Bürgerkrieg	47
<i>Der Aufbau des Sowjetstaates</i>	49
Die Staatsverfassung	49
Die einzelnen Sowjetrepubliken und ihre Befugnisse	51
Die Staatsgewalt der Sowjetunion	52
Die Diktatur des Proletariats	55
Die Geheimpolizei	57
Der Sowjetstaat und die Religion	59

<i>Josef Stalin</i>	61
Lenins Erbe wird geteilt	61
Der Junge, der Priester werden sollte	62
Lenins Jünger	63
Stalins militärische Probestücke	66
Stalin als Parteitaktiker und Diktator	69
Stalin im Privatleben	73
<i>Die Industrialisierung des Agrarlandes</i>	78
Das kriegsindustrielle Fiasko des Zarenregimes	78
Der Kriegskommunismus	79
Unfreiwilliger Rückzug	81
Die Generallinie der Planwirtschaft	83
Die Industrialisierung des Agrarlandes	85
Das russische Dorf – die Schlüsselposition der Industrialisierung	88
Das Personalproblem der Industrialisierung	96
Die Steigerung des Arbeitstempos	100
Die Bedeutung des Transportproblems	103
Die militärischen Folgen der Industrialisierung	111
<i>Die Rote Arbeiter- und Bauernarmee</i>	120
Die zaristische Armee wird enterbt	120
Die Armee der Arbeiter und Bauern	121
Der Umfang des Massenaufgebotes	123
Die grundlegende Organisation der Kriegsmacht	125
Der Zuwachs der Kriegsmacht	127
Die zaristischen Offiziere und die Revolution	129
Die zaristischen Offiziere und die Rote Armee	131
Das Rote Offizierskader	134
Die Auswahl nach sozialen und politischen Gesichtspunkten	135
Die Eintrittsbedingungen für die Kriegsschulen	136
Die höhere militärische Ausbildung	138
Der heutige russische Offizier	140
Das Politische Kommando	145
Leitung und Organisation der Kriegsmacht	152
Polizei- und Grenzbewachungstruppen	158
Die Ausbildung der Armee	159
Der Grenzschutz	162
Die militarisierte Gesellschaft	163

Der Partisanenkrieg wird vorbereitet	167
Der militarisierte Sport	169
Das russische Militärbudget	170
<i>Die sowjetrussische Marine</i>	173
Die maritimen Ambitionen der Kontinentalmacht	173
Die Marinepolitik bis 1914	174
Der Weltkrieg 1914 bis 1918	177
Der Wiederaufbau der Roten Flotte 1918 bis 1941	178
Die ersten Jahre des zweiten Weltkrieges	185
Die Kriegsjahre 1941 bis Juni 1944	188
Rückblick auf die Seekriegsereignisse	191
Die Organisation der Marine	197
Die Ausbildung	198
<i>Die russische Luftwaffe</i>	202
Die Ausgangslage	202
Der Start	205
Die Kapazität der Flugzeugindustrie	208
Die technische Leitung der Flugzeugfabrikation	210
Die Entwicklungsmöglichkeiten der Flugzeugfabrikation	213
Die flugstrategische Bedeutung der grenzenlosen Weiten	217
Der militärische Charakter des Zivilflugverkehrs	220
Die Aufgaben und Verwendung der russischen Luftwaffe	223
Flugstrategische Absichten 1926 bis 1936	225
Das Ausbleiben der erwarteten russischen Luftoffensive im Jahre 1941	229
Die Eröffnung der Feindseligkeiten	231
Die Bedeutung der Organisation	232
Die Organisation der russischen Luftwaffe	235
Anpassung an die Lage	236
Die Entwicklungstendenzen der strategischen Bomberwaffe	237
<i>Der Kampf der Titanen</i>	241
Die Präludien – ein Kampf um die Flanken und Frontbreite	241
Der russische Operationsplan – ein Festhalten an erprobter Strategie	243
Der Aufmarsch – eine Abweichung vom Operationsplan?	246
Die Grenzschlachten – ein russisches Vorpostengefecht	250
Die Stalinlinie – eine Domröschenstellung	252

Die Russen setzen den Rückzug im Süden fort	254
Deutsche Offensive gegen Leningrad	255
Der Kampf um Moskau	256
Die Winterschlachten 1941/42	259
Die deutsche Kornkammer- und Öloffensive – eine missglückte Spekulation	260
Beginn der Gegenoffensive – die Russen finden ihren Weg	267
Die Sommeroffensive 1943 – eine folgerichtige Ausnutzung des früher gewonnenen Übergewichtes	270
Die Herbst- und Winteroffensiven 1943/44 – eine durchgeführte Verfolgung	272
Die Operationen gegen das Baltikum	276
Die Sommeroffensive 1944 – die Früchte des Erfolges werden geerntet	278
Die russisch-finnische Front – eine politische Front	281
Der gerade Stoss wird zum Stehen gebracht und die Flankenoperation im Norden zu Ende geführt	284
Der Südflügel schwenkt vor – eine politische Offensive	285
Die Lage Ende 1944	287
<i>Weltrevolution und Realpolitik</i>	289
Die Weltrevolution winkt	289
Die Komintern	292
Die aussenpolitische Isolierung wird durchbrochen	293
Sowjetrussland und der Orient	296
Russlands Streben nach warmen Gewässern	301
Handelsmonopol und Aussenpolitik	303
Der Kampf für den Frieden	305
Die Kriegswolken häufen sich	308
Diplomatische Intrigen	309
Der Vorhang geht auf	311
<i>Bilderverzeichnis</i>	315